LEPLAY HOUSE
LIBRARY
No. SHL
WITHDRAWN

Zeitschrift
für
Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VI 1937 Heft 2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

EGHAM

INHALT.

I. Aufsätze.

Seite

MAX HORKHEIMER
Traditionelle und kritische Theorie 245

LEO LÖWENTHAL
Knut Hamsun. Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie .. 295

WALTER BENJAMIN
Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker 346

C. M. BOWRA
Sociological Remarks on Greek Poetry 382

C. BOUGLÉ
Les sciences sociales en France 400

II. Besprechungen.

Philosophie :

K. Jaspers, Nietzsche. — F. Nietzsche, Mein Leben. — R. Oehler, F. Nietzsche und die deutsche Zukunft *(Löwith)* 405
Bemerkungen zu Jaspers' „Nietzsche" *(Horkheimer)* 407
Edmund Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transcendentale Phänomenologie *(Marcuse)* 414
Aloys Fischer, Die Existenzphilosophie Martin Heideggers *(Stern)* 416
Recherches philosophiques. — Benjamin Fondane, La conscience malheureuse. — Jeanne Hersch, L'illusion philosophique. — G. Bachelard, La dialectique de la durée *(Aron)* 417
Jean de la Harpe, De l'ordre et du hasard *(Aron)* 419
M. B. Foster, The Political Philosophies of Plato and Hegel *(Hellman)* 420

Allgemeine Soziologie :

J. G. Droysen, Historik *(Marcuse)* 421
Reine und angewandte Soziologie *(Coutinho)* 422
Alfred Vierkandt, Familie, Volk und Staat *(Manheim)* 423
Armand Cuvillier, Introduction à la Sociologie *(Aron)* 424
G. L. Duprat, Esquisse d'un traité de sociologie *(Howard)* 424
G. Mosca, Histoire des doctrines politiques *(Kirchheimer)* 425
Leo Strauss, The Political Philosophy of Hobbes *(Marcuse)* 426
Paolo Treves, Joseph de Maistre *(Mayer)* 427
Karl Löwith, Jacob Burckhardt *(Mayer)* 428

Psychologie :

L. L. Thurstone, Vectors of Mind. — J. C. Flanagan, Factor-analysis in the Study of Personality. — E. S. Bogardus, Introduction to Social Research. — Dorothy C. Culver, Methodology of Social Science Research. — F. L. Kelley und A. C. Krey, Tests and Measurements in the Social Sciences *(Lazarsfeld)* 429
Factors Determining Human Behavior *(Stern)* 431
R. Osborn, Freud and Marx *(Fromm)* 433
Karen Horney, The Neurotic Personality of Our Time *(Schachtel)* 434
Jean Bourjade, L'intelligence et la pensée de l'enfant. — Jean Piaget, La naissance de l'intelligence chez l'enfant. — Pierre Janet, Les débuts de l'intelligence. — Pierre Janet, L'intelligence avant le langage *(Feldmann)* 434
Hildegard Hetzer, Psychologische Untersuchung der Konstitution des Kindes *(Schachtel)* 436

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

(1250

Traditionelle und kritische Theorie.

Von
Max Horkheimer.

Das Problem, was Theorie sei, scheint nach dem heutigen Stand der Wissenschaft keine grossen Schwierigkeiten zu bieten. Theorie gilt in der gebräuchlichen Forschung als ein Inbegriff von Sätzen über ein Sachgebiet, die so miteinander verbunden sind, dass aus einigen von ihnen die übrigen abgeleitet werden können. Je geringer die Zahl der höchsten Prinzipien im Verhältnis zu den Konsequenzen, desto vollkommener ist die Theorie. Ihre reale Gültigkeit besteht darin, dass die abgeleiteten Sätze mit tatsächlichen Ereignissen zusammenstimmen. Zeigen sich dagegen Widersprüche zwischen Erfahrung und Theorie, so wird man diese oder jene revidieren müssen. Entweder hat man schlecht beobachtet, oder mit den theoretischen Prinzipien ist etwas nicht in Ordnung. Im Hinblick auf die Tatsachen bleibt die Theorie daher stets Hypothese. Man muss bereit sein, sie zu ändern, wenn sich bei der Bewältigung des Materials Unzuträglichkeiten herausstellen. Theorie ist das aufgestapelte Wissen in einer Form, die es zur möglichst eingehenden Kennzeichnung von Tatsachen brauchbar macht. H. Poincaré vergleicht die Wissenschaft mit einer Bibliothek, die unaufhörlich wachsen soll. Die Experimentalphysik spielt die Rolle des Bibliothekars, der die Ankäufe besorgt, das heisst, sie bereichert das Wissen durch Herbeischaffung von Material. Die mathematische Physik, die Theorie der Naturwissenschaft im strengsten Sinn, hat die Aufgabe, den Katalog herzustellen. Ohne den Katalog könnte man sich der Bibliothek trotz aller Reichtümer nicht bedienen. „Das ist also die Rolle der mathematischen Physik, sie muss die Verallgemeinerung in dem Sinne leiten, dass sie ... den Nutzeffekt erhöht."[1]) Als Ziel der Theorie überhaupt erscheint das universale System der Wissenschaft. Es ist nicht mehr auf ein besonderes Gebiet beschränkt,

---

1) H. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Ausgabe von F. und L. Lindemann. Leipzig 1914, S. 146.

sondern umfasst alle möglichen Gegenstände. Die Trennung der Wissenschaften ist aufgehoben, indem die auf verschiedene Bereiche bezogenen Sätze auf dieselben Voraussetzungen zurückgeführt werden. Derselbe begriffliche Apparat, der zur Bestimmung der toten Natur bereitsteht, dient auch zur Einordnung der lebendigen, und jeder, der seine Handhabung, das heisst die Regeln der Ableitung, das Zeichenmaterial, das Verfahren beim Vergleich von deduzierten Sätzen mit der Feststellung von Tatsachen usf. einmal gelernt hat, kann sich seiner jederzeit bedienen. Von diesem Zustand sind wir noch entfernt.

Dies ist, freilich im groben, die heute verbreitete Vorstellung vom Wesen der Theorie. Sie pflegt sich aus den Anfängen der neueren Philosophie herzuleiten. Als die dritte Maxime seiner wissenschaftlichen Methode bezeichnet Descartes den Entschluss, „der Ordnung nach meine Gedanken zu leiten, also bei den einfachsten und am leichtesten zu erkennenden Gegenständen zu beginnen, um nach und nach sozusagen gradweise bis zur Erkenntnis der zusammengesetztesten aufzusteigen, wobei ich selbst unter denen Ordnung voraussetzte, die nicht in der natürlichen Weise aufeinander folgen." Die Ableitung, wie sie in der Mathematik üblich ist, sei auf die gesamte Wissenschaft anzuwenden. Die Ordnung der Welt erschliesst sich einem deduktiven gedanklichen Zusammenhang. „Die langen Ketten von ganz einfachen und leicht einzusehenden Vernunftgründen, deren sich die Geometer zu bedienen pflegen, um zu ihren schwierigsten Beweisen zu gelangen, hatten mich darauf geführt, mir vorzustellen, dass alle Dinge, die unter die Erkenntnis der Menschen fallen können, untereinander in derselben Beziehung stehen und dass, wenn man nur darauf achtet, kein Ding für wahr zu halten, das es nicht ist, und stets die Ordnung beibehält, die erforderlich ist, um die einen von den andern abzuleiten, es keine so entfernten Erkenntnisse geben kann, zu denen man nicht gelangte, noch auch so verborgene, die man nicht entdeckte."[1]) Je nach der übrigen philosophischen Einstellung des Logikers werden die allgemeinsten Sätze, von denen die Deduktion ihren Ausgang nimmt, selbst noch als Erfahrungsurteile, als Induktionen angesehen, wie bei John Stuart Mill, als evidente Einsichten, wie in rationalistischen und phänomenologischen Strömungen, oder als willkürliche Festsetzungen, wie in der modernen Axiomatik. In der fortgeschrittensten Logik der Gegenwart, wie sie in Husserls logischen Untersuchungen repräsentativen Ausdruck gefunden hat, wird Theorie „als in sich geschlossenes

[1]) Descartes, Discours de la méthode. II. Deutsche Übersetzung von A. Buchenau. Leipzig 1911, S. 15.

Sätzesystem einer Wissenschaft überhaupt" bezeichnet.[1]) Theorie im prägnanten Sinn ist „eine systematische Verknüpfung von Sätzen in der Form einer systematisch einheitlichen Deduktion."[2]) Wissenschaft heisst „ein gewisses Universum von Sätzen ... wie immer aus theoretischer Arbeit erwachsen, in deren systematischer Ordnung ein gewisses Universum von Gegenständen zur Bestimmung kommt."[3]) Dass alle Teile durchgängig und widerspruchslos miteinander verknüpft sind, ist die Grundforderung, die jedes theoretische System befriedigen muss. Einstimmigkeit, welche die Widerspruchslosigkeit einschliesst, sowie das Fehlen überflüssiger, rein dogmatischer Bestandteile, die ohne Einfluss auf die beobachtbaren Erscheinungen sind, bezeichnet H. Weyl als unerlässliche Bedingung.[4])

Soweit dieser traditionelle Begriff von Theorie eine Tendenz aufweist, liegt sie in der Richtung auf ein rein mathematisches Zeichensystem. Als Elemente der Theorie, als Teile der Schlüsse und Sätze, fungieren immer weniger Namen für erfahrbare Gegenstände, sondern mathematische Symbole. Auch die logischen Operationen selbst sind bereits soweit rationalisiert, dass zumindest in grossen Teilen der Naturwissenschaft die Theorienbildung zur mathematischen Konstruktion geworden ist.

Die Wissenschaften von Mensch und Gesellschaft sind bestrebt, dem Vorbild der erfolgreichen Naturwissenschaften nachzufolgen. Der Unterschied zwischen den Schulen der Gesellschaftswissenschaft, die mehr auf Tatsachenforschung, und denen, die mehr auf Prinzipien eingestellt sind, hat unmittelbar mit dem Begriff der Theorie als solcher nichts zu tun. Die emsige Sammelarbeit in allen Fächern, die sich mit sozialem Leben befassen, das Zusammentragen ungeheurer Quantitäten von Einzelheiten über Probleme, die mittels sorgfältiger Enqueten oder anderer Hilfsmittel betriebenen empirischen Forschungen, wie sie seit Spencer besonders in den angelsächsischen Universitäten einen grossen Teil der Aktivität ausmachen, bieten gewiss ein Bild, das dem sonstigen Leben unter der industriellen Produktionsweise äusserlich verwandter erscheint als die Formulierung abstrakter Prinzipien, als die Erwägungen über Grundbegriffe am Schreibtisch, wie sie etwa für einen Teil der deutschen Soziologie kennzeichnend waren. Aber dies bedeutet keinen strukturellen Unterschied des Denkens. In den späten Perioden der gegenwärtigen Gesellschaft haben die

---

[1]) E. Husserl, Formale und transzendentale Logik. Halle 1929, S. 89.
[2]) a. a. O., S. 79.
[3]) a. a. O., S. 91.
[4]) H. Weyl, Philosophie der Naturwissenschaft. In : Handbuch der Philosophie, Abteilung 2. München und Berlin 1927, S. 118 ff.

sogenannten Geisteswissenschaften ohnehin nur einen schwankenden Marktwert; sie müssen schlecht und recht versuchen, es den glücklicheren Naturwissenschaften gleichzutun, deren Verwendungsmöglichkeit jeder Frage überhoben ist. Über die Identität der Auffassung von Theorie in den verschiedenen Soziologenschulen untereinander und mit den Naturwissenschaften kann jedenfalls kein Zweifel herrschen. Die Empiriker haben keine andere Vorstellung einer durchgebildeten Theorie als die Theoretiker. Sie sind bloss der selbstbewussten Überzeugung, dass angesichts der Kompliziertheit der gesellschaftlichen Probleme und des Standes der Wissenschaft die Arbeit an allgemeinen Prinzipien als bequeme und müssige Angelegenheit zu betrachten sei. Soweit theoretische Arbeit geleistet werden müsse, vollziehe sie sich in stetigem Umgang mit dem Material; an umfassende theoretische Darstellungen sei in absehbarer Zeit noch gar nicht zu denken. Die Methoden exakter Formulierung, besonders mathematische Verfahrungsweisen, deren Sinn mit dem umrissenen Begriff von Theorie aufs engste zusammenhängt, erfreuen sich grosser Liebe bei diesen Gelehrten. Es ist nicht so sehr die Theorie überhaupt als die von anderen und ohne eigenen Umgang mit den Problemen einer empirischen Fachwissenschaft, von „oben her" entworfene Theorie, deren Bedeutung von dieser Seite bestritten wird. Unterscheidungen wie die zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft (Tönnies), zwischen der mechanischen und organischen Solidarität (Durkheim), zwischen Kultur und Zivilisation (A. Weber) als Grundformen menschlicher Vergesellschaftung enthüllten sogleich ihre Problematik, wenn man sie auf konkrete Probleme anzuwenden versuche. Der Weg, den die Soziologie in Anbetracht des gegenwärtigen Standes der Forschung nehmen müsse, sei der mühsame Aufstieg von der Beschreibung gesellschaftlicher Phänomene zum eingehenden Vergleichen und von da erst zur Bildung allgemeinerer Begriffe.

Der hier vorliegende Gegensatz läuft in letzter Linie darauf hinaus, dass die Empiriker ihrer Tradition gemäss nur abgeschlossene Induktionen als die höchsten Sätze der Theorie gelten lassen wollen und glauben, man sei von solchen noch weit entfernt. Ihre Gegner halten für die Bildung der höchsten Kategorien und Einsichten auch andere, nicht so sehr vom Fortschreiten der Materialsammlung abhängige Verfahrungsweisen für richtig. Mag zum Beispiel Durkheim selbst in vieler Hinsicht mit den Grundansichten der Empiristen übereinstimmen; soweit es ihm um Prinzipien zu tun ist, erklärt er den Induktionsprozess für abkürzbar. Die Klassifikation gesellschaftlicher Vorgänge auf Grund blosser empirischer Bestandsaufnahmen ist nach ihm weder möglich,

noch könnte sie die Erleichterung bei der Forschung verschaffen, die man von ihr erwartet. „Ihre Rolle ist es, uns Anhaltspunkte an die Hand zu geben, an die wir andere Beobachtungen anknüpfen können als die, durch welche wir diese Anhaltspunkte selbst erworben haben. Zu diesem Zweck jedoch muss sie nicht nach einem vollständigen Inventar aller individuellen Züge entworfen sein, sondern nach einer kleinen, sorgfältig ausgewählten Anzahl von ihnen ... Sie kann dem Beobachter sehr viele Schritte ersparen, weil sie ihn führen wird ... Wir müssen also für unsere Klassifikation besonders wesentliche Züge heraussuchen."[1]) Ob nun aber die höchsten Prinzipien durch Auswahl, durch Wesensschau oder durch blosse Festsetzung gewonnen werden, macht im Hinblick auf ihre Funktion im idealen theoretischen System keinen Unterschied. Gewiss ist, dass der Wissenschaftler seine mehr oder minder allgemeinen Sätze an die neu auftretenden Tatsachen als Hypothesen heranbringt. Der phänomenologisch orientierte Soziologe wird freilich versichern, dass es nach Feststellung eines Wesensgesetzes unzweifelhaft gewiss sei, dass sich jedes Exemplar ihm entsprechend verhalten müsse. Aber der hypothetische Charakter des Wesensgesetzes macht sich dann in dem Problem geltend, ob im Einzelfall ein Exemplar des betreffenden oder eines verwandten Wesens vorliegt, ob es sich um ein schlechtes Exemplar des einen oder ein gutes der andern Gattung handelt. Immer steht auf der einen Seite das gedanklich formulierte Wissen, auf der andern ein Sachverhalt, der unter es befasst werden soll, und dieses Befassen, dieses Herstellen der Beziehung zwischen der blossen Wahrnehmung oder Konstatierung des Sachverhalts und der begrifflichen Ordnung unseres Wissens heisst seine theoretische Erklärung.

Von den verschiedenen Arten der Einordnung braucht hier im einzelnen nicht die Rede zu sein. Es sei bloss kurz angedeutet, wie es sich nach diesem traditionellen Begriff von Theorie mit der Erklärung geschichtlicher Ereignisse verhält. In der Kontroverse zwischen Eduard Meyer und Max Weber tritt das deutlich hervor. Meyer hatte die Frage, ob bei Ausbleiben gewisser Willensentschlüsse bestimmter historischer Personen die von ihnen entfesselten Kriege früher oder später doch gekommen wären, unbeantwortbar und müssig genannt. Weber wollte im Gegensatz dazu erweisen, dass dann Geschichtserklärung überhaupt unmöglich wäre. Er entwickelte im Anschluss an Theorien des Physiologen v. Kries und juristischer und nationalökonomischer Autoren wie Merkel, Liefmann und Radbruch die „Theorie der

---

[1]) E. Durkheim, Les règles de la méthode sociologique. Paris 1927, S. 99.

objektiven Möglichkeit". Die Erklärung des Historikers bestehe ebensowenig wie die des Strafrechtlers in einer möglichst vollständigen Aufzählung aller beteiligten Umstände, sondern in der Hervorhebung des Zusammenhangs zwischen bestimmten, für den geschichtlichen Fortgang interessanten Bestandteilen des Ereignisses und einzelnen determinierenden Vorgängen. Dieser Zusammenhang, also etwa das Urteil, dass ein Krieg durch die Politik eines zielbewussten Staatsmanns entfesselt worden sei, setzt logisch voraus, dass im Fall der Unterlassung dieser Politik nicht der durch sie erklärte Effekt, sondern ein anderer eingetreten wäre. Die Behauptung einer bestimmten historischen Verursachung schliesst immer ein, dass bei ihrem Ausbleiben auf Grund der bekannten Erfahrungsregeln unter den vorhandenen Umständen eine bestimmte andere Wirkung sich geltend gemacht hätte. Die Erfahrungsregeln sind dabei nichts anderes als die Formulierungen unseres Wissens über die ökonomischen, gesellschaftlichen und psychologischen Zusammenhänge. An ihrer Hand konstruieren wir den wahrscheinlichen Verlauf unter Weglassung und Einsetzung des Ereignisses, das zur Erklärung dienen soll.[1]) Es ist ein Operieren mit Konditionalsätzen, angewandt auf eine gegebene Situation. Unter Voraussetzung der Umstände a b c d muss das Ereignis q erwartet werden, fällt d hinweg, das Ereignis r, tritt g hinzu, das Ereignis s, usf. Solches Kalkulieren gehört zum logischen Gerüst der Historie wie der Naturwissenschaft. Es ist die Existenzweise der Theorie im traditionellen Sinn.

Das, was die Wissenschaftler auf den verschiedensten Gebieten somit als das Wesen der Theorie ansehen, entspricht in der Tat ihrer unmittelbaren Aufgabe. Sowohl die Handhabung der physischen Natur wie auch diejenige bestimmter ökonomischer und sozialer Mechanismen erfordert eine Formung des Wissensmaterials, wie sie in einem Ordnungsgefüge von Hypothesen gegeben ist. Die technischen Fortschritte des bürgerlichen Zeitalters sind von dieser Funktion des Wissenschaftsbetriebs nicht abzulösen. Einerseits werden durch ihn die Tatsachen für das Wissen fruchtbar gemacht, das unter den gegebenen Verhältnissen verwertbar ist, andererseits das vorhandene Wissen auf die Tatsachen angewandt. Es besteht kein Zweifel, dass solche Arbeit ein Moment bei der fortwährenden Umwälzung und Entwicklung der materiellen Grundlagen dieser Gesellschaft darstellt. Soweit der Begriff der Theorie jedoch verselbständigt wird, als ob er etwa aus dem inneren Wesen der Erkenntnis oder sonstwie unhistorisch zu

[1]) Vgl. Max Weber, Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. In : Gesammelte Aufsätze. Tübingen 1922, S. 266 ff.

begründen sei, verwandelt er sich in eine verdinglichte, ideologische Kategorie.

Sowohl die Fruchtbarkeit neu entdeckter tatsächlicher Zusammenhänge für die Umformung der vorhandenen Erkenntnis wie die Anwendung dieser Erkenntnis auf Tatbestände sind Bestimmungen, die nicht auf rein logische oder methodologische Elemente zurückgehen, sondern jeweils nur im Zusammenhang mit realen gesellschaftlichen Verläufen zu verstehen sind. Dass eine Entdeckung Anlass zur Umstrukturierung vorhandener Anschauungen gibt, ist nie ausschliesslich durch logische Erwägungen, des näheren durch den Widerspruch zu bestimmten Teilen der herrschenden Vorstellungen begründbar. Es sind immer Hilfshypothesen ausdenkbar, durch die eine Änderung der Theorie im ganzen vermieden werden könnte. Dass gleichwohl neue Ansichten sich durchsetzen, steht, auch wenn für die Wissenschaftler selbst nur immanente Motive bestimmend sind, in konkreten historischen Zusammenhängen. Dies wird von den modernen Erkenntnistheoretikern nicht geleugnet, wenn freilich sie bei den massgebenden ausserszientivischen Faktoren nicht so sehr an die gesellschaftlichen Verhältnisse als an Genie und Zufall denken. Dass man im siebzehnten Jahrhundert begann, die Schwierigkeiten, in welche die traditionelle astronomische Erkenntnisweise geraten war, nicht mehr durch zusätzliche Konstruktionen zu erledigen, sondern zum kopernikanischen System überging, lag nicht an seinen logischen Eigenschaften — etwa der grösseren Einfachheit — allein. Dass diese als Vorzüge wirkten, führt selbst auf die Grundlagen der gesellschaftlichen Praxis jener Epoche. Wie das im sechzehnten Jahrhundert kaum erwähnte kopernikanische System dazu kam, zu einer revolutionären Macht zu werden, bildet einen Teil des geschichtlichen Prozesses, in dem das mechanistische Denken zur Herrschaft gelangt.[1]) Dass die Änderung wissenschaftlicher Strukturen von der jeweiligen gesellschaftlichen Situation abhängt, gilt jedoch nicht allein für so umfassende Theorien wie das kopernikanische System, sondern auch für die speziellen Forschungsprobleme im Alltag. Ob das Auffinden neuer Varietäten auf einzelnen Gebieten der anorganischen oder organischen Natur, sei es im chemischen Laboratorium oder bei paläontologischen Forschungen, zur Änderung alter Klassifikationen oder zur Entstehung neuer den Anlass bildet, lässt sich keineswegs aus der logischen Situation allein ableiten. Die Erkenntnistheoretiker pflegen sich hier mit einem nur scheinbar

---

[1]) Eine Darlegung dieses Prozesses findet sich in dieser Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 161 ff., in dem Aufsatz von H. Grossmann, Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur.

ihrer Wissenschaft immanenten Begriff der Zweckmässigkeit zu helfen. Ob und wie neue Definitionen zweckmässig gebildet werden, hängt in Wahrheit nicht bloss von der Einfachheit und Folgerichtigkeit des Systems, sondern unter anderem auch von Richtung und Zielen der Forschung ab, die aus ihr selbst weder zu erklären noch gar letztlich einsichtig zu machen sind.

Und wie der Einfluss des Materials auf die Theorie so ist auch die Anwendung der Theorie auf das Material nicht ein innerszientivischer, sondern zugleich ein gesellschaftlicher Vorgang. Die Beziehung von Hypothesen auf Tatsachen vollzieht sich schliesslich nicht im Kopf der Gelehrten, sondern in der Industrie. Die Regeln, dass Steinkohlenteer, wenn er bestimmten Einwirkungen unterworfen wird, Farbqualitäten entwickelt oder dass Nitroglyzerin, Salpeter und andere Stoffe eine hohe Sprengkraft haben, sind aufgestapeltes Wissen, das in den Fabriksälen der grossen Trusts wirklich auf die Tatsachen angewendet wird.

Unter den verschiedenen philosophischen Schulen scheinen besonders die Positivisten und Pragmatisten der Verflechtung der theoretischen Arbeit in den Lebensprozess der Gesellschaft Rechnung zu tragen. Sie bezeichnen die Voraussicht und Brauchbarkeit der Resultate als Aufgabe der Wissenschaft. In der Realität ist diese Zielbewusstheit, der Glaube an den sozialen Wert seines Berufs für den Gelehrten jedoch eine Privatangelegenheit. Er mag ebensowohl an ein unabhängiges, „suprasoziales", freischwebendes Wissen glauben wie an die soziale Bedeutung seines Fachs, dieser Gegensatz der Interpretation übt auf sein faktisches Tun nicht den geringsten Einfluss. Der Gelehrte und seine Wissenschaft sind in den gesellschaftlichen Apparat eingespannt, ihre Leistung ist ein Moment bei der Selbsterhaltung, bei der fortwährenden Reproduktion des Bestehenden, gleichviel was sie sich selbst für einen Reim darauf machen. Sie müssen nur ihrem „Begriff" entsprechen, das heisst Theorie in dem Sinn herstellen, wie er oben beschrieben wurde. In der gesellschaftlichen Arbeitsteilung hat der Gelehrte die Auffassung und Einordnung von Tatsachen in begriffliche Ordnungen zu besorgen und diese so instandzuhalten, dass er selbst und alle, die davon Gebrauch zu machen haben, ein möglichst weites Tatsachengebiet beherrschen können. Das Experiment hat innerhalb der Wissenschaft den Sinn, die Feststellung der Tatsachen in einer Weise zu betreiben, die der jeweiligen Situation der Theorie besonders angemessen ist. Das Tatsachenmaterial, der Stoff wird von aussen geliefert. Die Wissenschaft besorgt seine klare, übersichtliche Formulierung, so dass man die Kenntnisse handhaben kann, wie man will. Für den Gelehrten ist das Aufnehmen, Umformen, Durchrationalisieren des Tat-

sachenwissens, gleichviel, ob es sich um ein möglichst eingehendes Darlegen des Stoffes wie in der Historie und den beschreibenden Teilen anderer Einzelwissenschaften oder um die Zusammenfassung von Datenmassen und die Gewinnung allgemeiner Regeln wie in der Physik handelt, seine besondere Art der Spontaneität, die theoretische Betätigung. Der Dualismus von Denken und Sein, Verstand und Wahrnehmung ist ihm natürlich.

Die traditionelle Vorstellung der Theorie ist aus dem wissenschaftlichen Betrieb abstrahiert, wie er sich innerhalb der Arbeitsteilung auf einer gegebenen Stufe vollzieht. Sie entspricht der Tätigkeit des Gelehrten, wie sie neben allen übrigen Tätigkeiten in der Gesellschaft verrichtet wird, ohne dass der Zusammenhang zwischen den einzelnen Tätigkeiten unmittelbar durchsichtig wird. In dieser Vorstellung erscheint daher nicht die reale gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft, nicht was Theorie in der menschlichen Existenz, sondern bloss was sie in der abgelösten Sphäre bedeutet, wo sie unter den historischen Bedingungen erzeugt wird. In Wahrheit resultiert jedoch das Leben der Gesellschaft aus der Arbeit der verschiedenen Produktionszweige zusammen, und wenn die Arbeitsteilung unter der kapitalistischen Produktionsweise auch nur schlecht funktioniert, so sind ihre Zweige, auch die Wissenschaft, doch nicht als selbständig und unabhängig anzusehen. Sie sind Besonderungen der Art und Weise, wie sich die Gesellschaft mit der Natur auseinandersetzt und in ihrer gegebenen Form erhält. Sie sind Momente des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, mögen sie selbst auch wenig oder gar nicht produktiv im eigentlichen Sinne sein. Weder die Struktur der industriellen und agrarischen Produktion noch die Trennung von sogenannten leitenden und ausführenden Funktionen, Diensten und Arbeiten, geistigen und manuellen Verrichtungen sind ewige oder natürliche Verhältnisse, sie gehen vielmehr aus der Produktionsweise in bestimmten Gesellschaftsformen hervor. Der Schein der Selbständigkeit von Arbeitsprozessen, deren Verlauf sich aus einem inneren Wesen ihres Gegenstandes herleiten soll, entspricht der Täuschung von der Freiheit der Wirtschaftssubjekte in der bürgerlichen Gesellschaft. Sie glauben, nach individuellen Entschlüssen zu handeln, während sie noch in ihren kompliziertesten Kalkulationen Exponenten des unübersichtlichen gesellschaftlichen Mechanismus sind.

Das falsche Selbstbewusstsein des bürgerlichen Gelehrten unter der liberalistischen Ära zeigt sich in den verschiedensten philosophischen Systemen. Einen besonders prägnanten Ausdruck hat es um die Jahrhundertwende im Neukantianismus Marburger Prägung gefunden. Einzelne Züge der theoretischen Tätigkeit

des Fachgelehrten werden hier zu universalen Kategorien, gleichsam zu Momenten des Weltgeistes, des ewigen „Logos" gemacht, oder vielmehr entscheidende Züge des gesellschaftlichen Lebens werden auf die theoretische Tätigkeit des Gelehrten reduziert. Die „Kraft der Erkenntnis" wird „die Kraft des Ursprungs" genannt. Unter „Erzeugen" wird die „schöpferische Souveränität des Denkens" verstanden. Sofern etwas als gegeben erscheint, müsse es gelingen, alle Bestimmungen an ihm aus den theoretischen Systemen, in letzter Linie aus der Mathematik zu konstituieren, alle endlichen Grössen lassen sich mittels der Infinitesimalrechnung aus dem Begriff des unendlich Kleinen herleiten, und eben dies sei ihre „Erzeugung". Das einheitliche System der in diesem Sinn allmächtigen Wissenschaft ist das Ideal. Und weil am Gegenstand sich alles in gedankliche Bestimmung auflöst, ist als Resultat dieser Arbeit nichts Festes, Materielles vorzustellen; die bestimmende, einordnende, einheitstiftende Funktion ist das einzige, worin alles gründet, worauf alle menschliche Anstrengung abzielt. Die Erzeugung ist Erzeugung der Einheit, und die Erzeugung selbst ist das Erzeugnis.[1]) Der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit besteht nach dieser Logik eigentlich darin, dass von der armseligen Welt, die der Gelehrte zu Gesicht bekommt, immer mehr in der Form des Differentialquotienten ausdrückbar wird. Während in Wirklichkeit der wissenschaftliche Berufszweig ein unselbständiges Moment in der Arbeit, der geschichtlichen Aktivität der Menschen ist, wird er hier an ihre Stelle gesetzt. Insofern die Vernunft in einer künftigen Gesellschaft tatsächlich die Ereignisse bestimmen soll, ist diese Hypostasierung des Logos als der Wirklichkeit auch eine verkleidete Utopie. Die Selbsterkenntnis des Menschen in der Gegenwart ist jedoch nicht die mathematische Naturwissenschaft, die als ewiger Logos erscheint, sondern die vom Interesse an vernünftigen Zuständen durchherrschte kritische Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft.

Die isolierende Betrachtung einzelner Tätigkeiten und Tätigkeitszweige mitsamt ihren Inhalten und Gegenständen bedarf, um wahr zu sein, des konkreten Bewusstseins ihrer eigenen Beschränktheit. Es muss zu einer Auffassung übergegangen werden, in der die Einseitigkeit, welche durch die Abhebung der Teilvorgänge aus der gesamtgesellschaftlichen Praxis ihr notwendig anhaftet, wieder aufgehoben wird. In der Vorstellung der Theorie, wie sie sich dem Gelehrten selbst auf Grund seines eigenen Berufs notwendig ergibt, bietet das Verhältnis von Tatsache und begrifflicher

[1]) Vgl. H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis. Berlin 1914, S. 23 ff.

Ordnung einen wichtigen Ansatzpunkt zu einer solchen Überwindung. Auch die herrschende Erkenntnistheorie hat die Problematik dieses Verhältnisses erkannt. Es wird wiederholt hervorgehoben, dass dieselben Gegenstände in der einen Disziplin Probleme bilden, die in kaum absehbarer Zeit zu lösen sind, und in der anderen als schlichte Tatbestände hingenommen werden. Zusammenhänge, die in der Physik der Forschung als Thema aufgegeben sind, gelten in der Biologie als selbstverständliche Voraussetzung. In der Biologie selbst gilt das gleiche für die physiologischen im Verhältnis zu den psychologischen Verläufen. Die Sozialwissenschaften nehmen die gesamte menschliche und aussermenschliche Natur als gegeben und interessieren sich für die Ordnung der Beziehungen zwischen Mensch und Natur und der Menschen untereinander. Aber nicht durch den Hinweis auf diese der bürgerlichen Wissenschaft immanente Relativität des Verhältnisses von theoretischem Denken und Tatsachen ist der Begriff von Theorie weiter zu entwickeln, sondern durch eine Erwägung, die nicht bloss den Wissenschaftler, sondern die erkennenden Individuen überhaupt betrifft.

Die gesamte wahrnehmbare Welt, so wie sie für das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden ist und in der damit in Wechselwirkung stehenden traditionellen Weltauffassung interpretiert wird, gilt ihrem Subjekt als Inbegriff von Faktizitäten, sie ist da und muss hingenommen werden. Das ordnende Denken jedes einzelnen gehört mit zu den gesellschaftlichen Reaktionen, die dahin tendieren, sich in einer den Bedürfnissen möglichst entsprechenden Weise anzupassen. Zwischen dem Individuum und der Gesellschaft besteht hier aber ein wesentlicher Unterschied. Dieselbe Welt, die für den einzelnen etwas an sich Vorhandenes ist, das er aufnehmen muss und dem er Rechnung trägt, ist in der Gestalt, wie sie da ist und fortbesteht, ebensosehr Produkt der allgemeinen gesellschaftlichen Praxis. Was wir in der Umgebung wahrnehmen, die Städte, Dörfer, Felder und Wälder tragen den Stempel der Bearbeitung an sich. Die Menschen sind nicht bloss in der Kleidung und im Auftreten, in ihrer Gestalt und Gefühlsweise ein Resultat der Geschichte, sondern auch die Art, wie sie sehen und hören, ist von dem gesellschaftlichen Lebensprozess, wie er in den Jahrtausenden sich entwickelt hat, nicht abzulösen. Die Tatsachen, welche die Sinne uns zuführen, sind in doppelter Weise gesellschaftlich präformiert : durch den geschichtlichen Charakter des wahrgenommenen Gegenstands und den geschichtlichen Charakter des wahrnehmenden Organs. Beide sind nicht bloss natürlich, sondern durch menschliche Aktivität geformt, das Individuum jedoch erfährt sich selbst bei der Wahrnehmung als

aufnehmend und passiv. Der Gegensatz von Passivität und Aktivität, der in der Erkenntnistheorie als Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand auftritt, gilt für die Gesellschaft nicht im gleichen Mass wie für das Individuum. Wo sich dieses als passiv und abhängig erfährt, ist jene, die sich doch aus Individuen zusammensetzt, ein wenn auch bewusstloses und insofern uneigentliches, jedoch tätiges Subjekt. Dieser Unterschied in der Existenz von Mensch und Gesellschaft ist ein Ausdruck der Zerspaltenheit, die den geschichtlichen Formen des gesellschaftlichen Lebens bisher eigen war. Die Existenz der Gesellschaft hat entweder auf unmittelbarer Unterdrückung beruht oder ist eine blinde Resultante widerstrebender Kräfte, jedenfalls nicht das Ergebnis bewusster Spontaneität der freien Individuen. Daher wechselt die Bedeutung der Begriffe von Passivität und Aktivität, je nachdem sie auf die Gesellschaft oder das Individuum bezogen werden. In der bürgerlichen Wirtschaftsweise ist die Aktivität der Gesellschaft blind und konkret, die des Individuums abstrakt und bewusst.

Die menschliche Produktion enthält stets auch Planmässiges. Insofern als die Tatsache, die für das Individuum äusserlich zur Theorie hinzukommt, gesellschaftlich produziert ist, muss daher, wenn auch in eingeschränktem Sinn, Vernunft in ihr zu finden sein. In der Tat steckt in der gesellschaftlichen Praxis immer auch das vorhandene und angewandte Wissen; die wahrgenommene Tatsache ist daher schon vor ihrer bewussten, vom erkennenden Individuum vorgenommenen theoretischen Bearbeitung durch menschliche Vorstellungen und Begriffe mitbestimmt. Dabei ist nicht etwa bloss an das naturwissenschaftliche Experiment zu denken. Die sogenannte Reinheit des tatsächlichen Verlaufs, die durch die experimentelle Veranstaltung erreicht werden soll, ist gewiss an technische Bedingungen geknüpft, deren Zusammenhang mit dem materiellen Produktionsprozess unmittelbar einleuchtet. Aber es wird hier leicht die Frage nach der Vermittlung des Tatsächlichen durch die gesellschaftliche Praxis als ganzer mit der Frage nach der Beeinflussung des beobachteten Gegenstandes durch das Messinstrument, also durch dieses besondere Verfahren, vermengt. Das letztere Problem, das die Physik selbst fortwährend verfolgt, hängt mit dem hier aufgeworfenen nicht enger zusammen als das der Wahrnehmung überhaupt, auch der alltäglichen. Der physiologische Sinnesapparat des Menschen arbeitet selbst schon längst weitgehend in der Richtung physikalischer Versuche. Die Art, wie im aufnehmenden Betrachten Stücke geschieden und zusammengefasst werden, wie einzelnes nicht bemerkt, anderes hervorgehoben wird, ist ebensosehr Resultat der modernen Produktionsweise, wie die Wahrnehmung eines Mannes aus irgendeinem Stamm primitiver

Jäger und Fischer Resultat seiner Existenzbedingungen und freilich auch des Gegenstandes ist. Mit Beziehung darauf liesse sich der Satz, die Werkzeuge seien Verlängerungen der menschlichen Organe, so umdrehen, dass die Organe auch Verlängerungen der Instrumente sind. Auf den höheren Stufen der Zivilisation bestimmt die bewusste menschliche Praxis unbewusst nicht bloss die subjektive Seite der Wahrnehmung, sondern in höherem Mass auch den Gegenstand. Was das Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft täglich um sich sieht, Mietskasernen, Fabriksäle, Baumwolle, Schlachtvieh, Menschen, und ferner nicht bloss die Körper, sondern auch die Bewegung, in der sie wahrgenommen werden, von Untergrundbahnen, Förderkörben, Autos, Flugzeugen aus, diese sinnliche Welt trägt die Züge der bewussten Arbeit an sich, und die Scheidung, was davon der unbewussten Natur, was der gesellschaftlichen Praxis angehört, ist real nicht durchzuführen. Selbst dort, wo es sich um die Erfahrung natürlicher Gegenstände als solcher handelt, ist deren Natürlichkeit durch den Kontrast zur gesellschaftlichen Welt bestimmt und insoweit von ihr abhängig.

Das Individuum nimmt jedoch die sinnliche Wirklichkeit als blosse Folge von Tatsachen in die begrifflichen Ordnungen auf. Auch diese haben sich, freilich in wechselndem Zusammenhang, mit dem Lebensprozess der Gesellschaft entwickelt. Wenn daher die Einordnung in die Systeme des Verstandes, die Beurteilung der Gegenstände, in der Regel mit grosser Selbstverständlichkeit und bemerkenswerter Übereinstimmung unter den Mitgliedern der gegebenen Gesellschaft vor sich geht, so ist diese Harmonie sowohl zwischen Wahrnehmung und traditionellem Denken wie zwischen den Monaden, das heisst den individuellen Erkenntnissubjekten, kein metaphysischer Zufall. Die Macht des gesunden Menschenverstandes, des common sense, für den es keine Geheimnisse gibt, ferner die allgemeine Geltung von Anschauungen auf den Gebieten, die nicht unmittelbar mit den gesellschaftlichen Kämpfen zusammenhängen, wie etwa den Naturwissenschaften, ist dadurch bedingt, dass die zu beurteilende Gegenstandswelt in hohem Mass aus einer Tätigkeit hervorgeht, die von denselben Gedanken bestimmt ist, mittels deren sie im Individuum wiedererkannt und begriffen wird. In Kants Philosophie ist dieser Sachverhalt in idealistischer Form ausgedrückt. Die Lehre von der bloss passiven Sinnlichkeit und dem aktiven Verstand zeitigt bei ihm die Frage, woher der Verstand die sichere Voraussicht nehme, das Mannigfaltige, das in der Sinnlichkeit gegeben sei, in aller Zukunft unter seine Regeln zu befassen. Die These einer prästabilierten Harmonie, eines „Präformationssystems der reinen Vernunft", dass dem Denken die Regeln als gewiss eingeboren seien, nach denen die Gegenstände sich dann auch richteten,

wird von ihm ausdrücklich bekämpft.[1]) Seine Erklärung lautet, dass die sinnlichen Erscheinungen vom transzendentalen Subjekt, also durch vernünftige Aktivität schon geformt sind, wenn sie von der Wahrnehmung aufgenommen und mit Bewusstsein beurteilt werden.[2]) Die „transzendentale Affinität", die subjektive Bestimmtheit des sinnlichen Materials, von der das Individuum nichts weiss, hat er in den wichtigsten Kapiteln der Kritik der reinen Vernunft näher zu begründen versucht.

Die Schwierigkeit und Dunkelheit, welche die hierauf bezüglichen Hauptstücke von der Deduktion und vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe Kants eigener Anschauung nach an sich tragen, mag damit zusammenhängen, dass er die dem empirischen Subjekt unbewusste, überindividuelle Tätigkeit nur in der idealistischen Form eines Bewusstseins an sich, einer rein geistigen Instanz vorstellt. Er sieht, gemäss der in seiner Periode erreichbaren theoretischen Übersicht, die Realität nicht als Produkt der im ganzen freilich chaotischen, im einzelnen aber zielgerichteten gesellschaftlichen Arbeit an. Wo Hegel bereits die List einer immerhin weltgeschichtlichen objektiven Vernunft erblickt, sieht Kant „eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden."[3]) Jedenfalls hat er begriffen, dass hinter der Diskrepanz zwischen Tatsache und Theorie, die der Gelehrte in seinem fachlichen Geschäft erfährt, eine tiefere Einheit steckt, die allgemeine Subjektivität, von der das individuelle Erkennen abhängt. Die gesellschaftliche Aktivität erscheint als transzendentale Macht, das heisst als Inbegriff geistiger Faktoren. Kants Behauptung, dass ihre Wirksamkeit von einem Dunkel umgeben, das heisst trotz aller Rationalität irrational sei, entbehrt jedoch nicht eines wahren Kerns. Die bürgerliche Wirtschaftsweise ist bei allem Scharfsinn der konkurrierenden Individuen von keinem Plan beherrscht, nicht bewusst auf ein allgemeines Ziel gerichtet, das Leben des Ganzen geht aus ihr nur unter ungeheuren Reibungen in verkümmerter Gestalt und gleichsam als ein Zufall hervor. Die inneren Schwierigkeiten, mit denen die höchsten Begriffe der Kantischen Philosophie, vor allem das Ich der transzendentalen

---

[1]) Vgl. Kritik der reinen Vernunft. Transzendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. 2. Aufl., § 27.

[2]) a. a. O., Zur Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. 1. Aufl., 2. Abschnitt, 4. Vorläufige Erklärung der Möglichkeit der Kategorien als Erkenntnisse a priori.

[3]) a. a. O., Von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe.

Subjektivität, die reine oder ursprüngliche Apperzeption, das Bewusstsein an sich behaftet sind, zeugen von der Tiefe und Aufrichtigkeit seines Denkens. Der Doppelcharakter dieser Kantischen Begriffe, die einerseits die höchste Einheit und Zielrichtung, andererseits etwas Dunkles, Bewusstloses, Undurchsichtiges bezeichnen, trifft genau die widerspruchsvolle Form der menschlichen Aktivität in der neueren Zeit. Das Zusammenwirken der Menschen in der Gesellschaft ist die Existenzweise ihrer Vernunft, so wenden sie ihre Kräfte an und bestätigen ihr Wesen. Zugleich jedoch ist dieser Prozess mitsamt seinen Resultaten ihnen selbst entfremdet, erscheint ihnen mit all seiner Verschwendung von Arbeitskraft und Menschenleben, mit seinen Kriegszuständen und dem ganzen sinnlosen Elend als unabänderliche Naturgewalt, als übermenschliches Schicksal. In Kants theoretischer Philosophie, in seiner Analyse der Erkenntnis, ist dieser Widerspruch aufbewahrt. Die unaufgelöste Problematik des Verhältnisses von Aktivität und Passivität, a priori und sinnlichem Datum, Philosophie und Psychologie, ist daher keine subjektive, sondern eine notwendig bedingte Unzulänglichkeit. Hegel hat diese Widersprüche aufgedeckt und entfaltet, aber am Ende im Medium einer höheren geistigen Sphäre versöhnt. Aus der Verlegenheit vor dem allgemeinen Subjekt, das Kant behauptet und doch nicht recht zu bezeichnen vermag, hat sich Hegel freigemacht, indem er den absoluten Geist als das Allerrealste setzt. Das Allgemeine hat sich nach ihm bereits adäquat entfaltet und ist identisch mit dem, was sich vollzieht. Die Vernunft braucht nicht mehr bloss kritisch gegen sich zu sein, sie ist bei Hegel affirmativ geworden, bevor noch die Wirklichkeit als vernünftig zu bejahen ist. Angesichts der real weiterbestehenden Widersprüche der menschlichen Existenz, angesichts der Ohnmacht der Individuen vor den von ihnen selbst erzeugten Verhältnissen erscheint diese Lösung als private Behauptung, als persönlicher Friedensschluss des Philosophen mit einer unmenschlichen Welt.

Die Einordnung der Tatsachen in bereitliegende Begriffssysteme und die Revision der letzteren durch Vereinfachungen oder Bereinigung von Widersprüchen ist, wie ausgeführt, ein Teil der allgemeinen gesellschaftlichen Praxis. Bei der Gespaltenheit der Gesellschaft in Klassen und Gruppen versteht es sich, dass die theoretischen Gebilde je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer von ihnen auch eine verschiedene Beziehung zu dieser allgemeinen Praxis haben. Solange unter einer feudalen Gesellschaftsordnung die bürgerliche Klasse sich erst formierte, hatte die mit ihr aufkommende rein wissenschaftliche Theorie eine jener Epoche gegenüber weitgehend auflösende, gegen die alte Form der Praxis

aggressive Tendenz. Im Liberalismus kennzeichnete sie den herrschenden Menschentypus. Heute wird die Entwicklung nicht mehr so sehr durch die mittleren Existenzen bestimmt, die in ihrer Konkurrenz untereinander auf Verbesserung des materiellen Produktionsapparats und der Erzeugnisse angewiesen sind, wie durch die nationalen und internationalen Gegensätze von Führercliquen auf den verschiedenen Kommandohöhen in Wirtschaft und Staat. Soweit das theoretische Denken nicht auf höchst spezielle, mit diesen Kämpfen zusammenhängende Zwecke, vor allem den Krieg und seine Industrie, bezogen ist, hat das Interesse an ihm abgenommen. Es werden nicht mehr soviel Energien darauf verwendet, die Denkfähigkeit, unabhängig von der Anwendungsart, auszubilden und weiterzuführen.

Diese Unterschiede, denen sich noch viele andere hinzufügen liessen, ändern jedoch nichts daran, dass die Theorie in der traditionellen Gestalt, die Beurteilung des Gegebenen anhand eines auch im einfachsten Bewusstsein noch wirksamen herkömmlichen Begriffs- und Urteilsapparats, ferner die Wechselwirkung, die zwischen den Tatsachen und den theoretischen Formen auf Grund der alltäglichen beruflichen Aufgaben vor sich geht, eine positive gesellschaftliche Funktion ausübt. In dieses intellektuelle Tun sind die Notwendigkeiten und Zwecke, die Erfahrungen und Fertigkeiten, die Gewohnheiten und Tendenzen der gegenwärtigen Form des menschlichen Seins mit eingegangen. Ähnlich wie ein materielles Produktionsinstrument stellt es der Möglichkeit nach ein Element nicht nur des gegenwärtigen, sondern auch eines gerechteren, differenzierteren und harmonischeren kulturellen Ganzen dar. Soweit sich dieses theoretische Denken nicht bewusst an äussere, dem Gegenstand fremde Interessen anpasst, sondern wirklich an die Probleme hält, wie sie ihm auf Grund der fachlichen Entwicklung unterlaufen, im Zusammenhang damit auch neue Probleme aufstellt und alte Begriffe umbildet, wo es nötig erscheint, darf es mit Recht die Leistungen des bürgerlichen Zeitalters in Technik und Industrie als seine Legitimation ansehen und seiner selbst sicher sein. Freilich versteht es sich als Hypothese und nicht als Gewissheit. Aber dieser Hypothesencharakter wird auf manche Weise kompensiert. Die Unsicherheit ist nicht grösser, als sie jeweils auf Grund der vorhandenen intellektuellen und technischen Mittel sein muss, die ihre Brauchbarkeit im allgemeinen erwiesen haben, und die Aufstellung solcher Hypothesen, mag ihre Wahrscheinlichkeit auch nur gering sein, gilt selbst als eine gesellschaftlich notwendige und wertvolle Leistung, die an sich jedenfalls nicht hypothetisch ist. Die Hypothesenbildung, die theoretische Leistung überhaupt ist eine Arbeit, für die unter den vorhandenen

gesellschaftlichen Bedingungen grundsätzliche Verwendungsmöglichkeit, das heisst Nachfrage vorhanden ist. Sofern sie unter ihrem Wert bezahlt wird oder gar liegenbleibt, teilt sie nur das Schicksal anderer konkreter und möglicherweise nützlicher Arbeiten, die unter diesen wirtschaftlichen Verhältnissen verloren sind. Sie setzen jedoch ebendiese Verhältnisse voraus und gehören mit zum ökonomischen Gesamtprozess, so wie er sich unter den bestimmten historischen Bedingungen vollzieht. Mit der Frage, inwiefern die wissenschaftlichen Bestrebungen selbst produktiv in strenger Bedeutung sind, hat das gar nichts zu tun. Für eine Unmasse sogenannter wissenschaftlicher Erzeugnisse gibt es in dieser Ordnung der Dinge eine Nachfrage, sie werden in der verschiedensten Weise honoriert, ein Teil der Güter, die wirklich produktiver Arbeit entstammen, wird für sie ausgegeben, ohne dass damit im geringsten etwas über ihre eigene Produktivität ausgemacht wäre. Auch der Leerlauf gewisser Teile des Universitätsbetriebs sowie nichtssagender Scharfsinn, metaphysische und nichtmetaphysische Ideologienbildung haben ebenso wie andere, aus dem Gegensatz der Klassen hervorgehende Notwendigkeiten ihre gesellschaftliche Bedeutung, ohne in der gegenwärtigen Periode den Interessen irgendeiner nennenswerten Mehrheit der Gesellschaft wirklich gemäss zu sein. Eine Tätigkeit, die zur Existenz der Gesellschaft in ihren gegebenen Formen beiträgt, braucht ganz und gar nicht produktiv, das heisst wertbildend für ein Unternehmen zu sein. Trotzdem kann sie in den Rahmen dieser Ordnung gehören und sie mit ermöglichen, wie dies bei der Fachwissenschaft wirklich der Fall ist.

Es gibt nun ein menschliches Verhalten[1]), das die Gesellschaft selbst zu seinem Gegenstand hat. Es richtet sich nicht bloss auf die Abstellung irgendwelcher Misstände, diese erscheinen ihm vielmehr als notwendig mit der ganzen Einrichtung des Gesellschaftsbaus verknüpft. Wenn es auch aus der gesellschaftlichen Struktur hervorgeht, so ist es doch weder seiner bewussten Absicht noch seiner objektiven Bedeutung nach darauf bezogen, dass irgend etwas in dieser Struktur besser funktioniere. Die Kategorien des Besseren, des Nützlichen, Zweckmässigen, Produktiven, Wertvollen, wie sie in dieser Ordnung gelten, sind ihm vielmehr selbst verdächtig und keineswegs ausserwissenschaftliche Voraussetzungen, mit denen es nichts zu schaffen hat. Während es zur Verfassung des Indivi-

[1]) Dieses Verhalten wird im folgenden als das „kritische" bezeichnet. Das Wort ist hier nicht so sehr im Sinn der idealistischen Kritik der reinen Vernunft als in dem der dialektischen Kritik der politischen Ökonomie gemeint. Es bezeichnet eine wesentliche Eigenschaft der dialektischen Theorie der Gesellschaft.

duums in der Regel mit hinzugehört, dass es die Grundbestimmungen seiner Existenz als vorgegeben hinnimmt und sie zu erfüllen strebt, während es seine Befriedigung und seine Ehre darin findet, die mit seinem Platz in der Gesellschaft verknüpften Aufgaben nach Kräften zu lösen und bei aller energischen Kritik, die etwa im einzelnen angebracht sein sollte, tüchtig das Seine zu tun, ermangelt jenes kritische Verhalten durchaus des Vertrauens in die Richtschnur, die das gesellschaftliche Leben, wie es sich nun einmal vollzieht, jedem an die Hand gibt. Die Trennung von Individuum und Gesellschaft, kraft deren der einzelne die vorgezeichneten Schranken seiner Aktivität als natürlich hinnimmt, ist in der kritischen Theorie insofern aufgehoben, als sie auch den vom blinden Zusammenwirken der Einzeltätigkeiten bedingten Rahmen, das heisst die gegebene Arbeitsteilung und die Klassenunterschiede, als eine Funktion ansieht, die, aus menschlichem Handeln entspringend, möglicherweise auch planmässiger Entscheidung, vernünftiger Zielsetzung unterstehen kann.

Der zwiespältige Charakter des gesellschaftlichen Ganzen in seiner aktuellen Gestalt entwickelt sich bei den Subjekten des kritischen Verhaltens zum bewussten Widerspruch. Indem sie die gegenwärtige Wirtschaftsweise und die gesamte auf ihr begründete Kultur als Produkt menschlicher Arbeit erkennen, als die Organisation, die sich die Menschheit in dieser Epoche gegeben hat und zu der sie fähig war, identifizieren sie sich selbst mit diesem Ganzen und begreifen es als Willen und Vernunft ; es ist ihre eigene Welt. Zugleich erfahren sie, dass die Gesellschaft aussermenschlichen Naturprozessen, blossen Mechanismen, zu vergleichen ist, weil die auf Kampf und Unterdrückung beruhenden Kulturformen keine Zeugnisse eines einheitlichen selbstbewussten Willens sind ; diese Welt ist nicht die ihre, sondern die des Kapitals. Die bisherige Geschichte kann nicht eigentlich verstanden werden, verständlich sind in ihr bloss Individuen und einzelne Gruppen und auch diese nicht ohne Rest, da sie kraft ihrer inneren Abhängigkeit von einer unmenschlichen Gesellschaft auch im bewussten Handeln noch weitgehend mechanische Funktionen sind. Jene Identifikation ist daher widerspruchsvoll, ein Widerspruch, der alle Begriffe der kritischen Denkart kennzeichnet. So gelten ihr die ökonomischen Kategorien Arbeit, Wert und Produktivität genau als das, was sie in dieser Ordnung gelten, und jede andere Ausdeutung als schlechter Idealismus. Zugleich erscheint es als die gröbste Unwahrheit, die Geltung einfach hinzunehmen : die kritische Anerkennung der das gesellschaftliche Leben beherrschenden Kategorien enthält zugleich seine Verurteilung. Dieser dialektische Charakter der Selbstauffassung des gegenwärtigen Menschen bedingt

letzten Endes auch die Dunkelheit der Kantischen Vernunftkritik. Die Vernunft kann sich selbst nicht durchsichtig werden, solange die Menschen als Glieder eines vernunftlosen Organismus handeln. Der Organismus als natürlich wachsende und vergehende Einheit ist für die Gesellschaft nicht etwa ein Vorbild, sondern eine dumpfe Seinsform, aus der sie sich zu emanzipieren hat. Ein Verhalten, das, auf diese Emanzipation gerichtet, die Veränderung des Ganzen zum Ziele hat, mag sich wohl der theoretischen Arbeit bedienen, wie sie sich innerhalb der Ordnungen in der bestehenden Wirklichkeit vollzieht. Es entbehrt jedoch des pragmatischen Charakters, der sich aus dem traditionellen Denken als einer gesellschaftlich nützlichen Berufsarbeit ergibt.

Dem theoretischen Denken im traditionellen Sinn gelten, wie dargelegt, sowohl die Genesis der bestimmten Sachverhalte als die praktische Verwendung der Begriffssysteme, in die man sie befasst, somit seine Rolle in der Praxis, als äusserlich. Diese Entfremdung, die in der philosophischen Terminologie als Trennung von Wert und Wissenschaft, Wissen und Handeln sowie anderen Gegensätzen sich ausdrückt, bewahrt den Wissenschaftler vor den angezeigten Widersprüchen und gibt seiner Arbeit ihren festen Rahmen. Einem Denken, das ihn nicht anerkennt, scheint der Boden entzogen zu sein. Was könnte ein theoretisches Verfahren, das nicht zuletzt mit der Bestimmung von Tatsachen aus möglichst einfachen und differenzierten Begriffssystemen zusammenfällt, anderes darstellen als ein direktionsloses intellektuelles Spiel, halb begriffliche Dichtung, halb ohnmächtiger Ausdruck von Gemütszuständen? Die Untersuchung der sozialen Bedingtheit von Tatsachen sowie von Theorien mag wohl ein Forschungsproblem, ja ein ganzes Feld theoretischer Arbeit bilden, aber es ist nicht einzusehen, inwiefern sich derartige Studien von anderen fachlichen Bestrebungen grundsätzlich unterscheiden sollten. Ideologieforschung oder Wissenssoziologie, die man aus der kritischen Theorie der Gesellschaft herausgenommen und als besondere Forschungszweige etabliert hat, stehen ja weder ihrem Wesen noch ihrem Ehrgeiz nach zum üblichen Betrieb der ordnenden Wissenschaft in Gegensatz. Die Selbsterkenntnis des Denkens wird dabei auf die Enthüllung von Beziehungen zwischen Anschauungen und sozialen Standorten reduziert. Die Struktur des kritischen Verhaltens, dessen Intentionen über die der herrschenden gesellschaftlichen Praxis hinausgehen, ist solchen sozialen Disziplinen gewiss nicht verwandter als der Naturwissenschaft. Sein Gegensatz zum traditionellen Begriff von Theorie entspringt überhaupt nicht so sehr aus einer Verschiedenheit der Gegenstände als der Subjekte. Den Trägern dieses Verhaltens sind die Tatsachen, wie sie aus der

Arbeit in der Gesellschaft hervorgehen, nicht im gleichen Masse äusserlich wie dem Gelehrten oder den Mitgliedern sonstiger Berufe, die alle als kleine Gelehrte denken. Es kommt ihnen auf eine Neuorganisation der Arbeit an. Insofern aber die Sachverhalte, die in der Wahrnehmung gegeben sind, als Produkte begriffen werden, die grundsätzlich unter menschliche Kontrolle gehören und jedenfalls in Zukunft unter sie kommen sollen, verlieren sie den Charakter blosser Tatsächlichkeit.

Während der Fachgelehrte „als" Wissenschaftler die gesellschaftliche Realität mitsamt ihren Produkten für äusserlich ansieht und „als" Staatsbürger sein Interesse an ihr durch politische Artikel, Mitgliedschaft bei Parteien oder Wohltätigkeitsorganisationen und Beteiligung an den Wahlen wahrnimmt, ohne diese beiden und noch einige Verhaltungsweisen seiner Person anders als höchstens durch psychologische Interpretation zusammenzubringen, ist das kritische Denken heute durch den Versuch motiviert, die Spannung real zu überwinden, den Gegensatz zwischen der im Individuum angelegten Zielbewusstheit, Spontaneität, Vernünftigkeit und der für die Gesellschaft grundlegenden Beziehungen des Arbeitsprozesses aufzuheben. Das kritische Denken enthält einen Begriff des Menschen, der sich selbst widerstreitet, solange diese Identität nicht vollzogen ist. Wenn von Vernunft bestimmtes Handeln zum Menschen gehört, ist die gegebene gesellschaftliche Praxis, welche das Dasein bis in die Einzelheiten formt, unmenschlich, und diese Unmenschlichkeit wirkt auf alles zurück, was sich innerhalb der Gesellschaft vollzieht. Der intellektuellen und materiellen Aktivität der Menschen wird immer etwas äusserlich bleiben, nämlich die Natur als Inbegriff der je noch unbeherrschten Faktoren, mit denen die Gesellschaft es zu tun hat. Soweit aber dazu als weiteres Stück Natur die einzig von den Menschen selbst abhängenden Verhältnisse, ihre Beziehung bei der Arbeit, der Gang ihrer eigenen Geschichte gehören, ist diese Äusserlichkeit nicht nur keine überhistorische, ewige Kategorie — dies ist auch die blosse Natur im angegebenen Sinne nicht —, sondern das Zeichen einer erbärmlichen Ohnmacht, in die sich zu schicken widermenschlich und widervernünftig ist.

Das bürgerliche Denken ist so beschaffen, dass es in der Rückwendung auf sein eigenes Subjekt mit logischer Notwendigkeit das Ego erkennt, das sich autonom dünkt. Es ist seinem Wesen nach abstrakt, und die als Urgrund der Welt oder gar als Welt überhaupt sich aufblähende, vom Geschehen abgeschlossene Individualität ist sein Prinzip. Der unmittelbare Gegensatz dazu ist die Gesinnung, die sich für den unproblematischen Ausdruck einer schon bestehenden Gemeinschaft hält, wie etwa die

völkische Ideologie. Das rhetorische Wir wird hier im Ernst gebraucht. Das Reden glaubt, das Organ der Allgemeinheit zu sein. In der zerrissenen Gesellschaft der Gegenwart ist dieses Denken, vor allem in gesellschaftlichen Fragen, harmonistisch und illusionär. Das kritische Denken und seine Theorie ist beiden Arten entgegengesetzt. Es ist weder die Funktion eines isolierten Individuums noch die einer Allgemeinheit von Individuen. Es hat vielmehr bewusst ein bestimmtes Individuum in seinen wirklichen Beziehungen mit anderen Individuen und Gruppen, in seiner Auseinandersetzung mit einer bestimmten Klasse und schliesslich in der so vermittelten Verflechtung mit dem gesellschaftlichen Ganzen und der Natur zum Subjekt. Es ist nicht ein Punkt wie das Ich der bürgerlichen Philosophie ; seine Darstellung besteht in der Konstruktion der geschichtlichen Gegenwart. Auch das denkende Subjekt ist nicht die Stelle, an der Wissen und Gegenstand zusammenfallen, von der aus daher ein absolutes Wissen zu gewinnen wäre. Dieser Schein, in dem seit Descartes der Idealismus lebt, ist im strengen Sinn Ideologie, die beschränkte Freiheit des bürgerlichen Individuums erscheint in der Gestalt vollendeter Freiheit und Autonomie. Aber das Ich, ob es sich nun bloss als denkendes oder auch in anderer Weise betätigt, ist in einer undurchsichtigen, bewusstlosen Gesellschaft auch seiner selbst nicht gewiss. Im Denken über den Menschen klaffen Subjekt und Objekt auseinander ; ihre Identität liegt in der Zukunft und nicht in der Gegenwart. Die Methode, die dahin führt, mag nach dem cartesianischen Sprachgebrauch Klärung heissen, aber diese Klärung bedeutet im wirklich kritischen Denken nicht bloss einen logischen, sondern ebensosehr einen konkreten geschichtlichen Prozess. In seinem Verlauf ändert sich sowohl die soziale Struktur im ganzen wie das Verhältnis des Theoretikers zur Klasse und zur Gesellschaft überhaupt, das heisst es ändert sich das Subjekt wie auch die Rolle des Denkens. Die Annahme der wesentlichen Unveränderlichkeit des Verhältnisses von Subjekt, Theorie und Gegenstand unterscheidet die cartesianische Auffassung von jeder Art dialektischer Logik.

Wie aber hängt das kritische Denken mit der Erfahrung zusammen ? Wenn es nicht bloss ordnen, sondern auch die dem Ordnen transzendenten Zwecke, seine Richtung aus sich selbst hernehmen soll, dann — so könnte man folgern — bleibt es immer nur bei sich, wie in der idealistischen Philosophie. Soweit es nicht zu utopistischen Phantasien seine Zuflucht nehme, versinke es in formalistische Spiegelfechterei. Der Versuch, auf legitime Weise praktische Ziele denkend zu bestimmen, müsse immer misslingen. Bescheide sich das Denken nicht bei der Rolle, die ihm in der bestehenden Gesellschaft zugewiesen ist, treibe es nicht im traditio-

nellen Sinne Theorie, so kehre es notwendig zu längst überwundenen Illusionen zurück. Diese Reflexion begeht den Fehler, dass in ihr das Denken in der abgelösten fachlichen und daher spiritualistischen Weise verstanden ist, wie es sich unter den Bedingungen der gegenwärtigen Arbeitsteilung vollzieht. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist die Vorstellungstätigkeit nie bei sich selbst geblieben, sondern hat seit je als unselbständiges Moment des Arbeitsprozesses fungiert, der eine eigene Richtung hat. Durch die gegensätzliche Bewegung aufsteigender und rückschrittlicher Epochen und Kräfte tendiert er auf Erhaltung, Steigerung und Entfaltung des menschlichen Lebens. In den geschichtlichen Daseinsformen der Gesellschaft kam die Fülle der produzierten Genussgüter auf der erreichten Stufe jeweils bloss einer kleinen Gruppe von Menschen unmittelbar zugute, und diese Lebensverfassung erschien auch im Denken, sie drückte der Philosophie und Religion ihren Stempel auf. In der Tiefe regte sich jedoch seit Anfang das Streben nach Ausbreitung des Genusses auf die Mehrheit, bei aller materiellen Zweckmässigkeit der Klassenorganisation hat jede ihrer Formen am Ende sich als unangemessen herausgestellt. Sklaven, Leibeigene und Bürger haben ihr Joch abgeschüttelt. Auch dieses Streben hat sich in den Kulturgebilden Gestalt verliehen. Indem nun in der neueren Geschichte von jedem Individuum gefordert ist, dass es die Zwecke des Ganzen zu seinen eigenen mache und seine eigenen im Ganzen wiedererkenne, besteht die Möglichkeit, dass die ohne bestimmte Theorie und als Resultante disparater Kräfte eingeschlagene Richtung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, an deren Wendepunkten zuweilen die Verzweiflung der Massen den Ausschlag gab, ins Bewusstsein aufgenommen und zum Ziel gemacht wird. Das Denken spinnt dies nicht aus sich heraus, es kommt vielmehr über seine eigene Funktion ins klare. Die Menschen gelangen im geschichtlichen Gang zur Erkenntnis ihres Tuns und begreifen damit den Widerspruch in ihrer Existenz. Die bürgerliche Wirtschaft war darauf angelegt, dass die Individuen, indem sie ihr eigenes Glück besorgen, das Leben der Gesellschaft erhalten. Dieser Struktur wohnt jedoch eine Dynamik ein, kraft deren schliesslich in einem Ausmass, das an die alten asiatischen Dynastien erinnert, phantastische Macht auf der einen, materielle und intellektuelle Ohnmacht auf der andern Seite sich anhäuft. Die ursprüngliche Fruchtbarkeit dieser Organisierung des Lebensprozesses verwandelt sich in Unfruchtbarkeit und Hemmung. Die Menschen erneuern durch ihre eigene Arbeit eine Realität, die sie in steigendem Mass versklavt und mit jeder Art von Elend bedroht. Das Bewusstsein dieses Gegensatzes stammt nicht aus der Phantasie, sondern aus Erfahrung.

Und doch besteht im Hinblick auf die Rolle der Erfahrung ein Unterschied zwischen der traditionellen und der kritischen Theorie. Die Gesichtspunkte, welche diese als Ziele menschlicher Aktivität aus der historischen Analyse entnimmt, vor allem die Idee einer vernünftigen, der Allgemeinheit entsprechenden gesellschaftlichen Organisation, sind der menschlichen Arbeit immanent, ohne den Individuen oder dem öffentlichen Geist in richtiger Form gegenwärtig zu sein. Es gehört eine bestimmte Richtung des Interesses dazu, um diese Tendenzen zu erfahren und wahrzunehmen. Dass diese im Proletariat, der unmittelbar produktiven Klasse, notwendig erzeugt wird, ist die Lehre von Marx und Engels. Auf Grund seiner Situation in der modernen Gesellschaft erfährt das Proletariat den Zusammenhang zwischen einer Arbeit, welche den Menschen in ihrem Kampf mit der Natur immer mächtigere Hilfsmittel an die Hand gibt, und der fortwährenden Erneuerung einer veralteten gesellschaftlichen Organisation, die es immer elender und ohnmächtiger macht. Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrisen, Militarisierung, terroristische Regierungen, der ganze Zustand der Massen ist, wie die Produzenten zu jeder Stunde erfahren, nicht etwa in den geringen technischen Möglichkeiten begründet, wie es in früheren Epochen der Fall sein mochte, sondern in den der Gegenwart nicht mehr angemessenen Verhältnissen, unter denen produziert wird. Die Anwendung der gesamten geistigen und physischen Mittel der Naturbeherrschung wird dadurch behindert, dass sie unter den herrschenden Verhältnissen partikularen, sich widerstreitenden Interessen anheimgegeben sind. Die Produktion ist nicht auf das Leben der Allgemeinheit eingestellt und besorgt auch die Ansprüche der einzelnen, sondern sie ist auf den Machtanspruch von einzelnen eingestellt und besorgt auch zur Not das Leben der Allgemeinheit. Dies hat sich aus dem fortschrittlichen Prinzip, dass es genügt, wenn die Individuen für sich selber sorgen, unter der gegebenen Ordnung des Eigentums zwangsläufig ergeben.

Aber auch die Situation des Proletariats bildet in dieser Gesellschaft keine Garantie der richtigen Erkenntnis. Wie sehr es die Sinnlosigkeit als Fortbestehen und Vergrösserung der Not und des Unrechts an sich selbst erfährt, so verhindert doch die von oben noch geförderte Differenzierung seiner sozialen Struktur und die nur in ausgezeichneten Augenblicken durchbrochene Gegensätzlichkeit von persönlichem und klassenmässigem Interesse, dass dieses Bewusstsein sich unmittelbar Geltung verschaffe. An der Oberfläche sieht vielmehr die Welt auch für das Proletariat anders aus. Eine Haltung, welche seine wahren Interessen und damit auch die der Gesellschaft im ganzen nicht auch ihm selbst entge-

genzusetzen imstande wäre, sondern ihre Richtschnur von Gedanken und Stimmungen der Massen hernähme, geriete selbst in sklavische Abhängigkeit vom Bestehenden. Der Intellektuelle, der bloss in aufblickender Verehrung die Schöpferkraft des Proletariats verkündigt und seine Genugtuung darin findet, sich ihm anzupassen und es zu verklären, übersieht, dass jedes Ausweichen vor theoretischer Anstrengung, die er in der passiven Einstellung seines Denkens sich erspart, sowie vor einem zeitweiligen Gegensatz zu den Massen, in den eigenes Denken ihn bringen könnte, diese Massen blinder und schwächer macht, als sie sein müssen. Sein eigenes Denken gehört als kritisches, vorwärtstreibendes Element zu ihrer Entwicklung mit hinzu. Dass sie sich völlig unter die jeweilige psychologische Verfassung der Klasse unterordnen, die an sich die Kraft zur Veränderung darstellt, führt jene Intellektuellen zum beglückenden Gefühl, mit einer ungeheuren Macht verbunden zu sein, und in einen professionellen Optimismus. Wird dieser in Perioden schwerster Niederlagen erschüttert, so gerät mancher Intellektuelle in Gefahr, in ebenso bodenlosen sozialen Pessimismus und in Nihilismus zu verfallen, wie sein Optimismus übertrieben war. Sie ertragen es nicht, dass gerade das aktuellste, die geschichtliche Situation am tiefsten erfassende, zukunftsreichste Denken in bestimmten Perioden es mit sich bringt, seine Träger zu isolieren und auf sich selbst zu stellen. Sie haben die Beziehung von Revolution und Unabhängigkeit verlernt.

Bestünde die kritische Theorie wesentlich in der Formulierung der jeweiligen Gefühle und Vorstellungen einer Klasse, so zeigte sie keine strukturelle Differenz gegen die Fachwissenschaft; es handelte sich dabei um die Beschreibung psychischer Inhalte, die für bestimmte Gruppen der Gesellschaft typisch sind, um Sozialpsychologie. Das Verhältnis von Sein und Bewusstsein ist bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft verschieden. Die Ideen, mittels deren das Bürgertum seine eigene Ordnung erklärt, der gerechte Tausch, die freie Konkurrenz, die Harmonie der Interessen usf. erweisen, wenn man Ernst mit ihnen macht und sie wirklich als Prinzipien der Gesellschaft zu Ende denkt, ihren inneren Widerspruch und damit auch den Gegensatz zu dieser Ordnung. Die blosse Beschreibung des bürgerlichen Selbstbewusstseins gibt also nicht schon die Wahrheit über diese Klasse. Auch die Systematisierung der Bewusstseinsinhalte des Proletariats vermöchte kein wahres Bild seines Daseins und seiner Interessen zu liefern. Sie wäre eine traditionelle Theorie mit besonderer Problemstellung, nicht die intellektuelle Seite des historischen Prozesses seiner Emanzipation. Dies gilt selbst dann, wenn man sich darauf beschränken wollte, zwar nicht die Vorstellungen des Proleta-

riats im allgemeinen, aber die eines fortgeschrittenen Teils, einer Partei oder ihrer Leitung aufzunehmen und zu verkünden. Das Registrieren und Einordnen in einen den Tatsachen möglichst angepassten Begriffsapparat bildete auch dabei die eigentliche Aufgabe, und das Vorhersehen künftiger sozialpsychologischer Daten erwiese sich als letztes Ziel des Theoretikers. Das Denken, der Aufbau der Theorie, bliebe eine Sache, und sein Gegenstand, das Proletariat, eine andere. Wird jedoch der Theoretiker und seine ihm spezifische Aktivität mit der beherrschten Klasse als dynamische Einheit gesehen, so dass seine Darstellung der gesellschaftlichen Widersprüche nicht bloss als ein Ausdruck der konkreten historischen Situation, sondern ebensosehr als stimulierender, verändernder Faktor in ihr erscheint, dann tritt die Funktion der kritischen Theorie hervor. Der Gang der Auseinandersetzung zwischen den fortgeschrittenen Teilen der Klasse und den Individuen, welche die Wahrheit über sie aussprechen, und ferner die Auseinandersetzung zwischen diesen fortgeschrittensten Teilen mitsamt ihren Theoretikern und der übrigen Klasse ist als ein Prozess von Wechselwirkungen zu verstehen, bei dem das Bewusstsein mit seinen befreienden zugleich seine antreibenden, disziplinierenden, gewalttätigen Kräfte entfaltet. Seine Schärfe zeigt sich in der stets gegebenen Möglichkeit der Spannung zwischen dem Theoretiker und der Klasse, der sein Denken gilt. Die Einheit der sozialen Kräfte, von denen die Befreiung erwartet wird, ist — im Sinne Hegels — zugleich ihr Unterschied, sie existiert nur als Auseinandersetzung, welche ständig die in ihr begriffenen Subjekte bedroht. In der Person des Theoretikers tritt dies deutlich zutage, seine Kritik ist aggressiv nicht bloss gegenüber den bewussten Apologeten des Bestehenden, sondern ebensosehr gegenüber ablenkenden, konformistischen oder utopistischen Tendenzen in den eigenen Reihen.

Die traditionelle Gestalt der Theorie, von der die formale Logik eine Seite erfasst, gehört zum arbeitsteiligen Produktionsprozess in seiner gegenwärtigen Form. Da die Gesellschaft sich auch in zukünftigen Epochen mit der Natur auseinanderzusetzen hat, wird auch diese intellektuelle Technik ihre Bedeutung nicht verlieren, sondern im Gegenteil so weit wie möglich zu entwickeln sein. Die Theorie als Moment einer auf neue gesellschaftliche Formen hintreibenden Praxis ist dagegen kein Rad in einem Mechanismus, der sich im Gang befindet. Wenn auch Siege und Niederlagen eine vage Analogie zur Bewährung und zum Versagen von Hypothesen in der Wissenschaft bilden, so hat der oppositionelle Theoretiker nicht die Beruhigung, dass dies zu seinem Fach gehört. Er kann sich nicht das Loblied singen, das Poincaré auf

die Bereicherung durch Hypothesen gesungen hat, die man verwerfen musste.[1]) Sein Beruf ist der Kampf, zu dem sein Denken gehört, nicht das Denken als etwas Selbständiges, davon zu Trennendes. Zwar gehen in sein Verhalten viele theoretische Elemente im gewohnten Sinne ein, die Kenntnis und Prognose relativ isolierter Tatsachen, wissenschaftliche Urteile, Problemstellungen, die wegen seiner spezifischen Interessen von den üblichen abweichen, jedoch dieselbe logische Form aufweisen. Was die traditionelle Theorie ohne besonderes Zutun als vorhanden annehmen darf, ihre positive Rolle in einer funktionierenden Gesellschaft, die freilich vermittelte und undurchsichtige Beziehung zur Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse, die Teilnahme an dem sich erneuernden Lebensprozess des Ganzen, alle diese Erfordernisse, um die sich die Wissenschaft selbst gar nicht zu kümmern pflegt, weil durch die soziale Position des Gelehrten ihre Erfüllung belohnt und bestätigt wird, stehen beim kritischen Denken in Frage. Das Ziel, das es erreichen will, die Herbeiführung des vernünftigen Zustands, hat zwar seinen Grund in der Not der Gegenwart. Mit dem Dasein dieser Not ist jedoch das Bild ihrer Überwindung nicht schon gegeben. Die Theorie, die es entwirft, arbeitet nicht im Dienst einer schon vorhandenen Realität; sie spricht nur ihr Geheimnis aus. Wie genau sich in jedem Augenblick Verkehrtheiten und Trübungen erweisen lassen, wie sehr sich jeder Fehler furchtbar rächen kann, so hat doch die Richtung des Unternehmens überhaupt, das intellektuelle Tun selbst, auch wenn es als erfolgversprechend gilt, keine Sanktion des gesunden Menschenverstands, keine Gewohnheit für sich. Theorien dagegen, die sich in Maschinenbauten, militärischen Organisationen, ja sogar erfolgreichen Kinostücken bewähren oder nicht bewähren können, laufen, auch wenn sie von der Anwendung getrennt betrieben werden, wie die theoretische Physik, auf irgendeinen deutlich zu umreissenden Konsum hinaus, und wenn er nur in der Freude am virtuosen Umgang mit mathematischen Zeichen bestünde, durch dessen Belohnung die gute Gesellschaft ihren Sinn für Humanität zu erkennen gibt.

Dafür jedoch, wie die Zukunft konsumiert wird, um die es dem kritischen Denken zu tun ist, gibt es keine solchen Beispiele. Trotzdem hat die Idee einer zukünftigen Gesellschaft als der Gemeinschaft freier Menschen, wie sie auf Grund der vorhandenen technischen Mittel möglich ist, einen Gehalt, dem bei allen Veränderungen die Treue zu wahren ist. Als die Einsicht, dass und wie die Zer-

[1]) Vgl. H. Poincaré, a. a. O., S. 152.

rissenheit und Irrationalität jetzt überwunden werden kann, wird diese Idee unter den herrschenden Verhältnissen immer reproduziert. Aber die in ihr beurteilte Tatsächlichkeit, die zu einer vernünftigen Gesellschaft hintreibenden Tendenzen werden nicht jenseits des Denkens durch ihm äussere Gewalten hervorgebracht, in deren Produkt es sich dann gleichsam durch einen Zufall wiederzuerkennen vermöchte, sondern dasselbe Subjekt, das die Tatsachen, die bessere Wirklichkeit, durchsetzen will, stellt sie auch vor. Aus der rätselhaften Übereinstimmung zwischen Denken und Sein, Verstand und Sinnlichkeit, menschlichen Bedürfnissen und ihrer Befriedigung in der heute chaotischen Wirtschaft, dieser Übereinstimmung, die in der bürgerlichen Epoche als Zufall erscheint, soll in der zukünftigen das Verhältnis vernünftiger Absicht und Verwirklichung werden. Der Kampf um diese Zukunft spiegelt die Übereinstimmung gebrochen wider, indem ein Wille, der sich auf die Gestaltung der Gesellschaft im ganzen bezieht, bewusst schon im Aufbau der Theorie und Praxis wirksam ist, die dahin führen soll. In der Organisation und Gemeinschaft der Kämpfenden erscheint trotz aller Disziplin, die in der Notwendigkeit, sich durchzusetzen, begründet ist, etwas von der Freiheit und Spontaneität der Zukunft. Wo die Einheit von Disziplin und Spontaneität verschwunden ist, verwandelt sich die Bewegung in eine Angelegenheit ihrer eigenen Bürokratie, ein Schauspiel, das schon zum Repertoire der neueren Geschichte gehört.

Die Lebendigkeit der erstrebten Zukunft in der Gegenwart ist jedoch keine Bestätigung. Die Begriffssysteme des ordnenden Verstandes, die Kategorien, in die Totes und Lebendiges, gesellschaftliche, psychologische, physikalische Vorgänge gemeinhin aufgenommen werden, die Aufspaltung der Gegenstände und Urteile in die Fächer der einzelnen Wissensgebiete, all dies ist der gedankliche Apparat, wie er sich im Zusammenhang mit dem realen Arbeitsprozess bewährt und eingeschliffen hat. Diese gedankliche Welt macht das allgemeine Bewusstsein aus, sie hat eine Grundlage, auf die sich ihre Vertreter berufen können. Auch die Interessen des kritischen Denkens sind allgemein, aber nicht allgemein anerkannt. Die Begriffe, die unter ihrem Einfluss entstehen, sind kritisch im Hinblick auf die Gegenwart. Klasse, Ausbeutung, Mehrwert, Profit, Verelendung, Zusammenbruch sind Momente des begrifflichen Ganzen, dessen Sinn nicht in der Reproduktion der gegenwärtigen Gesellschaft, sondern in ihrer Veränderung zu suchen ist. Wenngleich die kritische Theorie nirgends willkürlich und zufällig verfährt, erscheint sie der herrschenden Urteilsweise daher subjektiv und spekulativ, einseitig und nutzlos. Da sie den bestehenden Denkgewohnheiten, die zur Fortsetzung der Vergan-

genheit gehören und die Geschäfte der vergehenden Ordnung besorgen, diesen Garanten einer parteiischen Welt zuwiderläuft, wirkt sie als parteiisch und ungerecht.

Vor allem aber hat sie keine materielle Leistung aufzuweisen. Die Veränderung, welche die kritische Theorie zu bewirken sucht, greift nicht etwa allmählich Platz, sodass ihr Erfolg wenngleich langsam so doch stetig wäre. Das Anschwellen der Zahl mehr oder minder klarer Anhänger, der Einfluss einzelner von ihnen auf Regierungen, die Machtstellung von Parteien, die der Theorie sympathisch gegenüberstehen oder sie wenigstens nicht verfemen, all dies gehört zu den Wechselfällen im Kampf um die höhere Stufe des menschlichen Zusammenlebens und ist nicht schon ihr Beginn. Solche Erfolge können sich nachträglich sogar als Scheinsiege und Fehler erweisen. Ein Düngeverfahren in der Agrikultur oder die Anwendung einer medizinischen Therapie kann noch sehr weit von der idealen Wirksamkeit entfernt sein und doch schon etwas leisten. Vielleicht müssen die Theorien, die solchen technischen Versuchen zugrundeliegen, im Zusammenhang mit der speziellen Praxis und mit Entdeckungen auf anderen Gebieten verfeinert, revidiert oder umgestossen werden, ein Quantum Arbeit wurde im Verhältnis zum Erzeugnis wenigstens erspart, manche Krankheit geheilt oder gelindert.[1]) Die Theorie dagegen, die zur Transformation des gesellschaftlichen Ganzen treibt, hat zunächst die Verschärfung des Kampfes zur Folge, mit dem sie verknüpft ist. Auch soweit einzelne materielle Verbesserungen, die der erhöhten Resistenzkraft bestimmter Gruppen entspringen, mittelbar auf die Theorie zurückgehen, sind dies keine Sektoren der Gesellschaft, aus deren stetiger Verbreiterung schliesslich die neue hervorginge. Alle Vorstellungen über ein solches Hineinwachsen missverstehen die fundamentale Verschiedenheit eines zerspaltenen Gesellschaftsganzen, in dem die materielle und ideologische Macht zur Aufrechterhaltung von Privilegien funktioniert, gegenüber der Assoziation freier Menschen, bei der jeder die gleiche Möglichkeit zur Entfaltung hat. Von der Utopie unterscheidet sich diese Idee durch den Nachweis ihrer realen Möglichkeit auf Grund der gewachsenen Produktivkräfte der Menschen. Wieviele Tendenzen jedoch zu ihr hintreiben mögen, wieviele Übergänge erreicht sind, wie wünschenswert und in sich wertvoll einzelne Vorstufen sein können, — was sie geschichtlich für die Idee bedeuten, ist ausgemacht erst dann, wenn sie verwirklicht ist. Das eine hat

---

[1]) Ähnlich verhält es sich mit nationalökonomischen und finanztechnischen Einsichten und ihrer Auswertung in der Wirtschaftspolitik.

dieses Denken mit der Phantasie gemeinsam, dass ein freilich aus dem tiefsten Verständnis der Gegenwart entspringendes Bild der Zukunft auch in solchen Perioden Gedanken und Handlungen bestimmt, in denen der Gang der Dinge weit von ihr wegzuführen und jede Lehre eher zu begründen scheint als den Glauben an die Erfüllung. Zu diesem Denken gehört zwar nicht das Willkürliche und vermeintlich Unabhängige, aber der Eigensinn der Phantasie. Innerhalb der avanciertesten Gruppen der beherrschten Schichten ist es der Theoretiker, der diesen Eigensinn aufbringen muss, innerhalb der beherrschten Schichten überhaupt sind es jene avancierten Gruppen in ihrer Aktivität. Harmonie waltet auch in diesen Verhältnissen nicht. Wird der Theoretiker der herrschenden Klasse, vielleicht nach mühsamen Anfängen, in eine relativ sichere Position gebracht, so gilt auf der Gegenseite der Theoretiker zuweilen als Feind und Verbrecher, zuweilen als weltfremder Utopist, und endgültig ist der Streit darüber auch nach seinem Tod nicht entschieden. Die historische Bedeutung seiner Leistung spricht nicht für sich selbst ; sie hängt vielmehr davon ab, dass die Menschen für sie sprechen und handeln. Sie gehört nicht zu einer schon fertigen geschichtlichen Gestalt.

Die Fähigkeit zu Denkakten, wie sie in der alltäglichen Praxis, sowohl im geschäftlichen Leben wie in der Wissenschaft, erfordert werden, ist in den Menschen durch eine jahrhundertlange realistische Erziehung entwickelt worden ; ein Versagen führt hier zu Schmerz, Misserfolg und Strafe. Diese intellektuelle Verhaltungsweise besteht wesentlich darin, dass die Bedingungen für den Eintritt eines Effekts, der auf Grund der gleichen Voraussetzungen schon immer eingetreten ist, erkannt und unter Umständen selbständig herbeigeführt werden. Es gibt einen Anschauungsunterricht durch die eigenen guten und schlechten Erfahrungen und das organisierte Experiment. Hier steht die unmittelbare individuelle Selbsterhaltung in Frage, und den Sinn für sie zu entwickeln, haben die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft Gelegenheit gehabt. Die Erkenntnis in diesem traditionellen Sinn einschliesslich jeder Art der Erfahrung ist in der kritischen Theorie und Praxis enthalten. Aber im Hinblick auf die wesentliche Veränderung, um die es geht, fehlt solange die entsprechende konkrete Wahrnehmung, bis sie wirklich eintritt. Wenn das Essen die Probe auf den Pudding ist, so steht sie jedenfalls hier noch bevor. Der Vergleich mit ähnlichen geschichtlichen Ereignissen ist nur in sehr bedingter Weise anzustellen. Daher spielt das konstruktive Denken im Ganzen dieser Theorie im Verhältnis zur Empirie eine bedeutendere Rolle als im Leben des gesunden Menschenverstandes. Hier liegt einer der Gründe, warum in den Fragen, welche die

Gesellschaft als Ganzes betreffen, Leute, die in einzelnen wissenschaftlichen Fächern oder sonstigen Berufszweigen äusserst Tüchtiges zu leisten vermögen, sich trotz gutem Willen beschränkt und unfähig zeigen können. Zu allen Zeiten, in denen soziale Veränderungen auf der Tagesordnung standen, galten im Gegensatz dazu die Leute, die „zuviel" dachten, als gefährlich. Dies führt auf das Problem der Intelligenz in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft überhaupt.

Der Theoretiker, dessen einziges Geschäft in der Beschleunigung einer Entwicklung besteht, die zur Gesellschaft ohne Ausbeutung führen soll, kann sich wie dargelegt im Gegensatz zu Ansichten befinden, die bei den Ausgebeuteten gerade vorherrschen. Ohne die Möglichkeit dieses Konflikts bedürfte es keiner Theorie; denen, die sie brauchen, fiele sie unmittelbar zu. Mit der individuellen Klassenlage des Theoretikers hat der Konflikt nicht notwendig zu tun, sie hängt von der Form des Einkommens ab. Engels war ein businessman. In der Fachsoziologie, die ihren Klassenbegriff nicht aus der Kritik der Ökonomie, sondern aus eigenen Beobachtungen hernimmt, entscheidet über die soziale Zugehörigkeit des Theoretikers weder die Einkommensquelle noch der faktische Inhalt seiner Theorie, sondern das formale Element der Bildung. Die Möglichkeit des grösseren Überblicks, nicht etwa desjenigen der Industriemagnaten, die den Weltmarkt kennen und hinter den Kulissen ganze Staaten dirigieren, sondern der Universitätsprofessoren und mittleren Staatsbeamten, Ärzte, Rechtsanwälte usf. soll die „Intelligenz", das heisst eine besondere soziale oder gar eine suprasoziale Schicht konstituieren. Ist es die Aufgabe des kritischen Theoretikers, die Spannung zwischen seiner Einsicht und der unterdrückten Menschheit, für die er denkt, zu überwinden, so wird in jenem soziologischen Begriff das Schweben über den Klassen zum Wesensmerkmal der Intelligenz, zu einer Art Vorzug, auf den sie stolz ist. Die Neutralität dieser Kategorie entspricht der abstrakten Selbsterkenntnis des Gelehrten. Wie das Wissen im bürgerlichen Konsum des Liberalismus erscheint, nämlich als unter Umständen brauchbare Kenntnis, ganz gleichgültig, worum es geht, wird es von dieser Soziologie auch theoretisch zusammengefasst. Marx und Mises, Lenin und Liefmann, Jaurès und Jevons, das gehört soziologisch in eine Rubrik, wenn man nicht gar die Politiker herauslässt und in der Rolle möglicher Schüler den politischen Wissenschaftlern, Soziologen und Philosophen als den Wissenden gegenüberstellt. Von diesen sollen die Politiker dann lernen, „die und die Mittel" anzuwenden, wenn sie „die und die Stellung" einnehmen, ja sie sollen lernen, ob ihre praktische Stellungnahme

sich überhaupt „mit innerer Konsequenz" vertreten lässt. [1]) Eine Arbeitsteilung tut sich auf zwischen den Menschen, die in den gesellschaftlichen Kämpfen auf den Gang der Geschichte wirken, und dem soziologischen Diagnostiker, der ihnen den Standort zuweist.

Zum formalistischen Begriff des Geistes, der solcher Vorstellung von Intelligenz zugrundeliegt, steht die kritische Theorie in Widerspruch. Nach ihr existiert nur eine Wahrheit, und die positiven Prädikate der Ehrlichkeit und inneren Konsequenz, der Vernünftigkeit, des Strebens nach Frieden, Freiheit und Glück sind nicht im gleichen Sinn irgendeiner anderen Theorie und Praxis zuzusprechen. Es gibt keine Theorie der Gesellschaft, auch nicht die des generalisierenden Soziologen, die nicht politische Interessen mit einschlösse, über deren Wahrheit anstatt in scheinbar neutraler Reflexion nicht selbst wieder handelnd und denkend, eben in konkreter geschichtlicher Aktivität, entschieden werden müsste. Dass der Intellektuelle sich so hinstellt, als bedürfe es erst einer nur von ihm zu leistenden schwierigen Denkarbeit, um zwischen revolutionären, liberalistischen und faschistischen Zielen und Wegen die Wahl zu treffen, ist überhaupt verwirrend. Die Situation ist seit Jahrzehnten nicht mehr danach angetan. Die Avantgarde bedarf der Klugheit im politischen Kampf, nicht der akademischen Belehrung über ihren sogenannten Standort. In einem Zeitpunkt vollends, wo die freiheitlichen Kräfte in Europa selbst desorientiert sind und sich neu zu formieren suchen, wo alles an Nuancen innerhalb ihrer eigenen Bewegung hängt, wo die aus Niederlage, Verzweiflung und korrupter Bürokratie entstehende Gleichgültigkeit gegen den bestimmten Inhalt alle Spontaneität, Erfahrung, Erkenntnis der Massen trotz ihres Heldenmutes zu vernichten droht, bedeutet die überparteiliche und daher abstrakte Konzeption der Intelligenz eine Fassung der Probleme, welche die entscheidenden Fragen bloss verdeckt. Der Geist ist liberal. Er verträgt keinen äusseren Zwang, keine Anpassung seiner Ergebnisse an den Willen irgendeiner Macht. Von dem Leben der Gesellschaft ist er jedoch nicht losgelöst, er schwebt nicht über ihr. Soweit ihm die Richtung auf Selbstbestimmung, auf die Herrschaft der Menschen über ihr eigenes Leben wie über die Natur immanent ist, vermag er diese Tendenz als wirkende Kraft in der Geschichte zu erkennen. Isoliert betrachtet, erscheint das Feststellen der Tendenz als neutral; aber wie der Geist sie ohne Interesse nicht zu erkennen vermag, so vermag er sie auch nicht ohne realen Kampf zum allgemeinen Bewusstsein zu machen.

---

[1]) Max Weber, Wissenschaft als Beruf. Ges. Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922, S. 549/550.

So ist der Geist nicht liberal. Die denkerischen Bemühungen, die ohne bewussten Zusammenhang mit einer bestimmten Praxis je nach den wechselnden akademischen oder sonstigen Aufgaben, deren Förderung Erfolg verspricht, hier und dort ansetzen und einmal dies, einmal jenes für ihre Sache halten, können für die eine oder andere historische Tendenz nützliche Dienste leisten, sie können jedoch selbst bei formaler Richtigkeit — welches zutiefst verkehrte theoretische Gebilde vermöchte nicht schliesslich die Forderung formaler Richtigkeit zu erfüllen! — die geistige Entwicklung auch hemmen und ablenken. Der abstrakte, als soziologische Kategorie festgehaltene Begriff einer Intelligenz, die dazu noch missionarische Funktionen haben soll, gehört seiner Struktur nach zur Hypostasierung der Fachwissenschaft. Die kritische Theorie ist weder „verwurzelt" wie die totalitäre Propaganda noch „freischwebend" wie die liberalistische Intelligenz.

Aus der verschiedenen Funktion des traditionellen und des kritischen Denkens ergeben sich die Unterschiede der logischen Struktur. Die obersten Sätze der traditionellen Theorie definieren Allgemeinbegriffe, unter die alle Tatsachen des Gebietes zu befassen sind, zum Beispiel den Begriff eines physikalischen Vorgangs in der Physik oder des organischen Geschehens in der Biologie. Dazwischen gibt es die Hierarchie von Gattungen und Arten, zwischen denen überall entsprechende Verhältnisse der Unterordnung bestehen. Die Tatsachen sind Einzelfälle, Exemplare oder Verkörperung der Gattungen. Zeitliche Unterschiede zwischen den Einheiten des Systems gibt es nicht. Die Elektrizität existiert nicht vor einem elektrischen Feld, und umgekehrt das Feld nicht vor der Elektrizität, ebensowenig wie der Löwe als solcher vor oder nach den besonderen Löwen ist. Wenn im individuellen Erkennen die eine oder andere zeitliche Folge dieser Verhältnisse bestehen mag, so jedenfalls nicht auf der Seite der Gegenstände. Die Physik ist auch davon abgekommen, die allgemeineren Züge als verborgene Ursachen oder Kräfte in den konkreten Tatsachen aufzufassen und diese logischen Verhältnisse zu hypostasieren, nur in der Soziologie herrscht darüber noch Unklarheit. Werden einzelne Gattungen dem System hinzugefügt oder sonstige Veränderungen vorgenommen, so wird dies üblicherweise nicht etwa in dem Sinn aufgefasst, dass die Bestimmungen notwendig zu starr sind, sich als inadäquat erweisen müssen, da entweder das Verhältnis zum Gegenstand oder derselbe Gegenstand sich ändert, ohne dabei seine Identität zu verlieren. Änderungen werden vielmehr als Mangel unserer früheren Erkenntnis oder als Ersetzung einzelner Stücke des Gegenstands durch andere betrachtet, wie etwa eine Landkarte veraltet, weil Wälder abgeholzt, neue

Städte hinzugekommen, andere Grenzen entstanden sind. So wird in der diskursiven oder Verstandeslogik auch die lebendige Entwicklung begriffen. Dieser Mensch ist jetzt ein Kind, dann erwachsen, kann nach ihr nur heissen, es gibt einen festen Kern, der sich gleichbleibt : „dieser Mensch“ ; ihm werden beide Eigenschaften, Kind- und Erwachsensein nacheinander angeheftet. Nach dem Positivismus bleibt überhaupt nichts identisch, sondern zuerst ist ein Kind da, später ein Erwachsener, beides sind zwei verschiedene Tatsachenkomplexe. Dass der Mensch sich ändert und doch mit sich identisch bleibt, vermag diese Logik nicht zu fassen.

Die kritische Theorie beginnt ebenfalls mit abstrakten Bestimmungen ; soweit die gegenwärtige Epoche in Frage steht, mit der Kennzeichnung einer auf Tausch begründeten Ökonomie.[1]) Die dabei auftretenden Begriffe wie Ware, Wert und Geld können als Gattungsbegriffe fungieren, zum Beispiel wenn Beziehungen im konkreten gesellschaftlichen Leben als Tauschbeziehungen beurteilt werden und vom Warencharakter der Güter gesprochen wird. Aber die Theorie selbst erschöpft sich nicht darin, die Begriffe durch Vermittlung von Hypothesen auf die Realität zu beziehen. Der Anfang umreisst bereits den Mechanismus, durch den die bürgerliche Gesellschaft nach Abschaffung der feudalistischen Regulierungen, des Zunftsystems und der Leibeigenschaft, nicht sogleich infolge ihres anarchischen Prinzips zugrundeging, sondern sich am Leben erhielt. Es wird die regulierende Wirkung des Tauschs gezeigt, die der bürgerlichen Wirtschaft zugrundeliegt. Die Konzeption des Prozesses zwischen Gesellschaft und Natur, die hier schon mitspielt, die Idee einer einheitlichen Epoche der Gesellschaft, ihrer Selbsterhaltung usf. entspringen bereits einer gründlichen, vom Interesse an der Zukunft geleiteten Analyse des geschichtlichen Verlaufs. Das Verhältnis der ersten begrifflichen Zusammenhänge zur Tatsächlichkeit ist nicht wesentlich das von Gattungen und Exemplaren. Das durch sie bezeichnete Tauschverhältnis beherrscht auf Grund der ihm einwohnenden Dynamik die gesellschaftliche Wirklichkeit, wie etwa der Stoffwechsel den pflanzlichen und tierischen Organismus weitgehend beherrscht. Auch in der kritischen Theorie müssen spezifische Elemente eingefügt werden, um von dieser grundlegenden Struktur zur differenzierten Realität zu gelangen. Aber ein solches Einfügen von Bestimmungen, man denke etwa an das Vorhandensein aufgestapelter Goldmengen, die Ausbreitung in noch feudalistische Räume der Gesellschaft, den Aussenhandel, geschieht

[1]) Zur logischen Struktur der Kritik der politischen Ökonomie vgl. „Zum Problem der Wahrheit“ (diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 344 f. sowie S. 351 f.).

nicht durch einfache Deduktion wie in der fachlich in sich geschlossenen Theorie. Vielmehr gehört zu jedem Schritt die Kenntnis über Mensch und Natur mit hinzu, die in den Wissenschaften und in der geschichtlichen Erfahrung zur Verfügung steht. Im Hinblick auf die Lehre von der industriellen Technik versteht sich dies von selbst. Aber auch nach anderen Richtungen hin findet die differenzierte Kenntnis menschlicher Reaktionsweisen bei der gedanklichen Entwicklung, von der hier die Rede ist, Anwendung. Der Satz etwa, dass die untersten Schichten der Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen auch die meisten Kinder haben, spielt beim Nachweis, wie die bürgerliche Tauschgesellschaft notwendig zum Kapitalismus mit Reservearmee und Krisen führt, eine wichtige Rolle. Seine psychologische Begründung bleibt den traditionellen Wissenschaften überlassen. Die kritische Theorie der Gesellschaft beginnt also mit einer durch relativ allgemeine Begriffe bestimmten Idee des einfachen Warentausches; unter Voraussetzung des gesamten zur Verfügung stehenden Wissens, der Herbeiziehung des aus fremden und eigenen Forschungen angeeigneten Stoffes wird dann gezeigt, wie die Tauschwirtschaft bei der gegebenen und sich freilich unter ihrem Einfluss verändernden Beschaffenheit von Menschen und Dingen, ohne dass ihre eigenen, von der fachlichen Nationalökonomie dargestellten Prinzipien durchbrochen würden, notwendig zur Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze führen muss, die in der gegenwärtigen geschichtlichen Situation zu Kriegen und Revolutionen treibt.

Der Sinn der hier gemeinten Notwendigkeit ist wie derjenige der Abstraktheit der Begriffe den entsprechenden Zügen der traditionellen Theorie ähnlich und unähnlich zugleich. In beiden Arten von Theorie beruht die Strenge der gedanklichen Ableitung darauf, dass erhellt, wie die Behauptung vom Zutreffen allgemeiner Bestimmungen die Behauptung vom Zutreffen gewisser tatsächlicher Verhältnisse mit einschliesst. Wenn ein elektrischer Vorgang vorliegt, so muss sich, weil zum Begriff der Elektrizität diese und jene Merkmale gehören, dieser und jener Vorfall ereignen. Soweit die kritische Theorie der Gesellschaft die gegenwärtigen Zustände aus dem Begriff des einfachen Tauschs entwickelt, enthält sie in der Tat diese Art der Notwendigkeit, nur dass die generell hypothetische Form relativ gleichgültig ist. Der Nachdruck liegt nicht darauf, dass überall, wo einfache Tauschgesellschaft herrscht, sich auch Kapitalismus entwickeln muss, wenngleich dies wahr ist, sondern auf der Ableitung dieser realen, von Europa aus die Erde umfassenden kapitalistischen Gesellschaft, für welche die Theorie als gültig behauptet wird, aus dem Grundverhältnis des Tausches

überhaupt. Während selbst die kategorischen Urteile der Fachwissenschaften im Grunde hypothetischen Charakter tragen und Existentialurteile, wenn überhaupt, nur in eigenen Kapiteln, beschreibenden oder praktischen Teilen, geduldet werden[1]), ist die kritische Gesellschaftstheorie als ganzes ein einziges entfaltetes Existentialurteil. Es besagt, in grobem Umriss formuliert, dass die Grundform der historisch gegebenen Warenwirtschaft, auf der die neuere Geschichte beruht, die inneren und äusseren Gegensätze der Epoche in sich schliesst, in verschärfter Form immer aufs neue zeitigt und nach einer Periode des Aufstiegs, der Entfaltung menschlicher Kräfte, der Emanzipation des Individuums, nach einer ungeheuren Ausbreitung der menschlichen Macht über die Natur schliesslich die weitere Entwicklung hintanhält und die Menschheit einer neuen Barbarei zutreibt. Die einzelnen Denkschritte innerhalb dieser Theorie sind, wenigstens der Intention nach, von der gleichen Strenge wie die Deduktionen innerhalb einer fachwissenschaftlichen Theorie, jeder ist dabei ein Moment in der Konstitution jenes umfassenden Existentialurteils. Einzelne Teile können in allgemeine oder besondere hypothetische Urteile verwandelt werden und im Sinne des traditionellen Theoriebegriffs Verwendung finden, wie etwa, dass bei steigender Produktivität regelmässig Entwertung des Kapitals eintritt. Bei manchen Partien der Theorie entstehen auf solche Weise Sätze, deren Beziehung auf die Realität schwierig ist. Daraus, dass die Darstellung eines einheitlichen Gegenstands als ganze wahr ist, lässt sich nämlich nur unter speziellen Bedingungen folgern, inwiefern einzelne von ihr losgelöste Teile in ihrer Isolierung auf isolierte Teile des Gegenstands zutreffen. Die Problematik, die entsteht, sobald Teilsätze der kritischen Theorie auf einmalige oder wiederholbare Vorgänge in der gegenwärtigen Gesellschaft anzuwenden sind, betrifft die Eignung der kritischen Theorie zu traditionellen Denkleistungen mit fortschrittlichem Zweck, nicht ihre Wahrheit selbst. Die Unfähigkeit der Fachwissenschaften, besonders der zeitgenössischen Nationalökonomie, bei den von ihnen bearbeiteten stückhaften Fragestellungen Nutzen aus ihr zu ziehen, liegt weder an ihnen noch an der kritischen Theorie allein, sondern an ihrer verschiedenen Rolle in der Wirklichkeit.

---

[1]) Zwischen den Urteilsformen und den geschichtlichen Epochen bestehen Zusammenhänge, über die eine kurze Andeutung gestattet sei. Das kategorische Urteil ist typisch für die vorbürgerliche Gesellschaft : so ist es, der Mensch kann nichts daran ändern. Die hypothetische wie die disjunktive Urteilsform gehören im besonderen zur bürgerlichen Welt : unter gewissen Umständen kann dieser Effekt eintreten, entweder ist es so oder anders. Die kritische Theorie erklärt : es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände sind jetzt vorhanden.

Auch die kritische und oppositionelle Theorie leitet, wie soeben dargelegt, ihre Aussagen über die realen Verhältnisse aus allgemeinen Grundbegriffen her und lässt diese Verhältnisse eben dadurch als notwendig erscheinen. Wenn im Hinblick auf die Notwendigkeit im logischen Sinn beide Arten theoretischer Strukturen ähnlich sind, so besteht ein Gegensatz, sobald nicht mehr bloss von logischer, sondern von sachlicher Notwendigkeit, der Notwendigkeit faktischer Abläufe die Rede ist. Die Aussage des Biologen, dass eine Pflanze auf Grund immanenter Prozesse verwelken muss oder dass gewisse zum menschlichen Organismus gehörige Vorgänge notwendig zu seinem Untergang führen, lässt es dahingestellt, ob irgendwelche Einwirkungen diese Verläufe in ihrem Charakter beeinflussen oder total verändern können. Auch wenn eine Krankheit als heilbar bezeichnet wird, gilt doch der Umstand, ob entsprechende Massnahmen wirklich ergriffen werden, als eine der Sache selbst äusserliche, zur Technik gehörige und daher in der Theorie als solcher unwesentliche Ereignisreihe. Die Notwendigkeit, von der die Gesellschaft beherrscht wird, könnte in diesem Sinn als biologisch angesehen und der besondere Charakter der kritischen Theorie deshalb bezweifelt werden, weil in der Biologie wie auch in anderen Naturwissenschaften in ähnlicher Weise einzelne Verläufe theoretisch konstruiert werden, wie es nach der obigen Darlegung in der kritischen Theorie der Gesellschaft geschieht. Die Entwicklung der Gesellschaft gälte damit als eine bestimmte Ereignisreihe, zu deren Darstellung Resultate aus verschiedenen Gebieten herangezogen werden, wie etwa ein Mediziner bei einem Krankheitsverlauf oder ein Geologe bei der Vorgeschichte der Erde verschiedene Wissenszweige anzuwenden haben. Die Gesellschaft erscheint hier als Individuum, das auf Grund der fachwissenschaftlichen Theorien beurteilt wird.

Wieviele Analogien zwischen diesen intellektuellen Bestrebungen auch obwalten mögen, so besteht doch im Hinblick auf das Verhältnis von Subjekt und Objekt und damit auf die Notwendigkeit des beurteilten Geschehens ein entscheidender Unterschied. Die Sache, mit der es der Fachwissenschaftler zu tun hat, wird von seiner eigenen Theorie überhaupt nicht berührt. Subjekt und Objekt sind streng getrennt, auch wenn es sich zeigen sollte, dass in einem späteren Zeitpunkt das objektive Geschehen durch menschlichen Zugriff beeinflusst wird ; dieser ist in der Wissenschaft ebenso als Faktum zu betrachten. Das gegenständliche Geschehen ist der Theorie transzendent, und die Unabhängigkeit von ihr gehört zu seiner Notwendigkeit : der Betrachter als solcher kann nichts daran ändern. Zur Entwicklung der Gesellschaft gehört aber das bewusste kritische Verhalten mit hinzu. Die

Konstruktion des Geschichtsverlaufs als notwendigen Produkts eines ökonomischen Mechanismus enthält zugleich den selbst aus ihm hervorgehenden Protest gegen diese Ordnung und die Idee der Selbstbestimmung des menschlichen Geschlechts, das heisst eines Zustands, in dem seine Taten nicht mehr aus einem Mechanismus, sondern aus seinen Entscheidungen fliessen. Das Urteil über die Notwendigkeit des bisherigen Geschehens schliesst hier somit den Kampf um ihre Verwandlung aus einer blinden in eine sinnvolle Notwendigkeit mit ein. Den Gegenstand der Theorie von ihr getrennt zu denken, verfälscht das Bild und führt zum Quietismus oder Konformismus. Jeder ihrer Teile setzt die Existenz von Kritik und Kampf gegen das Bestehende in der von ihr selbst bestimmten Richtung voraus.

Nicht ohne Gründe, wenn auch nicht mit vollem Recht, haben die von der Physik ausgehenden Erkenntnistheoretiker die Verwechslung der Ursachen mit Wirkung von Kräften gebrandmarkt und zuletzt den Begriff der Ursache mit dem der Bedingung oder der Funktion vertauscht. Der rein registrierenden Betrachtung bieten sich nämlich immer bloss Erscheinungsreihen, niemals Kräfte und Gegenkräfte dar, was freilich nicht in der Natur liegt, sondern im Wesen der Betrachtung. Das Resultat dieses Verfahrens bei seiner Anwendung auf die Gesellschaft ist Statistik und beschreibende Soziologie, die für jeden Zweck, auch für die kritische Theorie ihre Wichtigkeit gewinnen können. Notwendig ist für die traditionelle Wissenschaft entweder alles oder gar nichts, je nachdem man unter Notwendigkeit die Unabhängigkeit vom Beobachter oder die Möglichkeit absolut gewisser Prognosen verstehen will. Insofern jedoch das Subjekt sich auch als denkendes nicht radikal von den gesellschaftlichen Kämpfen isoliert, an denen es teilnimmt, insofern es nicht erkennendes und handelndes Subjekt bloss als getrennte Begriffe versteht, hat Notwendigkeit einen anderen Sinn. Soweit sie, vom Menschen unbeherrscht, ihm entgegensteht, gilt sie einerseits als das Naturreich, das trotz der unendlichen Eroberungen, die noch zu machen sind, nie ganz verschwinden wird, andererseits als die Ohnmacht der bisherigen Gesellschaft, den Kampf mit dieser Natur in einer bewussten und zweckmässigen Organisation zu führen. Hier sind Kräfte und Gegenkräfte gemeint. Beide Momente dieses Begriffs der Notwendigkeit, die unter sich zusammenhängen, Macht der Natur und Ohnmacht der Menschen, beruhen auf der selbst erlebten Anstrengung der Menschen um Befreiung vom Zwang der Natur und den zur Fessel gewordenen Formen des gesellschaftlichen Lebens, der juristischen, politischen und kulturellen Ordnung. Sie gehören zum wirklichen Streben nach einem Zustand, in welchem das,

was die Menschen wollen, auch notwendig ist, in welchem die Notwendigkeit der Sache zur Notwendigkeit eines vernünftig beherrschten Geschehens wird. Die Anwendung, ja selbst das Verständnis dieser und anderer Begriffe der kritischen Denkart sind an das Erlebnis der eigenen Aktivität und Anstrengung, an die Existenz eines Willens im erkennenden Subjekt geknüpft. Der Versuch, dem mangelnden Verständnis solcher Ideen und der Weise ihrer Verkettung durch blosse Steigerung ihrer logischen Prägnanz, durch scheinbar exaktere Definitionen oder gar durch „Einheitssprache" abzuhelfen, muss misslingen. Es handelt sich nicht bloss um ein Missverständnis, sondern um den wirklichen Gegensatz verschiedener Verhaltungsweisen. Der Begriff der Notwendigkeit in der kritischen Theorie ist selbst ein kritischer, er setzt den der Freiheit voraus, wenn auch nicht als einer existierenden. Die Vorstellung einer Freiheit als einer, die immer schon da ist, auch wenn die Menschen in Ketten liegen, also einer bloss inneren Freiheit, gehört der idealistischen Denkart an. Die Tendenz dieser nicht völlig unwahren, aber schiefen Idee hat am deutlichsten der junge Fichte ausgesprochen : „Ich bin jetzt gänzlich überzeugt, dass der menschliche Wille frei sei und dass Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseins sei, sondern nur Glückwürdigkeit."[1]) Es zeigt sich hier die schlechte Identität radikaler metaphysischer Gegensätze und Schulen. Die Behauptung absoluter Notwendigkeit des Geschehens meint letzten Endes dasselbe wie diejenige der realen Freiheit in der Gegenwart : die Resignation in der Praxis.

Die Unfähigkeit, die Einheit von Theorie und Praxis zu denken, und die Beschränkung des Begriffs der Notwendigkeit auf ein fatalistisches Geschehen gründen erkenntnismässig in der Hypostasierung des cartesianischen Dualismus von Denken und Sein. Dieser ist der Natur wie auch der bürgerlichen Gesellschaft angemessen, soweit sie selbst einem natürlichen Mechanismus gleicht. Die Theorie, die zur realen Macht wird, das Selbstbewusstsein der Subjekte einer grossen geschichtlichen Umwälzung, geht über die Mentalität hinaus, für welche dieser Dualismus kennzeichnend ist. Soweit die Gelehrten ihn nicht bloss im Kopfe haben, sondern mit ihm Ernst machen, können sie nicht selbständig handeln. Sie führen dann ihrem eigenen Denken gemäss praktisch nur aus, wozu der geschlossene Kausalzusammenhang der Realität sie bestimmt, oder sie kommen als individuelle Einheiten statistischer Grössen in Betracht, in denen eben die individuelle Einheit keine Rolle spielt. Als Vernunftwesen sind sie ohnmächtig und isoliert.

---

[1]) J. G. Fichte, Briefwechsel, hrsg. von H. Schulz, Bd. I. Leipzig 1925, S. 127.

Die Erkenntnis dieses Tatbestandes bildete einen Schritt zu seiner Überwindung, aber er geht nur in metaphysischer, unhistorischer Gestalt in das bürgerliche Bewusstsein ein. Als Glaube an die Unabänderlichkeit der Gesellschaftsform beherrscht er in der Tat die Gegenwart. In ihrer Reflexion sehen sich die Menschen als blosse Zuschauer, passive Teilnehmer eines gewaltigen Geschehens, das man vielleicht vorhersehen, jedenfalls aber nicht beherrschen kann. Sie wissen von Notwendigkeit nicht im Sinne von Ereignissen, die man selbst erzwingt, sondern bloss von solchen, die man mit Wahrscheinlichkeit vorausberechnet. Wo die Verflechtung von Wollen und Denken, Anschauen und Handeln zugestanden wird wie in manchen Teilen der neuesten Soziologie, gilt dies selbst nur im Sinn einer zu beachtenden Kompliziertheit des Objekts. Man muss alle Theorien, die vorkommen, den praktischen Stellungnahmen, den sozialen Schichten zuordnen, die damit zusammenhängen. Das Subjekt zieht sich aus der Affäre, es hat kein Anliegen als — die Wissenschaft.

Die Feindschaft gegen das Theoretische überhaupt, die heute im öffentlichen Leben zum Ausdruck kommt, richtet sich in Wahrheit gegen die verändernde Aktivität, die mit dem kritischen Denken verbunden ist. Wo es nicht beim Feststellen und Ordnen in möglichst neutralen, das heisst für die Lebenspraxis in den gegebenen Formen unerlässlichen Kategorien bleibt, regt sich sogleich ein Widerstand. Auf Seiten eines grossen Teils der Beherrschten steht die unbewusste Befürchtung im Weg, theoretisches Denken könnte die mühsam vollzogene Anpassung an die Realität als verkehrt und überflüssig erscheinen lassen, auf Seiten der Nutzniesser erhebt sich der allgemeine Verdacht gegen jede intellektuelle Selbständigkeit. Die Tendenz, Theorie als Gegensatz zur Positivität aufzufassen, ist so stark, dass selbst die harmlose traditionelle Theorie zuweilen davon betroffen wird. Weil die fortgeschrittenste Gestalt des Denkens in der Gegenwart die kritische Theorie der Gesellschaft ist und jede konsequente intellektuelle Anstrengung, die sich um den Menschen bekümmert, sinngemäss bei ihr einmündet, gerät die Theorie überhaupt in Verruf. Auch jede andere wissenschaftliche Aussage, die keine Angabe von Tatsachen in den gebräuchlichsten Kategorien und womöglich in der neutralsten Form, der Mathematik, darstellt, begegnet schon dem Einwand, dass sie zu theoretisch sei. Diese positivistische Haltung muss nicht bloss fortschrittfeindlich sein. Wenn bei den verschärften Klassengegensätzen der letzten Jahrzehnte die Herrschaft sich auch in zunehmendem Mass auf den realen Machtapparat zu verlassen hat, so bildet doch die Ideologie einen nicht zu unterschätzenden Kittfaktor des rissig gewordenen Gesellschaftsbaus. In der Losung, sich an die Tatsachen zu halten und jede Art von

Illusionen preiszugeben, steckt selbst heute noch eine Art Reaktion gegen den Bund von Unterdrückung und Metaphysik. Es wäre jedoch ein Fehler, den ungeheuren Unterschied zwischen der empiristischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart zu verkennen. Zu jener Zeit hatte eine neue Gesellschaft sich bereits im Rahmen der alten entwickelt. Es galt, die schon vorhandene bürgerliche Wirtschaft aus den feudalistischen Hemmnissen zu befreien, sie einfach „gehen zu lassen". Das ihr zugehörige fachwissenschaftliche Denken brauchte ebenfalls die alten dogmatischen Bindungen wesentlich nur abzuschütteln, um den schon erkannten Weg zu gehen. Im Übergang von der gegenwärtigen zu einer künftigen Gesellschaftsform soll die Menschheit sich jedoch erstmals zum bewussten Subjekt konstituieren und aktiv ihre eigenen Lebensformen bestimmen. Wenn auch die Elemente der zukünftigen Kultur schon vorhanden sind, so bedarf es doch einer bewussten Neukonstruktion der ökonomischen Verhältnisse. Die undifferenzierte Feindschaft gegen die Theorie bedeutet daher heute eine Hemmung. Ohne die Fortsetzung der theoretischen Anstrengung, die mit dem Interesse an einer vernünftig organisierten zukünftigen Gesellschaft die gegenwärtige kritisch durchleuchtet und anhand der in den Fachwissenschaften ausgebildeten traditionellen Theorien konstruiert, ist der Hoffnung auf eine grundlegende Verbesserung der menschlichen Existenz der Grund entzogen. Die Forderung nach Positivität und Unterordnung, die auch in den fortschrittlichen Gruppen der Gesellschaft den Sinn für die Theorie abzustumpfen droht, trifft notwendig nicht bloss die Theorie, sondern auch die Praxis der Befreiung.

Die einzelnen Teile der Theorie, welche die komplizierten Verhältnisse des liberalistischen und schliesslich des monopolistischen Kapitalismus aus dem Schema der einfachen Warenwirtschaft abzuleiten unternimmt, verhalten sich nicht so gleichgültig zur Zeit wie die Stufen eines deduktiven Ordnungsgefüges. Ähnlich wie die auch für den Menschen wichtige Verdauungsfunktion in der Stufenreihe der Organismen sich in gleichsam nacktem Zustand in Gestalt der „Schlauchtiere" als Gattung vorfindet, so gibt es historische Formen der Gesellschaft, die der einfachen Warenwirtschaft wenigstens nahekommen. Die gedankliche Entwicklung steht, wie oben schon dargelegt, zur geschichtlichen wenn auch nicht in Parallele, so doch in feststellbarer Relation. Die wesentliche Beziehung der Theorie zur Zeit liegt jedoch nicht in der Entsprechung einzelner Teile der Konstruktion zu geschichtlichen Abschnitten, eine Lehre, in der Hegels Phänomenologie des Geistes und seine Logik ebenso wie das Kapital von Marx als Zeugnisse der gleichen Methode übereinstimmen, sondern in der ständigen

Veränderung des theoretischen Existentialurteils über die Gesellschaft, die durch seinen bewussten Zusammenhang mit der geschichtlichen Praxis bedingt ist. Mit dem Prinzip, fortwährend jeden bestimmten theoretischen Inhalt radikal in Frage zu stellen und immer wieder von vorne anzufangen, durch das die moderne Metaphysik und Religionsphilosophie alle konsequente Theorienbildung bekämpft haben, hat das nichts zu tun. Die kritische Theorie hat nicht heute den und morgen einen anderen Lehrgehalt. Ihre Änderungen bedingen keinen Umschlag in eine völlig neue Anschauung, solange die Epoche sich nicht ändert. Die Festigkeit der Theorie rührt daher, dass bei allen Änderungen der Gesellschaft doch ihre ökonomisch grundlegende Struktur, das Klassenverhältnis in seiner einfachsten Gestalt, und damit auch die Idee seiner Aufhebung identisch bleibt. Die hierdurch bedingten entscheidenden Züge des Inhalts können sich vor dem geschichtlichen Umschlag nicht wandeln. Andererseits steht aber die Geschichte auch bis dahin nicht still. Die historische Entwicklung der Gegensätze, bei denen das kritische Denken seine Rolle spielt, verändert die Wichtigkeit seiner einzelnen Momente, zwingt zu Differenzierungen und verschiebt die Bedeutung der fachwissenschaftlichen Erkenntnisse für die kritische Theorie und Praxis.

Am Begriff der sozialen Klasse, die über die Mittel der Produktion verfügt, soll näher bezeichnet werden, was hier gemeint ist. In der liberalistischen Periode war die ökonomische Herrschaft weitgehend mit dem juristischen Eigentum an den Produktionsmitteln verknüpft. Die grosse Klasse der Privateigentümer war gesellschaftlich führend, und die gesamte Kultur jener Zeit ist durch dieses Verhältnis gekennzeichnet. Die Industrie war noch in eine grosse Anzahl von heute aus gesehen kleiner, selbständiger Unternehmungen differenziert. Die dieser technischen Entwicklungsstufe angemessene Direktion der Fabrik war die Leitung durch einen oder mehrere Eigentümer oder ihren unmittelbaren Beauftragten. Mit der im letzten Jahrhundert durch die Entfaltung der Technik vermittelten, rapide fortschreitenden Konzentration und Zentralisation des Kapitals werden die juristischen Eigentümer zum grossen Teil von der Leitung der sich bildenden Riesenunternehmen, die ihre Fabriken aufsaugen, getrennt, die Leitung verselbständigt sich gegen den juristischen Eigentumstitel. Es entstehen die industriellen Magnaten, die Führer der Wirtschaft. In den meisten Fällen halten sie zunächst noch den grösseren Teil des Eigentums an ihren Konzernen. Heute ist dieser Umstand schon unwesentlich geworden, und es zeigen sich einzelne mächtige Leiter, die ganze Sektoren der Industrie beherrschen und nur einen verschwindenden Teil der von ihnen dirigierten Werke zum juristi-

schen Eigentum haben. Dieser ökonomische Prozess bringt eine Wandlung der Funktionsweise des juristischen und politischen Apparats sowie der Ideologien mit sich. Ohne dass etwa die juristische Definition des Eigentums im geringsten geändert wird, werden die Eigentümer in steigendem Mass gegen die Leiter und ihren Stab ohnmächtig. Die direkte Verfügung über die Mittel des Riesenunternehmens gibt während eines Prozesses, den die Eigentümer bei Meinungsverschiedenheiten etwa anstrengen sollten, der Leitung ein solches Übergewicht, dass an einen Sieg ihrer Gegner kaum zu denken ist. Der Einfluss der Leitung, der sich zunächst nur auf niedere juristische und administrative Instanzen beziehen mag, erstreckt sich schliesslich auch auf die höheren, am Ende auf den Staat und seine Machtorganisation. Durch die Trennung von der wirklichen Produktion und durch ihren sinkenden Einfluss verengert sich der Horizont der blossen Inhaber von Besitztiteln, ihre Lebensbedingungen und ihre Persönlichkeit werden immer ungeeigneter für sozial ausschlaggebende Positionen, und schliesslich erscheint der Anteil, den sie aus dem Eigentum noch beziehen, ohne etwas zu seiner Vergrösserung wirklich leisten zu können, als gesellschaftlich nutzlos und moralisch zweifelhaft. Es entstehen die eng mit diesen und einigen anderen Veränderungen zusammenhängenden Ideologien von der grossen Persönlichkeit und vom Unterschied der produktiven und parasitären Kapitalisten. Die Vorstellung eines der Allgemeinheit gegenüber selbständigen Rechts mit festem Inhalt verliert an Gewicht. Von der gleichen Seite, welche die private Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, dieses Kernstück der herrschenden Gesellschaftsordnung, brutal aufrechterhält, gehen politische Lehren aus, dass unproduktives Eigentum und parasitäre Einkünfte verschwinden müssten. Mit der Verkleinerung des Kreises der wirklich Mächtigen wächst die Möglichkeit bewusster Ideologienbildung, der Etablierung einer doppelten Wahrheit, bei der das Wissen den Insidern und die Version dem Volke vorbehalten bleibt, und der Zynismus gegen jede Wahrheit und jedes Denken überhaupt breitet sich aus. Am Ende des Prozesses steht eine nicht mehr von selbständigen Eigentümern, sondern von industriellen und politischen Führercliquen beherrschte Gesellschaft.

Diese Veränderungen bedingen auch Strukturveränderungen der kritischen Theorie. Dem Schein freilich, als ob Eigentum und Profit jetzt nicht mehr ihre entscheidende Rolle spielten, dieser in den Sozialwissenschaften sorglich geförderten Illusion fällt sie nicht anheim. Einerseits hat sie die juristischen Beziehungen auch früher nicht als Wesen, sondern als Oberfläche des gesellschaftlichen Sachverhalts gesehen und weiss, dass die Ver-

fügung über Menschen und Dinge bei einem besonderen Teile der Gesellschaft bleibt, der zwar weniger im Inland, desto erbitterter aber im Weltmasstab mit anderen ökonomischen Machtgruppen konkurriert. Der Gewinn stammt aus denselben sozialen Quellen, muss letzten Endes durch dieselben Methoden gesteigert werden wie seither. Andererseits scheint ihr mit der Beseitigung jedes inhaltlich bestimmten Rechts, die durch die ökonomische Machtkonzentration bedingt ist und in den Verhältnissen der autoritären Staaten vollendet wird, mit einer Ideologie zugleich ein Kulturfaktor zu verschwinden, der keineswegs bloss eine negative, sondern auch eine positive Seite hat. Indem die Theorie diesen Veränderungen in der inneren Struktur der Unternehmerklasse Rechnung trägt, werden auch andere ihrer Begriffe differenziert. Die Abhängigkeit der Kultur von den sozialen Verhältnissen muss sich mit diesen selbst bis in die Einzelheiten wandeln, wenn anders die Gesellschaft ein Ganzes ist. Auch in der liberalistischen Periode konnten politische und moralische Auffassungen der Individuen von ihrer ökonomischen Situation abgeleitet werden. Die Schätzung eines lauteren Charakters, das Stehen zum gegebenen Wort, die Selbständigkeit des Urteils usf. ergeben sich aus einer Gesellschaft relativ unabhängiger Wirtschaftssubjekte, die durch Kontrakte miteinander in Verbindung treten. Aber diese Abhängigkeit war psychologisch weitgehend vermittelt, und die Moral selbst gewann auf Grund ihrer Funktion im Individuum eine Art von Festigkeit. (Die Wahrheit, dass die Abhängigkeit von der Ökonomie auch diese Moral durchherrschte, trat freilich in Erscheinung, als mit der Gefährdung der ökonomischen Positionen des liberalistischen Bürgertums, die in der jüngsten Gegenwart eintrat, auch die freiheitliche Gesinnung dahinschmolz.) Unter den monopolkapitalistischen Verhältnissen ist es jedoch auch mit solcher relativen Selbständigkeit des Individuums zu Ende. Es hat keinen eigenen Gedanken mehr. Der Inhalt des Massenglaubens, an den niemand recht glaubt, ist ein unmittelbares Produkt der herrschenden Bürokratien in Wirtschaft und Staat, und seine Anhänger folgen insgeheim nur ihren atomisierten und daher unwahren Interessen, sie handeln als reine Funktionen des ökonomischen Mechanismus.

Der Begriff der Abhängigkeit des Kulturellen vom Ökonomischen hat sich daher verändert. Er ist mit der Vernichtigung des typischen Individuums gleichsam vulgärmaterialistischer zu verstehen als früher. Die Erklärungen sozialer Phänomene werden einfacher und zugleich komplizierter. Einfacher, weil das Ökonomische unmittelbarer und bewusster die Menschen bestimmt und die relative Widerstandskraft und Substantialität der Kul-

tursphären im Schwinden begriffen ist, komplizierter, weil die entfesselte ökonomische Dynamik, zu deren blossen Medien die meisten Individuen erniedrigt sind, in raschem Tempo immer neue Gestalten und Verhängnisse zeitigt. Selbst fortgeschrittene Teile der Gesellschaft werden in ihrer Entmutigung von der allgemeinen Ratlosigkeit ergriffen. Auch die Wahrheit ist in ihrer Existenz an Konstellationen der Realität geknüpft. Im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie ein wirtschaftlich bereits entwickeltes Bürgertum hinter sich. Unter den Verhältnissen des Monopolkapitalismus und der Ohnmacht der Arbeiter vor den Unterdrückungsapparaten der autoritären Staaten ist die Wahrheit zu bewunderungswürdigen kleinen Gruppen geflüchtet, die, unter dem Terror dezimiert, für die Schärfung der Theorie wenig Zeit haben. Die Scharlatane profitieren davon, und der allgemeine intellektuelle Zustand der grossen Massen geht rapide zurück.

Das Gesagte sollte verdeutlichen, dass die beständige Umwälzung der sozialen Verhältnisse, die sich unmittelbar aus ökonomischen Entwicklungen ergibt und in der Zusammensetzung der herrschenden Schicht ihren nächsten Ausdruck findet, nicht bloss einzelne Zweige der Kultur, sondern auch den Sinn ihrer Abhängigkeit von der Ökonomie und damit die entscheidenden Begriffe der ganzen Auffassung betrifft. Dieser Einfluss der gesellschaftlichen Entwicklung auf die Struktur der Theorie gehört zu ihrem eigenen Lehrbestand. Die neuen Inhalte kommen daher nicht mechanisch zu schon gegebenen Teilen hinzu. Da die Theorie ein einheitliches Ganzes bildet, das nur in der Bezogenheit auf die gegenwärtige Situation seine eigentümliche Bedeutung hat, befindet sie sich in einer Evolution, die freilich ebensowenig ihre Grundlagen aufhebt, wie das Wesen des von ihr reflektierten Gegenstands, der gegenwärtigen Gesellschaft, etwa durch ihre neuesten Umbildungen ein anderes wird. Selbst die scheinbar entferntesten Begriffe sind jedoch in den Prozess mit einbezogen. Die logischen Schwierigkeiten, die der Verstand in jedem Gedanken entdeckt, der ein lebendiges Ganzes spiegelt, gründen vornehmlich in dieser Eigenheit. Nimmt man einzelne Begriffe und Urteile aus der Theorie heraus und vergleicht sie mit den aus einer früheren Auffassung isolierten Begriffen und Urteilen, so entstehen Widersprüche. Dies gilt sowohl für die historischen Entwicklungsstufen der Theorie als ganzer zueinander wie auch für die logischen Stufen innerhalb ihrer selbst. Im Begriff der Unternehmung und des Unternehmers besteht bei aller Identität doch ein Unterschied, je nachdem er aus der Darstellung der ersten Form bürgerlicher Wirtschaft oder der Lehre vom entfalteten Kapitalismus genommen ist und je nachdem er der Kritik der politischen Ökonomie im neunzehnten Jahrhun-

dert, die den liberalistischen Fabrikanten, oder derjenigen im zwanzigsten entstammt, die den Monopolisten vor sich hat. Die Vorstellung des Unternehmers macht wie er selbst eine Entwicklung durch. Die Widersprüche der für sich genommenen Teile der Theorie gehen also nicht etwa aus Irrtümern oder vernachlässigten Definitionen hervor, sondern daraus, dass die Theorie einen sich historisch verändernden Gegenstand hat, der bei aller Zerrissenheit doch einer ist. Sie speichert nicht Hypothesen über den Verlauf einzelner Vorkommnisse in der Gesellschaft auf, sondern konstruiert das sich entfaltende Bild des Ganzen, das in die Geschichte einbezogene Existentialurteil, von dem oben die Rede war. Was der Unternehmer, ja der bürgerliche Mensch überhaupt gewesen ist, dass zum Beispiel in seinem Charakter mit dem rationalistischen ebensosehr der in den Massenbewegungen der Mittelklassen gegenwärtig dominierende irrationalistische Zug enthalten ist, geht auf die ursprüngliche ökonomische Situation des Bürgertums zurück und ist in den Grundbegriffen der Theorie angelegt. Aber dieser Ursprung selbst enthüllt sich in dieser differenzierten Form erst in den Kämpfen der Gegenwart, und zwar nicht bloss, weil in ihnen das Bürgertum Veränderungen durchmacht, sondern weil im Zusammenhang damit Interesse und Aufmerksamkeit des theoretischen Subjekts andere Akzentuierungen bedingt. — Es mag nun einem systematischen Interesse entsprechen und auch nicht ganz ohne Nutzen sein, die verschiedenen Arten der Abhängigkeit, der Ware, der Klasse, des Unternehmers usf., wie sie in den logischen und historischen Phasen der Theorie vorkommen, zu klassifizieren und nebeneinander zu stellen. Da der Sinn in letzter Linie jedoch nur im Zusammenhang mit der gesamten gedanklichen Konstruktion klar wird, die sich immer neuen Situationen anzupassen hat, so pflegen solche Systeme von Arten und Unterarten, Definitionen und Spezifikationen von Begriffen, die aus der kritischen Theorie herausgenommen sind, nicht einmal den Wert der Begriffsinventare anderer Fachwissenschaften zu besitzen, die wenigstens in der relativ gleichförmigen Praxis des täglichen Lebens Verwendung finden. Die kritische Theorie der Gesellschaft in Soziologie zu verwandeln, ist überhaupt ein problematisches Unternehmen.

Die hier angeschlagene Frage nach dem Verhältnis von Denken und Zeit ist freilich mit einer besonderen Schwierigkeit verknüpft. Es ist nämlich unmöglich, im eigentlichen Sinn von Wandlungen einer richtigen Theorie zu sprechen. Die Konstatierung solcher Wandlungen setzt vielmehr schon eine Theorie voraus, die mit dem gleichen Problem behaftet ist. Niemand kann sich zu einem anderen Subjekt machen als zu dem des geschichtlichen Augenblicks. Das Reden über Konstanz oder Wandelbarkeit der Wahrheit hat

streng genommen nur in polemischem Verstand Bedeutung. Es richtet sich gegen die Annahme eines absoluten, übergeschichtlichen Subjekts oder gegen die Auswechselbarkeit der Subjekte, als ob man sich aus dem gegenwärtigen historischen Augenblick hinaus und ganz im Ernst in jeden beliebigen hineinversetzen könnte. Inwiefern es möglich und inwiefern es unmöglich ist, soll hier nicht angedeutet werden. Jedenfalls ist mit der kritischen Theorie der idealistische Glaube nicht vereinbar, dass sie selbst etwas die Menschen Übergreifendes darstelle und etwa gar ein Wachstum habe. Die Dokumente haben eine Geschichte, aber nicht die Theorie ein Schicksal. Die Aussage, dass bestimmte Momente zu ihr hinzugetreten seien, dass sie sich in Zukunft neuen Situationen anzupassen habe, ohne dass ihr wesentlicher Lehrgehalt verändert würde, all dies gehört mit zur Theorie, wie sie heute existiert und die Praxis zu bestimmen sucht. Die Menschen, die sie im Kopfe haben, haben sie als Ganzes im Kopfe und handeln diesem Ganzen gemäss. Die stetige Zunahme einer den Subjekten gegenüber selbständigen Wahrheit, das Vertrauen in den Fortschritt der Wissenschaften kann sich in seiner beschränkten Gültigkeit nur auf jene Funktion des Wissens beziehen, die auch in einer künftigen Gesellschaft ein notwendiges Element bildet, die Beherrschung der Natur. Auch dieses Wissen gehört freilich zur vorhandenen gesellschaftlichen Totalität. Die Voraussetzung für Aussagen über seine Dauer oder Veränderung, nämlich der Fortgang der wirtschaftlichen Produktion und Reproduktion in bekannten Formen, ist hier jedoch tatsächlich in gewissem Sinn mit der Auswechselbarkeit der Subjekte gleichbedeutend. Dass die Gesellschaft in Klassen gespalten ist, vereitelt hier nicht die Identifikation der menschlichen Subjekte. Das Wissen ist hier selbst ein Ding, das eine Generation der anderen weitergibt; sofern sie leben müssen, bedürfen sie seiner. Auch in dieser Hinsicht kann der traditionelle Wissenschaftler beruhigt sein.

Die Konstruktion der Gesellschaft unter dem Bilde einer radikalen Umwandlung, das die Probe seiner realen Möglichkeit noch gar nicht bestanden hat, ermangelt hingegen der Empfehlung, vielen Subjekten gemeinsam zu sein. Das Streben nach einem Zustand ohne Ausbeutung und Unterdrückung, in dem tatsächlich ein umgreifendes Subjekt, das heisst die selbstbewusste Menschheit existiert und in dem von einheitlicher Theorienbildung, von einem die Individuen übergreifenden Denken gesprochen werden kann, ist noch nicht seine Verwirklichung. Die möglichst strenge Tradierung der kritischen Theorie ist freilich eine Bedingung ihres geschichtlichen Erfolgs; aber sie vollzieht sich nicht auf dem festen Grund einer eingeschliffenen Praxis und fixierter Verhal-

tungsweisen, sondern vermittels des Interesses an der Umwandlung, das sich zwar mit der herrschenden Ungerechtigkeit notwendig reproduziert, aber durch die Theorie selbst geformt und gelenkt werden soll und gleichzeitig wieder auf sie zurückwirkt. Der Kreis der Träger dieser Tradition wird nicht durch organische oder soziologische Gesetzmässigkeiten umgrenzt und erneuert. Er ist weder durch biologische noch durch testamentarische Vererbung konstituiert und zusammengehalten, sondern durch die verbindende Erkenntnis, und diese garantiert nur ihre gegenwärtige, nicht ihre zukünftige Gemeinschaft. Mit dem Siegel aller logischen Kriterien versehen, entbehrt sie bis ans Ende der Epoche doch der Bestätigung durch den Sieg. Bis dahin geht auch der Kampf um ihre richtige Fassung und Anwendung. Die Version etwa, die den Apparat der Propaganda und die Mehrheit für sich hat, ist nicht schon deshalb auch die bessere. Vor dem allgemeinen historischen Umschlag kann die Wahrheit bei zahlenmässig geringen Einheiten sein. Die Geschichte lehrt, dass solche selbst von den oppositionellen Teilen der Gesellschaft kaum beachtete, verfemte, aber unbeirrbare Gruppen auf Grund ihrer tieferen Einsicht im entscheidenden Augenblick zur Spitze werden können. Heute, da die ganze Macht des Bestehenden zur Preisgabe aller Kulturwerte und zur finstersten Barbarei hindrängt, ist der Kreis wirklicher Solidarität ohnehin eng genug bemessen. Die Gegner freilich, die Herren dieser Periode des Niedergangs, haben selbst weder Treue noch Solidarität. Solche Begriffe bilden Momente der richtigen Theorie und Praxis. Von ihr losgelöst, verändern sie ihre Bedeutung wie alle Teile eines lebendigen Zusammenhangs. Dass etwa innerhalb einer Räuberbande positive Züge einer menschlichen Gemeinschaft sich entwickeln können, ist wahr, aber diese Möglichkeit zeigt stets einen Mangel der grösseren Gesellschaft an, innerhalb deren die Bande existiert. In einer ungerechten Gesellschaft müssen die Kriminellen nicht notwendig auch menschlich minderwertig sein, in einer völlig gerechten wären sie zugleich unmenschlich. Den richtigen Sinn gewinnen Einzelurteile über Menschliches erst im Zusammenhang.

Allgemeine Kriterien für die kritische Theorie als ganzes gibt es nicht; denn sie beruhen immer auf der Wiederholung von Ereignissen und somit auf der Existenz einer sich selbst reproduzierenden Totalität. Ebensowenig existiert eine gesellschaftliche Klasse, an deren Zustimmung man sich halten könnte. Das Bewusstsein jeder Schicht vermag unter den gegenwärtigen Verhältnissen ideologisch beengt und korrumpiert zu werden, wie sehr sie ihrer Lage nach auch zur Wahrheit bestimmt sei. Die kritische Theorie hat bei aller Einsichtigkeit der einzelnen Schritte

und der Übereinstimmung ihrer Elemente mit den fortgeschrittensten traditionellen Theorien keine spezifische Instanz für sich als das mit ihr selbst verknüpfte Interesse an der Aufhebung der Klassenherrschaft. Diese negative Formulierung ist, auf einen abstrakten Ausdruck gebracht, der materialistische Inhalt des idealistischen Begriffs der Vernunft. In einer geschichtlichen Periode wie dieser ist die wahre Theorie nicht so sehr affirmativ als kritisch, ebenso wie das ihr gemässe Handeln auch nicht „produktiv" sein kann. An der Existenz des kritischen Verhaltens, das freilich Elemente der traditionellen Theorien und dieser vergehenden Kultur überhaupt in sich einschliesst, hängt heute die Zukunft der Humanität. Eine Wissenschaft, die in eingebildeter Selbständigkeit die Gestaltung der Praxis, der sie dient und zugehört, bloss als ihr Jenseits betrachtet und sich bei der Trennung von Denken und Handeln bescheidet, hat auf die Humanität schon verzichtet. Selbst zu bestimmen, was sie leisten, wozu sie dienen soll, und zwar nicht bloss in einzelnen Stücken, sondern in ihrer Totalität, ist das auszeichnende Merkmal der denkerischen Tätigkeit. Ihre eigene Beschaffenheit treibt sie daher zur geschichtlichen Veränderung. Unter dem lauten Ruf von sozialem Geist und Volksgemeinschaft vertieft sich heute der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft mit jedem Tag. Die Selbstbestimmung der Wissenschaft wird mehr und mehr abstrakt. Der Konformismus des Denkens, das Beharren darauf, es sei ein fester Beruf, ein in sich abgeschlossenes Reich innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen, gibt das eigene Wesen des Denkens preis.

Traditional and Critical Theory.

Theory in the traditional sense of the word comprises a deductive system in which hypotheses and their logical consequences are compared with empirical observations. Such comparison is usually regarded as a verification of the theory. The ideal for this conception of theory is a universal scientific system in which the theories of the different scientific disciplines are brought together under the head of a few fundamental principles.

Traditional theory and reality belong to two distinct and separate provinces. Insofar as men make forecasts with the help of theory and attempt to change reality, they do not act as theoreticians. Theory remains in the realm of contemplation. Philosophers have frequently made something absolute out of this aspect of theory and, under the title of ‚logos' or ‚spirit', have deified the subject of these intellectual activities. It appears in their systems as the creator of the world. What they are really doing, however, is treating the scholar's activity, which is based on the division of labor in modern society, as an objective and independent substance. The real subject of theory in its traditional aspect is not pure spirit but the scholar who performs definite and necessary functions in modern society.

If such an analysis is accepted, the philosophical naiveté of the theoretician disappears. He perceives that not only thinking as such, but also its task, its direction, and the structure of the objective world are ultimately connected with human activity and work. Out of the historical process by which men wrest their living from nature, there emerges the separation of material and intellectual work, as well as the structure and the content of the latter. The dogmatic differentiation between the logical and historical premises of science cannot be maintained. The theoretician is himself part and parcel of the subject which forms the real objective world. To take an active part in the direction of the social life of humanity, therefore, becomes a function and a requirement of science.

So it is as theory, in the critical sense of the word, that the author regards the type of reasoning which attempts to impart to social life in its totality a rational form and which does not limit itself to working within the framework of the given system of the division of labor. The history of different scientific theories shows theory, with its unity and clarity, in contrast and opposition to the heterogeneity and disharmony of the real world. In the attempts to achieve harmony in society, thought may play an important role.

The author analyses the logical structure of critical theory in the performance of such a function. Its content is the description of present society in terms of a development towards a rational form. Critical theory, therefore, always remains intimately linked up with the reality of existence. It needs for its development in each and every instance the existence and assistance of the various scientific disciplines. Its logical structure, however, is more complicated than that of theory in the traditional sense, because it does not regard its objectives as a separate and foreign province. Science, in the traditional sense, even where it formulates developments in nature and human history, regards interests and purposes as given facts and guideposts that are foreign to its own structure. It has a utilitarian character in a directly understandable sense. Critical theory, however, is confronted with the task of justifying its own problems and their differentiation and has to adjust its internal structure accordingly. It does not set up an unchanging system but sees as its purpose the attempt to apply the knowledge that has been accumulated in the traditional theories to the social totality in the direction that critical theory itself indicates.

Théorie traditionnelle et théorie critique.

La théorie, au sens traditionnel, est un système déductif. La confrontation des connaissances obtenues par voie déductive avec les faits constatés permet la vérification de la théorie. L'idéal est un système universel de la science dans lequel les théories des différentes disciplines, toutes ensemble, sont rattachées à un petit nombre de propositions premières.

La réalité demeure extérieure à une théorie ainsi conçue. Dans la mesure où les hommes utilisent la théorie pour faire des prévisions et pour modifier la réalité, ils ne sont plus des théoriciens. En ce sens, la théorie est purement contemplative. Les philosophes qui ont analysé la connaissance ont souvent

porté à l'absolu cet aspect de la théorie et ont fait du sujet des opérations intellectuelles, sous les noms de ‚Logos' ou de ‚Esprit', le démiurge du monde. En vérité, ils ont ainsi hypostasié l'activité, qui dans la société moderne revient au savant du fait de la division du travail. Le sujet réel de la théorie sous sa forme traditionnelle, loin d'être l'esprit pur, est le savant qui remplit dans la société bourgeoise une fonction nécessaire, bien déterminée.

Après cette prise de conscience, la naïveté philosophique du théoricien doit disparaître. Il comprend que la pensée, ses tâches et son orientation, l'organisation du monde qui lui est donné, se ramènent en dernière analyse au travail humain. Le combat de l'homme avec la nature est la condition de l'évolution historique, dans laquelle le travail matériel se sépare du travail intellectuel, il détermine la structure et le contenu de ce dernier. La séparation rigide des hypothèses logiques et historiques de la science est impossible à maintenir. L'activité du théoricien exprime le sujet concret qui ne donne pas forme à la seule théorie, mais aussi au monde réel. Prendre position dans la vie sociale, l'influencer consciemment devient une tâche immanente à la science.

Par théorie au sens critique, H. entend la connaissance qui ne se contente pas de construire ses systèmes en respectant les cadres de la division du travail existante, mais qui s'efforce de donner à la totalité sociale une forme raisonnable. Dans l'histoire, la cohérence logique et comme transparente qui caractérise les théories traditionnelles, était en contradiction avec les rapports réels. Dans les tentatives pour rendre la société conforme à l'harmonie de la pensée, celle-ci peut jouer un rôle important.

H. étudie la structure logique que présente la pensée lorsqu'elle exerce une telle fonction. Elle a pour contenu la représentation de la société actuelle, envisagée par rapport à l'évolution vers la raison. La théorie critique forme par conséquent un jugement existentiel unique. Pour développer et justifier celui-ci, elle a besoin, à chaque instant, de la science spéciale. Mais comme la théorie ne conçoit pas les buts qu'elle s'assigne comme extérieurs à elle, elle est logiquement plus compliquée que la théorie traditionnelle. Même lorsque la discipline spéciale construit des évolutions comme dans l'histoire naturelle et humaine, elle est orientée par des objectifs et des intérêts. Elle est, en un sens immédiatement compréhensible, utile. La théorie critique, au contraire, doit justifier elle-même la manière dont elle pose les problèmes, qui d'ailleurs sans cesse se transforment, elle doit modifier en conséquence l'ordre de son développement. Elle ne travaille pas en vue d'un système fixe, mais se comprend elle-même comme une tentative pour appliquer le savoir accumulé par les théories traditionnelles, à la marche historique de l'ensemble social, afin d'exercer une action dans un sens bien déterminé.

Aussi bien, cette fonction de la théorie est-elle la réalisation des intentions authentiques de la philosophie idéaliste classique.

Knut Hamsun.
Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie.

Von
Leo Löwenthal.

I

In der nachliberalistischen Ideologie breitester bürgerlicher Schichten spielt die Natur eine ausgezeichnete Rolle. Die Stadt hört auf, einen Phantasieraum für die auf Glück und Macht gerichteten Träume zu bilden, wenn sie nur der lästige Inbegriff von Mauern um schmale Existenzen wird, Mauern der Wohnungen, Büros und Werkstätten ; die emsige Betriebsamkeit, die von Maschinen und Geschäftsbüchern ausgeht, klingt nicht mehr wie ein freudiger „Gesang des Lebens", sondern betrübt und ermüdet als sinnloser Lärm, wenn der untergeordnete Dienst an ihnen als unentrinnbares Schicksal des ganzen Lebens aufzudämmern beginnt. Die komplizierten Apparaturen, welche von den Verwaltungsgebäuden der tonangebenden hochkapitalisierten Betriebe beherbergt werden, verbinden sich mit anderen gesellschaftlichen Institutionen, dem Staat, den politischen Vorgängen zu einer undurchdringlichen und unberechenbar wirkenden Autorität, die nicht minder den Blick in die Freiheit eines erfüllteren Lebens versperren wie jene Mauern der Stadt. Mit der spürbar zunehmenden Irrationalität des Lebens in der Wirklichkeit ist es auch mit dem Glauben an die Rationalität des eigenen Schicksals zu Ende, der die liberalistische Ideologie, ihre prinzipiell optimistische Haltung gekennzeichnet hat. Der Bezirk der Befriedigung aller materiellen und kulturellen Ansprüche wird immer schmäler, und sie werden in einer stets typisierteren und gröberen Weise abgespeist.

Angesichts der unabwälzbaren Mühsal, welche die durchschnittliche bürgerliche Existenz in ihrer Hast nach Erfolg, Prestige, Besitz, Sicherheit zu tragen hat, einer Hast, deren Einförmigkeit durch die normalerweise mageren Resultate nicht gemindert wird, erscheint der unmittelbare Verkehr mit der Natur als Eintritt in den Bezirk menschlicher Freiheit. Diese Beziehung wirkt zunächst schon dadurch als eine unendlich reiche Quelle von Beglückungen und Tröstungen, dass sie das genaue Gegenteil der

Beziehung darstellt, welche die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Natur charakterisiert : die Natur ist hier nur eine Sphäre fortgesetzter Zugriffe, Veränderungen, Umformungen, — dies ist das eigentliche Thema der menschlichen Arbeit. Im Genuss der Landschaft ist jene Sphäre mit einem Schlage wie ausgelöscht, es gibt nicht mehr die leiseste Erinnerung an den vermittelten Umgang mit der Natur in der Produktion, welcher unlöslich mit Konkurrenz, Feindseligkeit, Verantwortung, Mühsal verknüpft ist. In dem unmittelbaren Verkehr mit der Natur ersteht ein Gegenbild zu der widerspruchsvollen Situation, in welcher die Teilnahme an einer zunehmenden aktiven Bewältigung der Natur mit einer zunehmenden Ohnmacht bei der Bewältigung des persönlichen Schicksals verbunden ist. In solcher Berührung erscheint nicht menschliche Passivität als aufgezwungene Bescheidung in einem kulturellen Rahmen, dessen enge Ausmasse die gesellschaftlichen Mächte vorschreiben, sondern als freiwillige Hingabe ; der Friede in der Natur, die Friedlichkeit, mit welcher der Mensch sie geniesst, ist nicht der Ausdruck einer im Sinne der Selbsterhaltung zu zügelnden Aggressivität, welche doch von der Konkurrenzwirtschaft beständig reproduziert wird, sondern eine wirkliche Entspannung. In der bürgerlichen Gesellschaft, wo alle menschlichen Beziehungen mit individualistischen Interessen durchsetzt sind, erscheint die Liebe zur Natur, wie stumm auch immer diese sein mag, als echte menschliche Hingabe und Unmittelbarkeit.

Wenn in solchen Erlebnissen und ihrer Phantasierung sich das bürgerliche Individuum einerseits von seiner zunehmenden Schwäche, seiner passiven Rolle innerhalb der Gesellschaft erholt, bietet die Natur ihm andererseits auch eine Entlastung für die Aktivität, die es in der Produktion seines Lebens bei Strafe seines Untergangs zu vollziehen hat. Aus der Dichtung des 19.Jahrhunderts war zu lernen, dass die Entfaltung der Individualität beständig auf moralische und materielle Schranken trifft, dass der Konflikt von Lust und Verantwortung beständig vor Entscheidungen stellt, aus welchen der Mensch nie so hervorgeht, wie es seinem Ideal entspricht. Die Dichtung spiegelt nur das Trauerspiel eines Alltags, in dem zwar den meisten Menschen Urteil und Handlung in Bezug auf die entscheidenden gesellschaftlichen Funktionen versperrt, aber für zahllose private Situationen auferlegt ist. Der unselige Kreis von Tat und Schuld, von Verantwortung und Rechtfertigung vergeht, wo das Individuum in scheinbar absoluter Loslösung von seiner gesamten geschichtlichen Konstellation der Natur gegenübertritt. Die Fremdheit zwischen beiden erscheint nicht als Widerstand, der handelnd zu überwinden wäre. In einer noch genaueren Weise bildet der neue Typus der bürger-

lichen Natur-Sehnsucht den immer unüberbrückbarer werdenden Gegensatz zwischen den leitenden Gruppen und den machtlosen Massen ab : als Bild der Herrschaft sowohl wie des Beherrschtseins. Hingabe an die Natur in ihrer geschichtlichen Unberührtheit, der Wunsch nach Identifikation mit ihr ist die Sehnsucht nach einer Sphäre, in der die sozialen Produktivkräfte stillgestellt sind. Wo deren Entwicklung aufhört, die menschliche Entfaltung wirklich zu fördern, wo die Menschen zu Objekten der Produktion werden, ohne jede Hoffnung, je die Rolle des Subjekts spielen zu können, wo der erzwungene Anteil an der Produktion nicht auch einen freigewählten Anteil an der Rezeption bedeutet, suchen die menschlichen Triebe nach einem Bereich, in dem sie nicht beständig Enttäuschungen ausgesetzt sind. So abstrakt wie für die meisten Menschen ihr Anteil an der gesellschaftlichen Produktion und das auf sie entfallende Produkt einander gegenüberstehen, so scheiden sich auch in der Ideologie der Begriff einer Natur als des Materials der Erhaltung und Beförderung des menschlichen Lebens und derjenige einer Natur als eines Bezirks, in welchem der Mensch weder zu fordern noch zu leisten hat. Diese Natur erscheint als das Paradigma des Umstandes, dass der Mensch nicht zur Ausbeutung, zu einem von ihm ungewollten Eingriff in seine Pläne und Triebe geschaffen ist, — so wenig wie die Natur, an der aber Eingriffe in der Fabrikation, in den verschiedenen Formen der Besiedlungen, in dem Transportapparat usw. fortgesetzt geschehen. In der Hingabe an die Natur als einer scheinbar ausser-geschichtlichen Sphäre wird die geschichtlich eigentlich unverletzbare, dennoch beständig verletzte menschliche Natur verehrt. Die Angst des Menschen, gegenüber der Beherrschtheit seines Schicksals eine Sphäre der Selbstbestimmung gänzlich zu verfehlen, die unaufhörlich demonstrierte Berechtigung dieser Angst wird zum Teil nach aussen projiziert in der Rührung über das Natürliche, das ungeschützte Tier, die Bäume im Wind, das welke Laub. Diese Natur hat nichts mehr gemeinsam mit der Konzeption Rousseaus als einem Masstab zwischenmenschlicher Beziehungen. Es fehlt ihr jedes rationale Moment, es ist die Einsamkeit als Trost der eigenen Einsamkeit verklärt. Der Mensch als beherrschtes Wesen erlebt in der Natur das blosse So-sein, gegen dessen Veränderung durch überlegenere Mächte man wehrlos ist, einerseits als Reproduktion seines Schicksals — daher die Sentimentalität im Erlebnis, — andererseits als eine höhere Dignität eines solchen Schicksals : die Natur ist schön.

Die schöne Natur wird gewiss nicht vom Ressentiment der Kleinbürger entdeckt. Seit Petrarca bis zu Hölderlin entzündet sich an der Begegnung mit ihr höchste menschliche Lust. Aber

in dieser Phase wird der Weg zum natürlichen Bereich nicht auf der Flucht zurückgelegt, sondern auf einem Spaziergang, dessen Erholsamkeit nur die Kräfte beflügelt, welche der bejahten Aktivität des vergesellschafteten Menschen zugute zu kommen haben. Wenn auf ihm auch das in der geschichtlichen Existenz ununterdrückbare Leid aufleuchtet — „die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“[1]) —, so erscheint dieses doch als jeweils bezwingbar; in den aufsteigenden Perioden verliert sich der bürgerliche Antäus nicht an die Unmittelbarkeit des berührten natürlichen Bodens, sondern saugt aus ihm die Kraft, welche ihm helfen soll, die Natur zu seinen Zwecken auszunutzen. Der in Schillers « Spaziergang » umschrittene Kreis von Natur und Stadt umschliesst kein Verhängnis, sondern macht — als vom Ideal geformt — das menschliche Lebensglück aus. Wo die utopischen Elemente in jener Periode lebendig geworden sind, wo sie die bestehende Ordnung als unnatürlich, die zu schaffende als natürlich bezeichnen, meinen sie gerade eben nicht die scheinbare Zeitlosigkeit, in welcher die unbearbeitete Natur den Menschen aus der Geschichte zurücknimmt und ihn von ihr erlöst, sondern eine höhere geschichtliche Ordnung selbst.

Während in solcher Weise die Natur noch den Optimismus verstärkt, der sich auf die Geschichte bezieht, ist davon in der neuesten Phase keine Rede mehr. Jedoch ersteht in ihr die Natur nicht nur als Spiegel der Ohnmacht. Kraft ihrer Situation ist das Verhältnis der bürgerlichen Schichten zur Herrschaft zwiespältig; mit der Rebellion gegen die Macht ist zugleich ihre Verehrung verknüpft. Die Bewunderung des Herrschaftsapparats bedeutet die Anerkennung eines Systems, das eine Autorität ausübt, an der man schon deswegen nicht rütteln kann, weil man sie gar nicht zu durchschauen vermag. In der modernen Natursehnsucht ist mit der Glorifizierung der eigenen Ohnmacht zugleich die der gewaltigen Übermacht verbunden. Die Beziehung zur Natur enthält auch das Abbild der Beziehung zu den in der sozialen Sphäre wirkenden Gewalten : man identifiziert sich mit ihnen, indem man sie bewundert. Auch die unbearbeitete Natur ist Macht, und die Zeitlosigkeit, in der sie unzugänglich und grossartig dem Menschen erscheint, reproduziert das Gefühl der Unveränderlichkeit und Ewigkeit der für die Gesellschaft massgeblichen Leitung. Es geht den beherrschten Schichten mit ihrer Beziehung zu der als unbearbeitet erlebten Natur genau so wie mit derjenigen zur bearbeiteten : indem sie in beiden Situationen ihr eigenes Leben sei

[1]) Schiller, Braut von Messina, 4. Akt, 7. Szene.

es befördern, sei es bestätigen, helfen sie zugleich, die von ihnen nicht geschaffenen und kontrollierten Formen dieses Lebens zu verfestigen und zu verstärken. Wenn in den sentimentalen Anteilen des Naturerlebnisses die Brutalität der Wirklichkeit negiert werden soll, spiegelt sich in der Naturbewunderung auch die gesellschaftliche Brutalität. Wie in der alltäglichen Existenz der bürgerlichen Massen das Idyll des Heimes und die Härte des Betriebs benachbart sind, ja in jenes noch viel von dieser aufgenommen wird, so schlägt auch in der Naturbeziehung das Sentimentale immer wieder ins Brutale um. Von der Funktion der Naturflucht als Kritik geht es rasch zu einer Naturflucht als Anbetung. Die Natur ist nicht nur das Paradigma des Leidens, sondern auch des Grossartigen, des Heroischen.

Auf die Verklärung des Bauern, die in der gegenwärtigen Phase das bürgerliche Naturgefühl kennzeichnet, fällt von hier ein Licht. Beim Bauer scheint das Missverhältnis zwischen dem Anteil an der Produktion und dem Anteil an der Konsumtion, das in der industriellen Bearbeitung der Natur unter den gegebenen gesellschaftlichen Formen besteht, weitgehend aufgehoben ; das, was er tut, hat eine sinnfällige Beziehung zu dem, was er geniesst. Er verletzt nicht die Natur so, wie das in der städtischen Lebensorganisation geschieht, sondern folgt gleichsam nur ihrem eigenen Rhythmus. Da die Art seiner Arbeit planvoll und in durchsichtigem Verhältnis mit ihren Resultaten zu stehen scheint, wird sie in der Phantasie zum Vorbild wahrer Männlichkeit, welche in freier Weise, wenn auch im Einklang mit einer höheren Ordnung fortschreitet. Der Bauer ist gleichsam der Repräsentant einer Eigentumsordnung, die man akzeptieren kann. Der sentimentalbrutale Naturbegriff und seine Affinität zur bäuerlichen Tätigkeit bereiten schon die jüngsten politischen Ideologien vor, in denen sich die Begriffe von Führer, Eigentum und bodenständigem Volkstum miteinander verbinden.

Das Vertrauen, mit dem in nahezu homogener Weise alle bürgerlichen Schichten im 19. Jahrhundert auf die Früchte der industriellen Auseinandersetzung mit der Natur gehofft hatten, gründete vor allem in dem Glauben an die Kraft des Intellekts, der wissenschaftlichen Bezwingung aller Daseinsprobleme durch die Entfaltung des menschlichen Geistes. Mit der Enttäuschung über das, was von der Eroberung der Natur zu erwarten sei, tritt ein bürgerlicher Defaitismus gegenüber der Macht des Intellekts auf : Was war denn letzten Endes aus der Denkarbeit der bürgerlichen Materialisten und Positivisten, was aus der ganzen naturwissenschaftlichen Forschung, was aus den kritischen Programmen des Naturalismus, was aus dem so ausgezeichneten Betrieb der Schulen und

sonstigen Bildungsanstalten zu gewinnen ? Soweit solche Bestrebungen nicht für die unmittelbaren Zwecke der Fristung des Daseins nutzbar zu machen waren, mussten sie in der fühlbar werdenden Stabilisierung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse als leere und unerträgliche Erinnerung und Verkündung von Verhaltensweisen, Genussmöglichkeiten und Beglückungen erscheinen, die auf keine Weise realisierbar waren. Die Art von Anti-Intellektualismus, die sich schliesslich in den faschistischen Massenbewegungen der Gegenwart auswirkt, ist notwendig mit dem gesellschaftlichen Schicksal von Gruppen verbunden, die den Geist im wesentlichen nur als Geist der Konkurrenz, als äusserst fein erdachte Maschinerie der Ausbeutung erleben und die kraft ihrer gesamten Situation gar nicht dazu gelangen können, ihrerseits die geistigen Energien in den Dienst einer wirklichen Veränderung zu stellen. Das Intellektuelle tritt ihnen also als Werkzeug der Herrschaft oder als ein abstraktes Konglomerat von Sätzen und Parolen entgegen, das zu ihrer eigentlichen Lebenspraxis in keinem Verhältnis mehr steht. Zur Sehnsucht nach der Natur gehört der Kampf gegen den Geist.

Die anti-intellektualistischen Strömungen treten gewiss schon in früheren Phasen der bürgerlichen Gesellschaft auf. Aber die geschichtlichen Konstellationen, denen sie jeweils angehören, sind wohl auseinanderzuhalten : die gesellschaftliche Funktion der philosophischen und literarischen Romantik, welche das Gefühl dem bloss rational Konstruierten, das Organische dem Gemachten, die geschichtlich gewachsene „organische" Seele des Volkes und der Individualität den scheinbar nur aus Vernünftelei willkürlich zustande gebrachten, gleichsam maschinenhaften Institutionen rationalistischer Staatsordnungen entgegensetzt, bezieht sich keineswegs auf eine in Wirklichkeit materielle Aussichtslosigkeit im Schicksal des Bürgertums, sondern auf die aus vergangenen Epochen mit politischen Machtmitteln künstlich aufrechterhaltenen Hemmungen des nach Entfaltung seiner Produktivkräfte drängenden Kapitalismus. In diesem romantischen Anti-Intellektualismus steckt noch ein produktiver Protest, der mit der Beseitigung der feudalistischen und absolutistischen Reste hinfällig wird und verschwindet. Wenn bei Lebensphilosophen wie Bergson und Dilthey dann die anti-rationalen Motive wiederkehren, haben sie einen gänzlich verwandelten Sinn ; der in keine rationalistischen Kategorien einfangbare Lebensstrom, von dem auch jedes Individuum durchdrungen, fortgerissen und zu immer neuen Gestaltungen seines Daseins getrieben wird, diese aus Dunkelheit stammende, aber in immer reichere Weltfülle drängende Dynamik verklärt das Prinzip der schrankenlosen Produktivität,

welches die gegenwärtige Gesellschaft bestimmt, verklärt es, ohne nach den Unkosten dieser Produktivität zu fragen. Wie sehr auch in dieser Philosophie ein negativer Akzent auf das Rationale fällt, das Optimistische bleibt noch für sie charakteristisch : der Aktivismus, welcher den Menschen als wirtschaftendes Subjekt kennzeichnet, soll auch auf allen anderen Lebensgebieten die Erstarrung verhindern, oder richtiger : die Lebensphilosophie versichert, dass mit dem blossen Dasein auch die Überwindung des Toten und Starren, der Ermüdung und des Zurückbleibens in allen humanen Belangen garantiert sei. Wie tief verwandt die ältere Romantik mit der liberalen Richtung der Lebensphilosophie ist, wird in einigen Sätzen Diltheys offenbar, die innerhalb seiner Deutung von Novalis auftreten : „Auf einem ganz Europa umspannenden Schauplatz, in einer beispiellosen Sukzession der genialsten wissenschaftlichen Kräfte, wie sie eine solche Basis allein möglich macht, hat der moderne wissenschaftliche Geist von der Entdeckung der Mechanik des Himmels ab bis auf diesen Tag, an welchem die Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte unser begeistertes Studium beschäftigen, seine siegende Laufbahn begonnen. Wir wissen, dass die Zukunft sein ist. Wir wissen, dass er bestimmt ist, die Welt umzugestalten. Die einsame Seele des Forschers ist seit jener Zeit erfüllt von dem edelsten Machtgefühl des Menschen. Die Erscheinungen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den Gang der Erscheinungen lenken, zu solchen Mitteln dem Menschen, auch dem letzten, das volle vorurteilslose Selbstgefühl seiner Bestimmung geben, das will dieser siegreiche Geist, der sich mit Kepler und Galilei seine Grundlage schuf. Von ihm erfüllt sein, das heisst leben."[1]) Der Optimismus, von dem diese Worte zeugen, die unmittelbare Beziehung des Seelischen auf die gesellschaftliche Lebenspraxis mitsamt dem Vertrauen auf die Beherrschung der Natur, das Vertrauen auf den Fortschritt in der Zeit, die prinzipiell für jedes Individuum als homogen angesetzten Erwartungen hinsichtlich dessen, was von den Früchten der Technologie zu erhoffen sei, sind eine prägnante Formulierung des liberalistischen Bewusstseins.

Während nun mitsamt der rationalistischen Ideologie auch die Lebensphilosophie ursprünglich den auf materiellen Aufstieg ausgerichteten Erwartungen breitester bürgerlicher Schichten verbunden ist, verwandelt sich in dem neuesten Stadium, wo diese Erwartungen schwinden, ihre Bedeutung. Vermag sie ursprünglich dem Individuum seine Wichtigkeit zu versichern, da es als geschichtliches Wesen auf schöpferische und unentbehrliche Weise zur

[1]) Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. 8. Auflage. Leipzig und Berlin 1922, S. 316.

Selbstauslegung des Lebens beitrage, ist also die verborgene, wenn auch innerhalb ihrer selbst häufig bekämpfte Voraussetzung dieser Philosophie die Zuversicht auf die rationale Bewältigung der gesellschaftlichen Aufgaben in der Auseinandersetzung mit der Natur, so wird sie nunmehr von einem Bewusstsein aufgenommen, welches mit der Nichtigkeit des Individuums angesichts einer unzugänglichen aber unentrinnbaren Herrschaft fertig zu werden hat. Aus der aktivistischen wird eine resignierte Lebensphilosophie, in der das Individuum nicht der vitale Träger einer Seinsmacht ist, die es nicht nur ausdrückt, sondern auch mit ist; es findet jetzt Trost in der Vorstellung, genau so wie alles andere, was in Geschichte und Natur existiere, überhaupt Glied irgendeines Ganzen zu bilden. Der passive Zug, welcher die positive Beziehung zur Natur und die negative zum Geist kennzeichnet, bestimmt jetzt auch die Kategorie des Lebens. Die Machtlosigkeit, ja die Erbärmlichkeit eines durchschnittlichen Schicksals wird selbst in den Trost verwandelt, dass gerade in der Erfahrung der eigenen Nichtigkeit zugleich diejenige der wahrhaften Beschaffenheit, des Sinns alles Geschehens gemacht werde.

II

Der Beginn der nachliberalistischen Ideologie lässt sich, soweit sie in der Literatur sich auswirkt, genau datieren : mit dem Jahr 1890, in dem der Roman „Hunger" von Knut Hamsun erscheint. Auf den ersten Blick freilich scheint dieser Schriftsteller wenig geeignet, gesellschaftlich relevante Stimmungen und Sehnsüchte zu repräsentieren. Die Herkunft aus einem kleinen Lande mit einer im Vergleich zu den grossen europäischen Nationen noch ausserordentlich weitgehend an Agrikultur und Fischerei gebundenen Bevölkerung und einer relativ bedeutungslosen Industrie, die zumal wesentlich Konsumtionsmittel produziert, lässt eher eine Bewusstseinsstruktur erwarten, welche derjenigen in entwickelteren Ländern entgegengesetzt ist. Und in der Tat haben die in Hamsuns Schriften berichteten ökonomischen und sozialen Sachverhalte nur wenig mit denjenigen gemeinsam, die als typisch für Deutschland, wo er seinen stärksten Widerhall gefunden hat, und andere hochindustrialisierte Länder zu bezeichnen wären. Aber nicht die Wiedergabe dieser sachlichen Daten, nicht die Frage, wie treu sie die Realität widerspiegeln, bestimmt die gesellschaftliche Funktion dieses Schriftstellers. Entscheidend ist gerade das Missverhältnis zwischen den von Hamsun geschilderten norwegischen Zuständen und den für die Grosstaaten charakteristischen Verhältnissen ; die relative Einfachheit und Durch-

schaubarkeit der Zustände in jenem Lande — wenigstens nach Hamsuns Schilderungen — verlocken bereits, blindlings dem Schriftsteller in seinem Ja und Nein nachzufolgen. Es zeigt sich, dass die Schichten, die ihm nachgelaufen sind, einem wirklichen gesellschaftlichen Bedürfnis folgen : Hamsuns Werk enthält ihre Ideologie.

Schon der Weg, den der in der Form einer Icherzählung eingeführte Held im Erstlingsroman „Hunger" von Anfang bis zu Ende zurücklegt, umfasst — wenn teilweise auch noch rudimentär — alle für das gesellschaftliche Bewusstsein dieser Schichten in der Gegenwart kennzeichnenden Momente : den Verzicht auf aktive Bewältigung des Lebenskampfes, die Abneigung gegen den Intellekt, die Verachtung des Ideals, das passive Sich-Treiben-Lassen im Strome des Unfassbaren und Unberechenbaren, die Flucht aus der Stadt, die Natur als Zuflucht. Das alles ist in diesem Roman eingefangen, und sämtliche späteren Werke Hamsuns lassen sich insofern als eine Einheit begreifen, als sie unendliche Variationen und Verzweigungen des Grundthemas der kleinbürgerlichen Ideologie, Ohnmacht und zugleich Vergaffung in Macht, darstellen. Die typische, die städtische bürgerliche Existenz erfährt schon im ersten Satz dieses Romans ihre Verurteilung : „Es war in jener Zeit, als ich in Kristiania umherging und hungerte, in dieser seltsamen Stadt, die keiner verlässt, ehe er von ihr gezeichnet worden ist"[1]) ; ein Satz, der nun bereits das Thema der gesellschaftlichen Irrationalität, der Verdeckung der sozialen Wirklichkeit anschlägt ; das Schicksal des Romanhelden versteht sich nicht spezifisch aus dem Umstand, dass er ein armer Teufel ist, der hungert, sondern aus dem höchst allgemeinen Faktum der Stadt. Als er von ihr genug hat und als frisch geheuerter Matrose sie verlässt, im letzten Satz des Romans heisst es : „Im Fjord draussen richtete ich mich einmal auf, feucht von Fieber und Mattigkeit, sah zum Lande hinüber und sagte für dieses Mal der Stadt Lebewohl, der Stadt Kristiania, wo die Fenster so hell in allen Häusern leuchteten."[2]) So eilt er von der Stadt in die Natur.

Fährt er damit wirklich in ein Reich der Freiheit ? Einem ersonnenen Apologeten der Stadt antwortet er einmal : „Das ist ein Leben, wofür du keinen Sinn hast. Du hast dein Heim in der Stadt, jawohl, und du hast es mit Nippes und Bildern und

---

[1]) Knut Hamsun, Hunger. Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 9. — Die Schriften von Knut Hamsun werden nach der seit 1921 im Verlag Albert Langen—Georg Müller, München, erscheinenden Gesamtausgabe zitiert.

[2]) a. a. O., S. 191.

Büchern ausgestattet; aber du hast Frau und Dienstmädchen und hundert Ausgaben. Und im Wachen und im Schlafen musst du mit den Dingen um die Wette laufen und hast niemals Frieden. Ich habe Frieden. Behalte du deine geistigen Güter und die Bücher und Kunst und Zeitungen, behalte auch deine Caféhäuser und deinen Whisky, von dem mir nur jedesmal schlecht wird. Hier durchstreife ich die Wälder, und es geht mir gut. Stellst du mir geistige Fragen und willst mich in die Enge treiben, so antworte ich etwa nur, dass Gott der Ursprung ist und dass die Menschen wahrlich nur Pünktchen und Fasern im Universum sind. Weiter bist auch du nicht gekommen."[1])

Diese Stelle ist äusserst verräterisch. Kaum erklingt sonst bei Hamsun das Motiv des Friedens.[2]) Wenn es hier als Schlüsselwort für die Segnungen des naturverbundenen Lebens steht, so gehört es keineswegs zu einem fortschrittlichen Gegenbild der bestehenden Ordnung. In der Stadt gibt es freilich Gruppen und Individuen, denen ernsthaft am Frieden gelegen ist. Sie wissen, dass der Preis eines solchen Friedens eine unendliche Kette von materiellen und geistigen Kämpfen bedeutet. Wo jedoch eine scheinbar höhere Idee des Lebens zu Lasten einer Verurteilung von allem entwickelt wird, was die Menschen in ihren geschichtlichen Anstrengungen geschaffen haben, wo unterschiedslos sowohl die Konkurrenz wie die individuelle Lebenssphäre in der Familie, die Zeitung genau so wie die höchsten Leistungen der künstlerischen Produktion, der sinnliche Genuss ebenso wie die Unrast des bürgerlichen Alltags, die Sorge des Philosophen ebenso wie der läppische Spass am minderen Kunstgewerbe hämische Zensuren erfahren, dort wird niemals ernsthaft an eine wirkliche Veränderung gedacht. Wer unter dem gleichen Titel, unter dem er billige bunte Drucke verspottet, zugleich den Geist verhöhnt, hat den Frieden mit der bestehenden Welt bereits gemacht, wie sehr er auch immer sich aggressiv gebärden möge. Es drückt sich hier ein Ressentiment aus, das nach den Gütern des Bestehenden schielt, indem es sie herabsetzt. Wenn die grosse Lyrik in der Natur menschliche Sehnsucht nach Frieden hat aufleuchten lassen, so hat sie immer damit das Bedürfnis nach einer vollendeten Ruhe

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 291.

[2]) Im Zusammenhang einer seiner Lobreden auf die Naturkraft der Jugend tadelt er die Alten, welche die Jugend „mit Hymnen und Quäkerpredigten über den ewigen Frieden aufgepäppelt" haben: „Gibt man ihnen (den Jungen) einen Schlag auf die eine Wange, so halten sie verzeihend auch die andere her, die Fäuste in den Taschen; Frieden." (Neue Erde, Bd. 2., S. 272.) Hier wird freilich das brutale Ressentiment sichtbarer als in seiner oben interpretierten sentimentalen Einkleidung.

gemeint. Es gibt prinzipiell einen Weg von Hölderlin zur Theorie und Praxis der gesellschaftlichen Veränderung, weil es beiden ernsthaft um das menschliche Glück geht. Schon die Struktur jedoch des erdachten Zwiegesprächs bei Hamsun, dieses abstrakte Gegenüber des Naturschwärmers und des Grosstädters enthält ein Motiv der Menschenverachtung, eines schlechten Egoismus. „Ich habe Frieden." Dieser Satz, der einen dem bürgerlichen Leben entgegengesetzten Aspekt formulieren will, ist in Wirklichkeit sein genauester Ausdruck : ein einzelnes, vereinzeltes Ich „hat", besitzt ein Gut als sein privates Eigentum, hier den Frieden.

Dass in solcher Weise bei der Flucht in die Natur durchaus nicht die Kategorien zurückgelassen werden, die doch jene Welt konstituieren, welche angeblich die menschliche Fremde ausmacht, zeigt bereits an, dass sowohl in der Entwicklung des Schriftstellers wie seiner gesellschaftlichen Wirksamkeit das Bestehende eine Verklärung erfahren kann : die gegenteilige Intention wird zwar proklamiert, aber schon in der Form der Proklamation wieder verraten. Das gleiche gilt auch im einzelnen von den wichtigsten Faktoren, aus welchen sich Hamsuns Naturerfahrung zusammensetzt : Einsamkeit, Identitätserlebnis, Aufruhr in der Natur, dem Rhythmus als ihrem eigentlichen Lebensgesetz.

Das Verhältnis von Natur und Einsamkeit hat bei Hamsun eine zweideutige Funktion. Zunächst erscheint die Beziehung zur Natur als ein Durchbruch durch die erzwungene Vereinzelung im sozialen Dasein. Freilich bleibt das bürgerliche Naturerlebnis immer ein schmerzliches, weil die erfüllte Einsamkeit, in der sich die Person in der Natur erfährt, und die Monadenhaftigkeit des modernen Menschen in seiner gesellschaftlichen Existenz sich unter den gegebenen Lebensverhältnissen unversöhnlich gegenübertreten. Dennoch ist in der Naturerfahrung der Einsamkeit eine Überwindung der verdinglichten Beziehungen angelegt ; sie muss nicht ideologisch sein : es kann bedeuten, dass sich das Individuum von dem durch die Konkurrenzgesellschaft bedingten antagonistischen Verhältnis zu Menschen und Dingen freimacht. In diesem Sinne leuchtet in der Tat im Einsamkeitsphänomen, welches der Mensch in der Natur realisiert, eine Sphäre der Freiheit auf.

Bei Hamsun wird jenes progressive Motiv angeschlagen : „Und mit einer andern Sache werde ich nie fertig : mich zurückzuziehen und in der Einsamkeit im Wald zu sitzen und es schön und dunkel um mich herum zu haben. Das ist die letzte Freude. Das Hohe, das Religiöse an der Einsamkeit und an der Dunkelheit macht, dass man sie braucht. Nicht aber, weil man nur noch sich selbst ertragen kann, geht man von den andern fort, nein, nein. Das jedoch ist das Mystische daran, dass alles einem von

ferne entgegenbraust und doch alles nahe ist."[1]) Die Sprache, in der sich dieses Erlebnis ausdrückt, weist freilich bereits darauf hin, wie scheinhaft bei Hamsun die Verurteilung des „Unnatürlichen" ist. Wenn auch an die Last der Existenz im alltäglichen Leben erinnert wird, so geschieht es dennoch mit Worten, welchen die versöhnliche Weihe der Ideologien des Sonntags eignet. Gewiss bedeutet es ein kritisches Urteil über die bürgerliche Gesellschaft, wenn er mit der Sorge um die Entfaltung der Individualität die Natur belastet, da die Geschichte versagt; gewiss nähert er sich einer Formulierung der Wünsche einer unbefriedigten Menschheit nach unverdinglichten Beziehungen, bei denen Dank oder Liebe oder Ruhe nicht bloss punktuelle und schliesslich doch unreine Erlebnisse bleiben, sondern das Dasein eigentlich bestimmen sollen; gewiss übt er damit denn auch eine tröstende Wirkung aus, als er den Schmerz wegen jenes Mangels dadurch erleichtert, dass dieser als in der Natur je und je aufhebbar erscheint: „Einen Dank für die einsame Nacht, für die Berge, für das Rauschen der Finsternis und des Meeres, es rauscht durch mein Herz! Einen Dank für mein Leben, für meinen Atemzug, für die Gnade, heute nacht leben zu dürfen, dafür danke ich von Herzen!... Ich sehe einen hellen Spinnenfaden im Scheine meines Feuers, ich höre ein ruderndes Boot auf dem Meere, ein Nordlicht gleitet über den Himmel im Norden. Oh, bei meiner unsterblichen Seele, ich danke auch so sehr, weil ich es bin, der hier sitzt!"[2])

Und dennoch schlägt nach dem Vorbild der obersten Kategorie des Friedens auch hier wieder eine Erlebnisweise, die dem Bestehenden zu trotzen scheint, gänzlich in es zurück. Die Hamsunsche Natureinsamkeit hat zuletzt nichts von wirklicher Transzendierung an sich. Auch sie enthält Ressentiment, und zwar genau in einem Sinne, der den ideologischen Interessen des Kleinbürgertums am Ende der liberalistischen Periode eigentümlich ist. Schon immer hat in diesen Schichten die Undurchsichtigkeit und Unkontrollierbarkeit des Gesellschaftsprozesses eine unendliche Fülle von Scheinphilosophien und Scheinsoziologien gezeitigt, von schrullenhaften Betrachtensweisen, die es besser wissen und die mit den Formeln des Geheimnisses für alle menschlichen Zusammenhänge auch das Rezept für die bestmögliche Entwirrung und Entwicklung in der Tasche tragen. In der Blütezeit des rationalen Optimismus, der Gläubigkeit an die Allmacht der Wissenschaften, pflegen diese Massenerscheinungen der eigenbrötlerischen kleinbürgerlichen Besserwissereien in pseudo-szientifischem Gewande aufzutreten. Die

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 376.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 81.

Bierbank ist im Liberalismus das kleinbürgerliche Katheder, auf dem Politik, Medizin und Naturwissenschaften als Lieblingsgegenstände doziert werden. So ohnmächtig sich die derart entwikkelten Ideen nicht nur zum organisierten Betrieb des Denkens, sondern in entscheidenderer Weise zu den in der Gesellschaft herrschenden Mächten verhalten, es bleibt doch immerhin in jenem Pseudo-Rationalismus, in jener beständigen Unruhe, welche die Menschen angesichts eines, wenn auch noch so dumpfen Unbehagens zum Nachdenken über die Zusammenhänge des öffentlichen Lebens treibt, ein Zutrauen auf Produktivität erhalten, welche dem Bürger die Welt, in der er lebt, als eine wirklich ihm eigene zu sichern tendiert. Dies geschieht freilich auf eine phantastische und zugleich ideologische Weise, indem die scheinbar geistige Betriebsamkeit, die um die Welt Bescheid weiss, in sich selbst Genüge findet und darum sich abfindet. Sobald jedoch mit der Herausbildung der neuen ökonomischen Machtgruppierungen der Glaube an unbegrenzte Möglichkeiten des Aufstiegs, der mit der Zuversicht auf den für jeden Gewinn bringenden Siegeszug von Wissenschaft und Technologie verknüpft war, ein immer kärglicheres Dasein bei den bürgerlichen Massen führt, können sie auch an jenen rationalistischen Tagträumen, in denen ihre Macht als Wissende unbegrenzt zu wachsen schien, keine Tröstungen mehr erleben.

Die Idee eines heimlichen Königreichs, von der in der individualistischen Gesellschaft hartnäckig das Individuum nicht lässt, wird auf eine andere Ebene transponiert : die Natur. Wahrscheinlich darf hier der gesellschaftliche Ort für die anschwellende Beliebtheit gesucht werden, deren sich während der letzten Jahrzehnte die verschiedenartigsten Lehren und Techniken erfreuen, die den geheimen Sinn des Lebens der Natur abzulesen versprechen : von der Anthroposophie bis zur Astrologie über Vegetariertum und die Systeme der naturgemässen Diät in Nahrung, Kleidung, Atmung. Auch hier tritt der Mensch der Natur einsam gegenüber ; aber in einer ganz anderen Bedeutung. Den Sinn, den er auf rationalistische Weise der Geschichte nicht mehr abzuhorchen vermag, versucht er nun irrationalistisch der Natur abzulisten. Diese Natur ist eine verzauberte Menschengeschichte, wo das Besserwissen und darum auch die Tröstung, die es spendet, noch Chancen zu haben scheint. Wenn in den Märchen die Menschen die Sprache der Tiere zu erlernen trachten, wenn ihre Entschlossenheit, wirklich die Herren der Schöpfung zu sein, die Naturschranke zu beseitigen sucht, indem sie den Tieren dieselben entscheidenden geschichtlichen Kategorien zuordnen, die sie selber haben und zu denen die Sprache grundlegend gehört, so steckt im Gegensatz

dazu hinter dem passiven Verstummen, mit der die vom Liberalismus enttäuschten kleinbürgerlichen Gruppen sich in Kategorien wiederzuerkennen trachten, die sie der aussermenschlichen Natur als wesentlich zuordnen, ein völliger Verzicht auf geschichtliche Hoffnung. Was Hamsun der Natur „abzulauschen" hat, ist nicht ein legitimerweise in den gesellschaftlichen Beziehungen prinzipiell unerfahrbares Stück menschlicher Erlebnisse, sondern nur der poetisierte Ausdruck jener naturalistischen Praktiken. Scheint sein Ruf zur Einsamkeit zunächst ein wirkliches Nein zum Bestehenden zu bedeuten, so stellt sich dann doch heraus, wie sehr er mit ihr nur sich und seine Leser verführt hat. „Glaube nur ja nicht, dass sich hier nichts ereignet. Die Schneeflocken fallen hier wie in der Stadt, und Vögel und Tiere sind mit dem Ihren beschäftigt vom Morgen bis zum Abend und auch vom Abend bis zum Morgen. Ich könnte vielsagende Geschichten von hier senden, aber ich tue es nicht. Ich habe die Wälder um der Einsamkeit und um meiner grossen Eisen willen aufgesucht, ich habe einige grosse Eisen, die in mir liegen und glühend werden."[1]) Das enthält gewiss die Beziehung auf ein Geschehen der Natur, die der Härte, Verstocktheit und Rätselhaftigkeit der Gesellschaft in idealer Weise entgegengesetzt zu sein scheint. Und doch verraten sich auch in diesen Worten wieder die individualistischen Züge eines grossprecherischen Ressentiments, das in dem gleichen Roman nur einige wenige Seiten später sich in der Tat auch keine Zurückhaltung mehr auferlegt. Wenn sein Held an das Renntier denkt, den Geheimnissen seines Lebens nachgeht, sich wirklich ganz in seine Existenz zu versenken scheint, aus deren Studium ihm etwas zugänglich wird, was bisher verschlossen war, so wird er plötzlich hämisch : „An all das denke ich, und du ? Hast du deine zwei Zeitungen verglichen, und weisst du nun, welches jetzt die öffentliche Meinung in Norwegen über die Altersversicherung ist ?"[2]) Auch hier findet sich wieder ein abstraktes Zwiegespräch ein, dessen anderer Partner nicht so sehr wie ein in liberalistischen Träumereien zurückgebliebener Kleinbürger, sondern wie ein Mitglied der herrschenden Gruppen anmutet, über die man dann herzieht, wenn man ihnen nicht in der Realität, sondern in tagträumerischen Phantasien eifernd und geifernd gegenübertritt. „Hier wirst du sicher zugreifen und mich lächerlich machen, über den Baumstumpf und mich kannst du viele lustige Dinge sagen. Und ganz zu innerst weisst du dennoch, dass ich darin wie in allem dir überlegen bin, wenn ich davon

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 289.
[2]) a. a. O., S. 293.

absehe, dass ich nicht soviel bürgerliche Kenntnisse habe und nicht Student war, hehe. Über Wald und Flur kannst du mich nichts lehren, da fühle ich, was kein Mensch gefühlt hat."[1])

Der rationalistische Optimismus der liberalistischen Ära glaubt noch nicht, dass die ganze Welt in seinem Wissen aufgegangen sei. Die phantasierte Identität muss — dies gilt von den neukantianischen Philosophiesystemen bis herab zum Stammtisch — erst gestiftet werden, und zwar so, dass schliesslich die gesamte den Erkenntnisfunktionen entgegensetzte materielle und spirituelle Objektwelt von diesen Funktionen selber begründet, konstruiert, erzeugt wird. Subjekt und Objekt stehen sich wie aktiver Mensch und zu bewältigende Natur gegenüber ; das Verhältnis ist zugleich ein verzerrter Reflex von Vollziehern und Opfern der Ausbeutung, der in der ideologischen Form von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt die realen Klassenverhältnisse versteckt aufweist. Die Identität freilich, auf welche die spätbürgerliche naturhafte Ideologie zielt, ist anderer Art. Anstatt dass, wie in der aufsteigenden Periode und in den sich an sie anknüpfenden Hoffnungen, die Natur als Objekt in den szientifischen und praktischen Herrschaftsapparat des Menschen geriete, findet jetzt der Mensch die Weihe seines Lebens in der blinden Hingabe an die Natur, im Aufgehen in ihr. Hier herrscht die stumpfe Ruhe einer Identität, die in der Verwandtschaft mit der Natur sich aller Spontaneität enthebt und freilich gerade damit in der Realität jeder Willkür ausgesetzt ist. Es geht dabei nur um die Ohnmacht der bürgerlichen Schichten, die sich in der Gegenwart in jener pantheistischen Identität mit der Natur eine Ausweichstelle schafft. Wenn die Zukunft im geschichtlichen Raum sich täglich als eine dunkle demonstriert, ist in der Tat ein solches Erlebnis ein Trost : „Man sitzt in der Mitte einer Allgegenwart. Das ist wohl Gott. Das ist man wohl selbst als Glied von allem."[2]) Wenn die alltägliche Existenz immer mehr alles Glanzes beraubt wird, wenn die seelischen Bedürfnisse nur als Störung die Produktivität der Arbeit zu beeinträchtigen scheinen, wird in solcher Weise in der Tat ein Mensch „von seelischem Wohlbehagen" erfüllt : „Jeder Nerv in ihm war wach, Musik zog durch sein Blut, er fühlte sich mit der ganzen Natur, mit der Sonne und den Bergen und allem anderen verwandt, spürte aus Bäumen und Erdhaufen und Halmen sich von seinem eigenen Ichgefühl umrauscht. Seine Seele wurde gross und volltönend wie eine Orgel, und niemals mehr konnte er vergessen, wie die

---

[1]) a. a. O., S. 301 f.
[2]) a. a. O., S. 376.

milde Musik in seinem Blut gleichsam auf und nieder schwebte."[1])

So verschieden auch das passive Identitätserlebnis von dem aktiveren, stets auf die Geschichte ausgerichteten des Liberalismus ist, so bleibt doch das entscheidende gesellschaftliche Grundverhältnis, das des Privateigentums, auch noch in jenem aufspürbar. Immer geht es um das Haben und das Mehr-Haben-Wollen von einer vergegenständlichten Natur. Der ideologische Trick, mit dessen Hilfe in den späten Phasen der Wunsch nach privater Allmacht sich in der Ohnmacht des kleinbürgerlichen Bewusstseins realisiert, ist die pantheistische Besitzergreifung der Welt im Gefühl der Identität. „Der Himmel war überall offen und rein, ich starrte in dieses klare Meer, und es war, als läge ich von Angesicht zu Angesicht dem Grund der Welt gegenüber und als schlüge mein Herz innig diesem nackten Grund entgegen und wäre dort daheim."[2]) Das Eigentümliche an diesem naturhaften Besitzgefühl von der Welt ist, dass es unendlich viel ausdrucksvoller ist als selbst die kühnsten Träume der rationalistischen Phantasie. Die Zeitlosigkeit dieses naturalen Pantheismus spiegelt einen unmittelbaren und in seiner Erringung an keinen zeitlichen Fortschritt gebundenen vollständigen Besitz der ganzen Welt vor. Hatte jener optimistische Dualismus, der sich an die Geschichte hielt, immerhin noch mit der Vergänglichkeit des Individuums fertig zu werden, bedarf dieses Erlebnis der geschichtlichen Vergänglichkeit also immer einer wenn auch noch so utopischen Vorstellung einer zukünftigen Menschheit, in welcher der Prozess zur Deckung gelangt, so ist die eingebildete Identifikation mit der ganzen Natur ohne alle Anstrengung und ohne alle Enttäuschung in absoluter Weise vollziehbar. Es ergibt sich die paradoxe Situation, dass, in je höherem Masse die in ihren gesellschaftlichen Chancen mehr und mehr entrechteten Individuen mit der Vergänglichkeit überhaupt zugleich die Hinfälligkeit und Aussichtslosigkeit ihrer eigenen Anstrengungen erfahren, sie in der Ideologie die Problematik des Vergänglichen gar nicht mehr realisieren dürfen, sondern diese Erfahrung durch das Trugbild einer von ewig her in ihrem Besitz befindlichen Welt ersetzen, die sie zugleich selber sind.

Wo wie in den autoritären Staaten dieser Mythos von der naturalen Identität des Menschen bewusst den Zwecken einer Machtapparatur dienstbar gemacht wird, da wird das Individuum gelehrt, seinen Sinn in den naturalen Faktoren wie Rasse, Volk und Boden zu suchen. Es zeigt sich, wie geschichtlich und eben gerade nicht natürlich der Schein der Ewigkeit und Unvergänglichkeit ist,

---

[1]) Mysterien, Bd. 1, S. 250.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 8.

von welchem der Mensch sich beleuchtet glaubt, wo er die Natur in seiner Phantasie zugleich als sein Wesen wie als seinen Besitz erlebt. Der rationalistische Tagtraum des Kleinbürgertums ist unversöhnbar mit dem nackten Befehl. Aber was die beherrschten bürgerlichen Schichten sich gleichsam in ideologischen Feierstunden als Einheit von Mensch und Natur vorgeträumt haben, wird ihnen heute als ideologischer Alltag vorgeschrieben : sie hören jetzt jeden Tag, dass sie nicht mehr sind als Natur : nämlich Rasse und naturgewachsene Volkheit. Zu dieser autoritär vorgeschriebenen Identität von Individuum und Naturfaktoren in der jüngsten geschichtlichen Wirklichkeit ist die pantheistische Naturvergaffung, wie sie Hamsun demonstriert und zu der er mit verführt hat, nur scheinbar ein Umweg.

Der Umschlag von der Traumwelt der Naturhaftigkeit zu der gesellschaftlichen Realität des Faschismus ist auch in den Formen angelegt, in denen der Aufruhr in der Natur, die gewaltsame Natur erlebt wird. Man muss nur die Schilderung solcher Erlebnisse und ihrer Konsequenzen im frühen Bürgertum mit derjenigen vergleichen, die bei Hamsun auftritt. Kant schreibt über die Gewalt der Natur : „Kühne überhangende gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ozean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses."[1]) Hamsun schreibt : „Die Erde und der Himmel wurden vermengt, das Meer tummelte sich in verrenkten Lufttänzen..."[2]) — „Ein Wind erhebt sich, und plötzlich dröhnt es weit draussen. Dann blitzt es, und gleich darauf rollt der Donner wie eine ungeheure Lawine weit draussen zwischen den Bergen herab... Wieder blitzt es und es donnert näher, es fängt auch zu regnen an, ein Sturzregen, das Echo ist sehr stark, die ganze Natur ist in Aufruhr... Mehr Blitz und Donner und mehr Sturzregen."[3])

Kant demonstriert am Erlebnis des Gewitters den Begriff der Erhabenheit in der Natur, und zwar bestimmt er ihn dahingehend, dass der Mensch in der Erfahrung seiner Ohnmacht als blosses Naturwesen gegenüber der Übermacht des naturalen Geschehens gerade die Erfahrung von dessen Nichtigkeit gegenüber dem macht, was an ihm, am Menschen mehr ist als Natur. Der Mensch kann

---

[1]) Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft. Werke, Bd. 5, Cassirer, Berlin 1914, S. 333.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 5.
[3]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 310.

zwar der Naturgewalt unterliegen, dies aber macht nur ein Zufälliges und Äusserliches gegenüber seiner Seelenstärke und seinem Geistesvermögen aus; mit der physischen Ohnmacht des Individuums wird zugleich die gesamte Natur dem Menschen als Person untergeordnet. Eine Überwindung des Dualismus von Mensch und Natur, so, dass der Mensch sich an die Natur zu verlieren hätte, gelangt hier noch nicht einmal in das Vorbewusstsein einer Phantasie, welche vielmehr umgekehrt sich auf die produktive Bewältigung der menschlichen Aufgaben gegenüber der Natur erstreckt. „Ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmass erhöhen und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Mut macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können."[1]) Gewiss zollt die Theorie des Erhabenen in der Natur den Tribut an einen Idealismus, der es bei dem blossen Bewusstsein der geistigen Überlegenheit des Menschen sein Bewenden haben lässt, ohne auch zu verifizieren, wie weit dieses Subjekt Mensch bereits sich geschichtlich realisiert und die Natur dessen entkleidet hat, was nicht nur scheinbar an ihr Übermacht und Allgewalt ist. Dennoch gehört dieser Gedankenzug, der unter dem sehr kennzeichnenden Titel „Vom Dynamisch-Erhabenen der Natur" abgehandelt wird, zu einer Gesinnung, welche die Erfahrung der Natur nicht im Sinne einer Tröstung für Misserfolg und Zukunftslosigkeit macht, sondern im Sinne einer wirklichen Entfaltung des Menschen. Der Stolz, den die bürgerliche Gesellschaft in denjenigen Perioden entwickeln konnte, in denen sie in der Tat das allgemein menschliche Glück tendenziell besser zu realisieren vermochte als andere soziale Strukturen, erhebt hier sein Haupt. Von der Natur hat sich der Mensch keine Unterweisung über sein Wesen und seine Bestimmung gefallen zu lassen.

Bei Hamsun hingegen ist mit der Hölle der Natur zugleich der Himmel menschlicher Einsicht geöffnet. „Ich stand im Windschutz unter einem Felsen und dachte mir allerhand Dinge, meine Seele war gespannt. Gott weiss, dachte ich, wessen ich heute Zeuge bin und weshalb sich das Meer vor meinen Augen öffnet. Vielleicht schaue ich in dieser Stunde das Innere des Gehirns der Erde, wie dort gearbeitet wird, wie alles siedet."[2]) Diese Fragen und Reflexionen sind bereits derartig konstruiert, dass es darauf keine Antwort gibt. Wenn das bürgerliche Bewusstsein Kants

[1]) Kant, a. a. O.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 5/6.

die Natur gleichsam schweigen heisst, auf dass sie vom Menschen erfahre, wozu sie ihm zu dienen hat, sucht dieses müde späte Kleinbürgertum so rasch wie möglich zu verstummen. Es hat ja in der Tat auch nichts zu sagen. Und das Gewitter kann gar nicht laut genug tönen, um über die individuelle und gesellschaftliche Unfähigkeit hinwegzutäuschen. Das Gefühl der Bedeutungslosigkeit des Individuums wird so im genauen Gegensatz zur kantischen Konzeption aus Anlass des Gewitters erlebt und formuliert. „Als mich ein Augenblick der Traurigkeit und des Bewusstseins meiner eigenen Nichtigkeit all der Gewalt ringsum gegenüber überfällt, klage ich und denke : Welch ein Mensch bin ich jetzt, oder bin ich vielleicht abhanden gekommen, bin ich vielleicht überhaupt nichts mehr ! Und ich spreche laut und rufe meinen Namen, um zu hören, ob er noch da ist."[1]) So stellt sich denn als ein zunächst verborgener Affekt, der mit jenem späten Pantheismus verbunden ist, die Angst heraus. War die geschichtliche Ohnmacht der Anlass für die Ideologie einer phantasierten Allmacht in der Natur und als Natur, so kehrt die Phantasie verwandelt als Gefühl der Nichtigkeit, Ohnmacht und Angst wieder zur geschichtlichen Gegenwart zurück, wo sie allerdings von jeder Erfahrung bestätigt wird. Die sentimentale Ängstlichkeit, die sich in jener Angst im Gewitter anmeldet und die sich auch sonst als rührseliges Mitleid mit Naturdingen in unterschiedsloser Vermengung mit seelischen Nöten bei Hamsun findet[2]), diese Schwächlichkeit, die von Kants Bürgerstolz auch keine Spur mehr aufweist, ist die Antwort der gesellschaftlich Entmachteten auf die autoritäre Brutalität, die in der Phantasie des Schriftstellers noch als Orkan der Natur verzaubert ist. Das Brutale und das Sentimentale, das sich im politischen und moralischen Landsknechtstum in der Gegenwart vereinigt, kündigt sich in seiner Affinität bereits in Hamsuns Donnerwelt an.

Der Naturraum, auf den die Sehnsucht ausgerichtet ist, die im sozialen Lebensraum nichts mehr zu erwarten hat, wird bei Hamsun wesentlich als Wald und Meer dargestellt. An der Waldlandschaft insbesondere wird ein gesellschaftlich sehr entscheidendes Moment fernerhin von Bedeutung : das Gesetz des

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5., S. 311.

[2]) Vgl. z. B. Pan, Bd. 3, S. 13/14 : „Ich hebe einen dürren Zweig auf und halte ihn in der Hand und sehe ihn an, während ich dort sitze und an meine Dinge denke, der Zweig ist fast verfault, seine armselige Rinde macht Eindruck auf mich, ein Mitleid wandert durch mein Herz. Und wie ich mich erhebe und gehe, werfe ich den Zweig nicht weit weg, sondern lege ihn nieder und stehe und finde Gefallen an ihm ; zum Schluss sehe ich ihn ein letztes Mal mit nassen Augen an, bevor ich ihn dort zurücklasse."

Rhythmus. „Es gibt nichts Herrlicheres als das Rauschen des Waldes, es ist wie ein Schaukeln, es ist wie Tollheit : Uganda, Tananarivo, Honolulu, Atacam, Venezuela — ...“[1]) Die exotischen Namen haben keine konkrete Bedeutung ; entscheidend an ihnen ist ihre Lautmalerei, in der Länder und Städte sozusagen gerade gut genug sind, um die Gleichförmigkeit und Gesetzmässigkeit der naturhaften Bewegung nachzubilden. Unaufhörlich — wie eine Imitation des Phänomens selbst — wird in den Romanen der rhythmische Kreislauf der Jahreszeiten genannt. „So kam der Herbst, so kam der Winter.“[2]) — „Aber das Leben geht weiter, es war Frühling und Sommer in der Welt.“[3]) — „Wieder vergehen Wochen und Monate ; und der Frühling kam. Der Schnee war schon fort, weit draussen im Weltraum rauschte es von der Sonne bis zum Mond wie von befreiten Wassern.“[4]) Oder auch unter Vereinigung des jahrzeitlichen und des Tagesrhythmus : „Nun kommt das Spätjahr, rundum im Wald ist es still geworden, die Berge stehen hier, und die Sonne steht dort, am Abend kommen die Sterne und der Mond ; das sind alles feste Verhältnisse, sie sind voller Freundlichkeit, wie eine Umarmung.“[5]) — Schliesslich gewinnt das rhythmische Prinzip auch einen normativen Charakter ; der Fehler bestimmter Menschen ist, „dass sie nicht im Takt mit dem Leben schreiten wollen ... aber niemand sollte gegen das Leben toben.“[6]) Auch die erotischen Beziehungen sind an der Gesetzmässigkeit der naturalen Abläufe orientiert. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der das Hirtenmädchen im Frühling sich dem Jäger genähert hat, geht sie trotz seines Anrufes im Spätjahr an seiner Hütte vorbei : „Der Herbst, der Winter hatte sie ergriffen, schon schliefen ihre Sinne.“[7])

In der Tendenz, Ordnungen in der naturalen wie in der menschlichen Sphäre wesentlich im Sinne jener Gleichförmigkeit von Rhythmus und Takt zu erleben, im Sinne also eines Zeitablaufes, der anstatt Veränderung nur Wiederholung aufweist, ist die gleiche Vereinfachung angelegt, die in der Auswahl der Landschaftsformen aufzufinden ist. Solche Gesetzmässigkeiten sind einerseits in ihrer Typenhaftigkeit und Ungegliedertheit leicht übersehbar ;

---

[1]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 285/286.
[2]) Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 43.
[3]) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 168.
[4]) Viktoria, Bd. 3, S. 167.
[5]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 291.
[6]) a. a. O., S. 382 f. — Vgl. auch das Gespräch zwischen dem Leuchtturmwärter und seinem Besucher : „Wozu sitzen Sie hier ? — Ho, junger Mann ! sagte er und hielt seine flache Hand in die Höhe. Wozu ich hier sitze ? Ich sitze hier und halte Schritt mit meinem Dasein. Jawohl, das tue ich.“ (Rosa, Bd. 4, S. 226.)
[7]) Pan, Bd. 3, S. 101/102.

wer sie kennt und sie als fundamentale Regeln des Geschehens akzeptiert, weiss um dieses rasch und ohne jede rationale Anstrengung Bescheid. Andererseits ist in der unabänderlichen Starre der unaufhörlichen Reproduzierung gleicher Erscheinungen, in der Abgehobenheit eines ewigen Naturrhythmus gegen alle individuelle und geschichtliche Tat die Ohnmacht und Nichtigkeit des einzelnen gegenüber einer bestehenden Welt und ihrer Ordnung ausgesprochen. Wenn der naturale Kreislauf an keiner Stelle vom Menschen durchbrochen werden kann, durchbrochen werden darf, so ist der äusserste Gegensatz zum menschlichen Selbstbewusstsein vor der Natur erreicht. In dieser neuen Ideologie, in der sich die Schwäche und die Hörigkeit zu verklären suchen, streckt das Individuum in scheinbarer Freiwilligkeit vor einer höheren Gewalt die Waffen. Wenn in aufsteigenden Perioden die menschliche und aussermenschliche Natur soweit noch als selbständig gilt, als sie noch kein Ergebnis produktiver Konstruktionen des Menschen darstellt, hat jetzt der Mensch den Schrecken eines sinnlosen Lebens zu gewärtigen, wenn er nicht das ihm doch zunächst fremde Gesetz der Natur als sein eigenes gehorsam akzeptiert. Die gesellschaftliche Auflösung des Rätsels vom naturhaften Rhythmus ist die blinde Disziplin. Märsche und Aufzüge pflegen nach vorgeschriebenen Regeln von Takten und Rhythmen ausgeführt zu werden.

Durch das Motiv des Rhythmus wird bei Hamsun die abstraktere Seite seines Gegenbildes mit ihrer konkreteren verknüpft : die bloss in Phantasien realisierbare vollkommene Naturgebundenheit eines Lebens mit der äusserst gegenständlichen Welt des Bauern. Seine Lebens- und Arbeitsweise ist nicht bloss im Sinne einer Analogie, sondern durchaus genuin mit den Gesetzen des Naturablaufs verbunden. Wenn aber Hamsun den Bauern schildert, dann liegt das Schwergewicht nicht auf den besonderen gesellschaftlichen Bedingungen dieser Form des gesellschaftlichen Austauschs mit der Natur, sondern auf der Konstruktion eines Mythos. „Sein Leben ging von einer Arbeit zur anderen, je nach den Jahreszeiten vom Feld in den Wald und vom Wald wieder aufs Feld.“[1]) Aber ein derartiger Satz steht nicht als Dokument von einmaligem, individuellem und anschaulichem Geschehen ; er wird in zahllosen Romanen und in ihnen wiederum in zahllosen Variationen, ja Wiederholungen, abgewandelt, bis schliesslich das bäuerliche Dasein auf den Leser als ein ebenso naturhaftes Phänomen wie das Grünen und Welken der Bäume im Walde wirkt. Und in der

[1]) Segen der Erde, Bd. 8 S. 66.

Tat ist Hamsun auch an solcher Identität gelegen, einer Identität, die nicht von den Menschen, sondern von der Natur gestiftet wird : „Ihr seht alle Tage blaue Berge vor Euch ; das sind keine erfundenen Dinge, das sind alte Berge, die stehen da seit alter grauer Vorzeit, aber sie sind Eure Kameraden. So geht Ihr zusammen mit Himmel und Erde, seid eins mit ihnen, seid eins mit dieser Weite und seid bodenständig. Ihr braucht kein Schwert in der Faust, Ihr geht unbewehrten Hauptes und mit unbewehrter Faust durchs Leben, umgeben von grosser Freundlichkeit", und er setzt unter völliger Verkehrung der realen geschichtlichen Erfahrung von Jahrtausenden hinzu : „Der Mensch und die Natur bekämpfen einander nicht."[1]) Und wie in einer unter der Kategorie des Rhythmus gefassten Natur das einzelne als solches nichts ist, sondern jedes einzelne in beliebiger Auswechselbarkeit nur ein Moment in einem sich unendlich wiederholenden Ablauf bedeutet, so ist es auch nicht die Art, in der gerade ein bestimmter Bauer der Natur ihre Früchte abgewinnt, sein persönliches Schicksal, um dessentwillen ihn Hamsun auf die Seite seines naturalen Ideals zieht, im Gegenteil : auch hier wieder wird die Nichtigkeit des Individuums ausgesprochen und zugleich verklärt, indem die scheinbar von Urzeiten her gleichförmige bäuerliche Aktivität ihren jeweiligen Repräsentanten als Sinnbild verstehen lehrt, an dem nur insofern gelegen ist, als auch er seine bestimmte Stelle in der ewigen Lebensrhythmik hat : „Ihr erhaltet das Leben. Bei Euch folgt ein Geschlecht dem anderen ; wenn das eine stirbt, tritt das nächste an seine Stelle ; das eben ist unter dem ewigen Leben zu verstehen."[2]) Daniel heisst ein Bauer, aber jeder Bauer könnte Daniel sein. „Daniel war derselbe heute wie gestern."[3]) Wie die bäuerliche Tätigkeit, so sind die Naturmomente, mit denen er umgeht, immer die gleichen : „Die kleinen Wiesen und Äcker trugen Gras, Kartoffeln und Gerste, das Vieh ging im Sommer auf die Weide und stand im Winter im Stall, das alles war ewig und unveränderlich."[4])

In der Erhöhung einer naturhaften Lebensweise zur angemessenen Form der menschlichen Existenz dringt ein echtes gesellschaftskritisches Moment durch. Die negativen Momente der bürgerlichen Gesellschaft, von denen Hamsun ausgeht : die Trennung von Stadt und Land, der kapitalistische Betrieb, das quere Verhältnis der Menschen zur Natur, umreissen in der Tat eine Welt, aus der zu entfliehen eine allgemeine Sehnsucht ist. Sie

---

[1]) a. a. O., S. 380 f.
[2]) a. a. O., S. 381.
[3]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 292.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 47.

beflügeln eine Phantasie, die darauf gerichtet ist, dass die Erde wirklich die Heimat der Menschen werde. Diese Phantasie ergeht sich einerseits in der Naturlandschaft überhaupt, zugleich auch in der Arbeit des Bauern, freilich in einer äusserst romantischen und von der Realität ganz entfernten Art und Weise, in der sie dem Städter erscheint. In proletarischen Schichten pflegt das Bild von der irdischen Heimat nicht von den unmittelbaren naturalen Momenten bestimmt zu werden ; sie wollen nicht das zurückgebliebene Dasein von Bauern führen. Aber die eigentlich kleinbürgerlichen Schichten, einschliesslich der weitesten Kreise der Intelligenz, die das Missverhältnis zwischen Produktion und Distribution und die Möglichkeit seiner Umwälzung nicht durch den Anschauungsunterricht der Industrie demonstriert bekommen, tendieren dazu, das naive Symbol des naturgebundenen Lebens und der naturgebundenen Produktivität der Arbeit als Wunschtraum zu kultivieren. Dieses irrationalistische Erlebnis einer „natürlichen Gesellschaft" glauben sie in Hamsun bestätigt zu erhalten.

Hamsun erscheint wie ein später Nachläufer der Physiokraten. „Es gibt nicht einen Menschen auf der ganzen Welt, der von Banken und Industrie lebt. Nicht einen einzigen Menschen auf der Welt. — So. Wovon leben sie dann ? — Von drei Dingen und nichts weiter, erwiderte Ezra : von dem Getreide auf dem Acker, von den Fischen im Meer und von den Tieren und Vögeln im Wald. Von diesen drei Dingen. Ich habe darüber nachgedacht. — Es gibt immerhin eine ganze Reihe von Menschen, die von Geld leben. — Nein, sagte Ezra, nicht eine Seele !"[1]) Aber was im 18. Jahrhundert noch fortschrittlich war, ist heute utopisch und reaktionär. Den Menschen, welche eine bestimmte geschichtliche Organisation als Last erleben, soll eine Daseinsweise vorgezaubert werden, die — würde sie verallgemeinert — eine soziale und kulturelle Verarmung unvorstellbaren Ausmasses herbeiführen müsste.

Wie in Hamsuns Naturreich wäre das Individuum in seinem Anspruch nach Entfaltung auch hier betrogen ; es wird auf eine Funktion reduziert, die es in der unabänderlichen Naturhaftigkeit alles Geschehens auszuüben hat. „Aber es ist nun einmal so, dass ich wegen der Felder hier bin."[2]) Der Dienst ist das eigentliche Lebensgesetz des Bauern ; Glück hat für ihn zu bedeuten, dass er ein Schicksal vollzieht.[3]) Seine Unterordnung unter die Gesetze, welche etwa die Bestellung des Kornes diktieren, macht ihn erst zum Menschen, zu einer bewundernswerten Gestalt. „Der Ernte-

[1]) August Weltumsegler, Bd. 15, S. 135.
[2]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 81.
[3]) Vgl. a. a. O., S. 51.

segen... musste erarbeitet werden um jeden Preis, das war der Ursprung, die Quelle von allem und jedem."[1]) Dieser Dienst bedeutet zugleich eine religiöse Weihe. „Seit mehreren hundert Jahren hatten wohl seine Vorfahren Korn gesät. Das war eine Arbeit, die an einem milden windstillen Abend in Andacht vollbracht wurde... Korn, das war das Brot, Korn oder nicht Korn, das war Leben oder Tod."[2])

Die Befriedigung, welche die Identifikation mit dem Bauern schliesslich noch gewährt, ist der Schein des Begreifens, was eigentlich in der Welt vorgeht. Wie bei der simplifizierten Naturgesetzlichkeit, so realisiert sich auch bei der simplifizierten Auffassung von der Landwirtschaft der ideologische Wunsch, angesichts der faktischen Undurchschaubarkeit des Lebens, dessen Opfer man ist, es dennoch zu durchschauen. „Er kam sich nicht arm und verlassen vor, was er im Grunde doch war, allein schon all die Steine, die er ausgegraben hatte, sahen ja aus wie eine Volksmenge um ihn herum, er stand in einem persönlichen Verhältnis zu jedem Stein, es waren lauter Bekannte, er hatte sie überwunden und aus der Erde herausgeholt."[3]) Gegenüber der Sinnlosigkeit der aufs höchste organisierten Formen einer modernen Industriegesellschaft erscheint die augenfällige Sinnhaftigkeit des bäuerlichen Lebens als wirklicher Sinn des Daseins selbst.

Der Wunsch, dass die Erde die menschliche Heimat werden möge, schlägt in eine servile Gesinnung zurück, nach der er bereits als verwirklicht erscheint und es nur der inneren Disziplin bedarf, um dessen gewahr zu werden. Das Vorbild solcher Disziplin ist der Bauer. Das politische Schlagwort von der Wurzelhaftigkeit, welche das Leben in der Heimat darstellt, die Verwendung dieser Parole als ein Zuchtmittel der Entbehrung ist kein zufälliges Produkt der autoritären Staaten, sondern bereits frühzeitig in den anti-liberalistischen Bewusstseinsformen, wie sie Hamsun repräsentiert, angelegt. „Wir werden innerlich nicht glücklicher davon, dass wir mehr Speck essen können", sagt der Bauer, der das Leben auf Norwegens Erde gegenüber einem Dasein im Ausland verteidigt, das vielleicht grössere materielle Erfolge bedeuten könnte; denn das schlechteste Los sei, „mit der Wurzel aus der eigenen mageren Erde herausgerissen und in eine fettere verpflanzt zu werden."[4]) Wer solche Wurzelhaftigkeit respektiert, scheut auch die schwerste Arbeit nicht[5]); der weiss, „wo wir am richtigsten

[1]) a. a. O., S. 333.
[2]) a. a. O., S. 26.
[3]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 6.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 485 f.
[5]) Vgl. a. a. O., S. 393/394.

hingehören."[1]) Und : „es ist gut, wenn man seinem Stand angehört, sonst wird man ein Emporkömmling, und die Ursprünglichkeit geht verloren."[2]) Was zunächst also im Geist einer radikalen Kritik an einer schlechten Gesellschaft unternommen zu sein scheint, weist als Kern die Predigt von Genügsamkeit, Bescheidenheit, Entbehrung, billiger Zufriedenheit aus.

Wo Hamsun vom Schicksal redet, von Menschen, wie sie sein sollen, da dringt durch den umhüllenden Schleier der Wald- und Wasserlandschaft die Landarbeit als die rechte Lebensnorm durch. Es ist eine schwere Arbeit, aber es ist recht so. In diesem Zusammenhang ersteht ein weiterer wichtiger Pfeiler der anti-liberalistischen Gesinnung : die Verklärung der Stärke, der Macht, der Gewalt des Individuums, eines bestimmten Individuums, kurzum das, was in den manifesten politischen Ideologien der Gegenwart als die Verklärung des Heroischen anzutreffen ist. Mit der Verherrlichung des Heros ist aufs neue die Nichtigkeit des durchschnittlichen Individuums als solche bestätigt und zugleich ideologisch beschönigt ; es mag sich in der Phantasie an der Identifikation mit dem Starken weiden, auf es selber kommt es gar nicht an, und es darf — das leistet die Glorifikation des Heroischen — das Individuum auch nicht einmal glauben, dass es darauf ankäme, was mit ihm geschähe.

In eigentümlicher Weise ist in Hamsun der anti-liberalistische Kult des Heroischen mit äusserst kennzeichnenden Motiven des 19.Jahrhunderts verknüpft. Denn dass es auf die besonderen Exemplare der Menschheit und nur auf sie ankomme, hat er verschiedentlich an dem Unterschied der Generationen demonstriert, an der inzwischen zum Schlagwort verallgemeinerten, angeblich legitimen und naturgemässen Überlegenheit der Jugend über das Alter. Wie eine späte Variation darwinistischer Gedankengänge vom Kampf in der Natur, in dem die stärkeren Arten sich durchsetzen, mutet es an, wenn Hamsun das Lebensrecht der Jugend, ihren Anspruch auf Herrschaft nicht nur unterstützt, sondern geradezu fordert, es als unnatürlich proklamiert, wenn die Jugend diesem Lebensgesetz nicht folgt. Er predigt einen schlechten und blinden Biologismus, der auf die Jugend selber verführerisch wirkt wie jeder andere irrationalistische Mythos, ohne doch nur im geringsten mit den realen Bedürfnissen bestimmter Schichten innerhalb der gegliederten gesellschaftlichen Mannigfaltigkeit „Jugend" irgend etwas zu tun zu haben. Er erniedrigt das Alter : „Das Alter soll nicht um seiner selbst willen geehrt werden ; es hemmt

[1]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 317/318.
[2]) a. a. O., S. 485.

und hindert nur den Schritt der Menschheit ; auch die Naturvölker verachten das Alter und befreien sich ohne weiteres von ihm und seiner Hemmung. "[1]) Er bringt diese antirationale und antiliberale Verachtung von Reife und Weisheit in einen geradezu botanischen Zusammenhang : „Und was lerntest du doch vom Walde ? Aber was lernte ich im Walde ? Dass dort junge Bäume stehen. Nun steht eine Jugend hinter mir, von aller Einfalt und allem Gesindel bis zur Schamlosigkeit, bis zur Barbarei unterschätzt, nur weil sie jung ist. "[2]) Und schliesslich schlägt noch diese etwas sentimentale Predigt in eine derbe Sprache gegen die liberale Intelligenzschicht um : „Man darf den Führern nicht zu sehr vertrauen, dagegen sollte die Jugend unsere Hoffnung sein. Nein, die Führer schlagen so manchesmal um. Es ist ein altes Gesetz, dass der Führer stehen bleibt, wenn er in ein gewisses Alter kommt, ja sogar Kehrt macht und für das Gegenteil stimmt. Dann muss die Jugend ihm entgengetreten, ihn vor sich hertreiben oder ihn niedertrampeln. "[3])

Diese offenherzige Derbheit, die in einem Menschentyp und einer Lebensauffassung steckt, welche zugleich aus lauter Mitleid mit dem eigenen Herzen auch über ein Vogelnest zu weinen bereit ist[4]), ist nur selten bei Hamsun anzutreffen. Doch liebt er den männlich rauhen Ton, wo es um die Verklärung der besonderen Männlichkeit überhaupt geht. Er freut sich, dass der Bauer schon weiss, wie er seine Frau zu Raison zu bringen hat : „Dass die Fäuste eines Mannes so Grosses ausrichten konnten ! "[5]) Er macht aus der Männlichkeit den Mythos des Menschen schlechthin : „Der lange, lange Pfad über das Moor in den Wald hinein — wer hat ihn ausgetreten ? Der Mann, der Mensch, der erste, der hier war. Für ihn war noch kein Pfad vorhanden. "[6]) Er lässt es sich für den Bauern lohnen, sein Schicksal in der harten Arbeit vorbildlich als menschliches Schicksal zu erfüllen ; in jedem Bauern steckt „der grosse Bauer, aus dem Nichts hervorgegangen, jetzt aber ein mächtiger Mann. "[7])

Die Exposition des Heroischen ist keineswegs mit dem Bauern erschöpft. Vielmehr ist hier eine derjenigen Stellen, wo bei Hamsun das kleinbürgerliche Ressentiment und zugleich die Anbetung des kapitalistischen Herrentums in sehr konkreter Weise greifbar

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 351
[2]) a. a. O., S. 318.
[3]) Neue Erde, Bd. 2, S. 240.
[4]) Vgl. Pan, Bd. 3, S. 71.
[5]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 145.
[6]) a. a. O., S. 1.
[7]) August Weltumsegler, Bd. 15, S. 9.

wird. Es sind dabei zunächst eine Reihe von Schichten zu durchdringen, ehe sich dieses soziologische Geheimnis dem Schriftsteller entreissen lässt.

Man trifft bei Hamsun auf einen Typus, dem offensichtlich neben dem Bauern seine besonderen Sympathien gelten : dem Menschen, der sich keine sozialen Fesseln anlegen lassen will, dem Landstreicher und Vagabunden, dem nicht nur jede Stadt und jedes Dorf zu viel Einschränkung bedeutet, dem Typus also, der in den Romanen „Landstreicher" und „August Weltumsegler" liebevollste Ausgestaltung gefunden hat. Man pflegt darauf aufmerksam zu machen, dass es zum Bedeutenden und Rätselhaften von Hamsuns Wesen gehöre, wie seine Sympathie solchen zwiespältigen Naturen wie dem Bauern und dem Vagabunden zugewandt sei. In dem Herausstellen dieser verschiedenen Typen liegt aber eine Koinzidenz : Hamsun liest beide Male einzelne Individuen als einzig berechtigte Repräsentanten der Menschheit aus. Wie in der Vorgeschichte des bodenständigen Faschismus eine eitle individualistische Schicht von meist gar nicht bodenständigen Literaten, die es mit dem Heroismus haben, eine Rolle spielt, so ist auch bei der Vorwegnahme dieser politischen Wirklichkeit in Hamsuns Werken der Landstreicher zugleich ein zeitlicher oder ein sinngemässer Vorläufer für den brutalen Mannestyp, der über die dürren Zweige im Walde weint und der Frau seine Fäuste zeigt. Im Liebäugeln mit dem anarchistischen Charakter des Landstreichers steckt auch ein koketter und spiritualisierter Ausdruck der Anbetung heroischer Kraft. Man findet dafür aus allen Perioden Hamsuns hinreichende Dokumente, so in einem der späten Romane, wo sich August, der Vagabund, danach sehnt, „einem Mann, der einem die Brieftasche stehlen wollte, das Messer aus der Hand zu schiessen," was doch im grauen Alltag ein „Wunder für die Menschen dieser Zeit" bedeutet hätte[1]), so ferner aus den Schriften kurz vor dem Krieg, wo er etwa die gleiche romantische Spielerei mit dem Mangel an dämonischen Verbrechen treibt[2]) oder wo der Begriff der bürgerlichen Tüchtigkeit als wahrhaft armselig verspottet wird — „nie schlägt der Blitz ein"[3]) —, so aber bereits auch in den Anfängen, wo er gleich nach „gigantischen Halbgöttern" schreit und eine politische Praxis unbewusst ausplaudert, zu der diese ganze heroische Ideologie Vorstufe und Vorbereitung

---

[1]) Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 374.

[2]) Vgl. „Und stehlt einen Sack Geld und Silberzeug am Handelsort und versteckt den Sack in den Bergen, dass an den Herbstabenden eine blaue Flamme über der Stelle schweben kann. Aber kommt mir nicht mit drei Paar Fäustlingen und einer Speckseite." (Die letzte Freude, Bd. 5, S. 298.)

[3]) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 330.

ist : „Der grosse Terrorist ist am grössten, seine Dimension ist die unerhörte Hebelkraft, die Weltkörper zu heben vermag."[1]) Die sehnsüchtige Verhimmelung der sogenannten unbürgerlichen Typen der dämonischen Verbrecher oder Terroristen oder Vagabunden scheint besonders weit von der passiven Hingabe an Natur und Scholle entfernt zu sein. Gewöhnlich bildet indessen den Grund ihrer Seele ein Masochismus, der mit solcher Passivität nicht so wenig zu tun hat.

Durch die Verklärung von Randfiguren der bürgerlichen Ordnung ist diese Literatur sehr wohl geeignet, ihre Rolle in der Vorgeschichte der autoritären Herrschaft zu spielen. Denn auf die Herrschaft ist es bei der Verklärung der besonderen und ausgezeichneten Individuen in der Tat abgesehen. Darum fällt ein romantischer Blick zunächst auf die feudalistische Vergangenheit, denn : „Ein grosser Mann — wer ist heutzutage gross ?"[2]) „In den alten Tagen war der grosse Unterschied da, Schloss und Wüste waren da, jetzt ist alles gleich ; in den alten Tagen war es das Schicksal, jetzt ist es der Tagelohn."[3]) Im Gegensatz zur kränklichen Schwäche einer bürgerlichen Welt, der Beamte und Intellektuelle ihren Stempel aufdrücken, herrscht wirkliche Grösse noch, wo ein Adel der Geburt auch einen adligen Menschentypus erzeugte : „Und nun die Aristokraten ! Ihre Stärke war, dass sie Grundeigentum und eine Heimat hatten, dass sie über eine grössere oder eine kleinere Welt Herr waren. Sie fuhren mit ihren Pferden zu ihren Toren hinaus und auf ihren eigenen Wegen und Feldern dahin ; eine Menge Menschen lebten von ihrem Grundbesitz. Sie gründeten nicht nur ein Geschlecht, sie pflanzten es auch fest in den Boden ein. Als die Aristokratie ausgerottet wurde, massten sich die Beamten deren Platz an."[4]) Vor der Alternative eines geschichtlichen Werturteils über die Rolle von Geist und Gewalt gibt es für Hamsun so wenig ein Zögern wie für die Machthaber solcher Gewalt selber : „Literatur ? Als Rom über die Welt herrschte, war es in der Literatur doch nur Griechenlands stammelnder Lehrling. Aber Rom herrschte über die Welt."[5])

Und glücklicherweise für Hamsun ist auch die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit noch nicht gänzlich jedes herrischen Typus bar. Ihm vermag weder einer nahe zu kommen, der es mit den unheldischen Mitteln bürgerlicher Betriebsamkeit zu Wohl-

---

[1]) Mysterien, Bd. 1, S. 236.
[2]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 4.
[3]) a. a. O., S. 45.
[4]) a. a. O., S. 168.
[5]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 301.

stand gebracht hat, noch sind seine menschlichen Qualitäten durch — im bürgerlichen Sinne — moralische Mängel wirklich bedroht: „Obschon es freilich Hartvigsen war und nicht Mack, der das meiste Geld in dem grossen Handel und Wandel an diesem Ort stecken hatte, war es doch Mack, der die grosse Achtung und den Respekt besass. Ich erfuhr, dass Mack in vieler Beziehung in sehr schlechtem Ruf stand; da er aber der geborene Herr war, konnte er allen vorlauten Einmischungen die Türe weisen. Alle wussten, dass er ein fürchterliches Genie mit den Mädchen war und ein grosser Draufgänger, das war seine Natur."[1]) Das Stichwort Natur fällt hier ganz mit Recht. Es ist die vergeschichtlichte Gewalt und Herrschaft der Natur, die hier wie in ihrer unmittelbaren Form zum Gegenstand der Verehrung für Schichten wird, die innerlich mit ihrer gesellschaftlichen Ohnmacht fertig werden, indem sie diese im Sinne einer anthropologischen Qualität akzeptieren. Es führt eine gerade Linie von Hamsuns Konzept des Herrn, der einen „Schlag durch die Luft mit der Reitpeitsche" zur rechten Zeit zu führen weiss[2]), zu einer Gesinnung, in der ein repräsentativer Schriftsteller, „Träger des nationalen Buchpreises 1935/36" (Gerhard Schumann), ein Buch mit dem Titel publiziert: „Wir dürfen dienen."

Am Ende dieses vielverschlungenen und teilweise verspielten Lobs des Heroischen kommt dann schliesslich auch noch sein Zusammenhang mit der ökonomischen Macht zum Vorschein. Plötzlich, inmitten eines Hymnus an das unmittelbar naturhafte Leben — „ich werde niemals mit dem Gras und mit dem Kies fertig" — kommt zunächst ein hämischer Ausfall gegen die „Söhne der Kopisten", das „Beamtenheim", den „Garten der Alltäglichkeit", wo es „nach Alter, nach Dienstzeit, nach Schulkenntnissen" geht und dann die schlichte Feststellung: „Um von Kultur leben zu können, muss man, als erste Voraussetzung, in altem Reichtum und Luxus geboren sein, es führt zu gar nichts, von unten her, aus Armut und Enge heraus in ein Beamtenheim hineinzukommen. Dieser alte Familienreichtum und Luxus kann in einem den Charakter absetzen, der erst den Menschen zu einer Persönlichkeit macht."[3]) Aus all den einzelnen Zügen, die am Bauern und am Bohemien, am Jüngling und am Terroristen, am männlichen Mann und am Aristokraten, die Anerkennung ihrer besonderen naturhaften Qualitäten abnötigen, welche bei den Massen nicht zu finden sind, aber die sie gläubig zu verehren haben, wird schliesslich alles

---

[1]) Rosa, Bd. 4, S. 262.
[2]) Vgl. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 10/11; vgl. auch a. a. O., S. 176.
[3]) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 331/332.

zusammengerafft, um einmal ein abgeschlossenes echtes Bild heroischen Lebens aufblitzen zu lassen : bei den ökonomisch herrschenden Minoritäten : „Aber aus diesen zwei Eigenschaften, dem Willen und dem Hochmut, kann, wenn Geld da ist, wohl ein Oberklassengeschlecht hervorgehen... Das Geld. Aber es dürfen keine Groschen sein ; Reichtum muss es sein. Groschen sind dazu da, das Geschlecht zu verweichlichen, es vor nassen Füssen zu schützen, Groschen, mit denen wird wertlose Eitelkeit herangezogen. Nein, Reichtum gehört her."[1])

Der innere Zusammenhang von Herrentum, Rücksichtslosigkeit, Brutalität in der Praxis und der Verhimmelung des Zartesten und Unschuldigsten in Idealvorstellungen ist als eine wesentliche Eigentümlichkeit der bürgerlichen Geschichte an anderer Stelle dieser Zeitschrift bereits theoretisch begründet worden.[2]) Dabei übt eine allgemeine Vorstellung von Reinheit eine wichtige Funktion, die sich etwa ideologisch in verehrungswürdige Unberührtheit der Kindlein und Jugendlichen überhaupt und politisch in sogenannte Säuberungsaktionen aufspaltet. Auch hier zeigt sich Hamsun wieder als Vorbereiter und zugleich als Modell für das Schema, in dem gegenwärtig die Zartheit hinter der Brutalität in der Politik einherläuft. Die Notwendigkeit für die Mehrheit der Menschen, wesentliche Ansprüche und Bedürfnisse zu verinnerlichen, wird heute in einer Reihe von Staaten auf kollektive und propagandistische Weise durch die Dekretierung der nationalen und völkischen Seele vorgenommen, die dann jeder für sich privat introjizieren kann. — Auch bei Hamsun ist mit dem Totschlag des Intellekts und der Verklärung herrischer Gewalt die Seele auf den Thron gehoben. „Ach, es geht in der menschlichen Seele vieles vor sich!"[3]) heisst es vielversprechend schon in seinem zweiten Roman, und genau so ist es ihm noch mehr als dreissig Jahre später zu Mute, wenn schon das ganze Register der zeitgemässen Ideologie aufgezogen ist : „Aber nun das, was im Menschen wohnt, wie steht es damit, mit der Seele, der Natur selber ? Unser Eingeborenes ist nicht reich im Verhältnis zu dem, was wir aus den Büchern gelernt haben, sondern gerade im Verhältnis zu dem, was wir an Büchergelehrsamkeit entbehren können. Unser Innewohnendes ist ja der Mensch selbst und ist ein Selbst."[4]) Dass es hier um gesellschaftlich relevante Sachverhalte sich dreht,

---

[1]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 46/47.
[2]) Vgl. Max Horkheimer, Egoismus und Freiheitsbewegung. In : diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), vor allem S. 227 f.
[3]) Mysterien, Bd. 1, S. 334.
[4]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 275.

wird deutlich, wenn eine der Hamsunschen Lieblingsfiguren über die grosse Masse herzieht, bei der alles nur als „Ausdruck ... für irdische Habgier" zu deuten sei und die nicht wisse, dass das „Gemütsleben" das entscheidende sei, das innere Wohl : „Die grosse Menge tut nichts für das innere Wohl der andern, sie hat kein ethisches Gemeinschaftsgefühl in sich geschaffen."[1]) „Wie wär's, wenn wir etwas mehr an uns selbst anstatt für uns selbst arbeiteten ? ... wir kommen im Leben höher hinauf."[2]) So wird mit einer geradezu zynischen Naivität Seelenkult, Pflege seelischer Bedürfnisse als legitime Befriedigung materieller Bedürftigkeit proklamiert. Hamsun wird sogar — und wahrscheinlich setzen sich hier seine unbewussten Assoziationen und Sprachmittel gegen seine eigenen Intentionen durch — dazu gedrängt, selbst bei den Kreisen der von ihm verklärten Bauern die Pflege seelischer Herrlichkeit und Heimlichkeit als einen gesellschaftlich brauchbaren Ersatz für die „Herrlichkeiten, auf die er (der Ödlandbauer) verzichten musste", einzugestehen : „Was, das Leben des Ödlandbewohners öde und traurig ? Hoho, nichts dergleichen ! Er hatte seine höhern Mächte, seine Träume, sein Liebesleben, seinen reichen Aberglauben."[3])

An einer bestimmten Stelle treffen sich die idealisierten Momente von Innerlichkeit und Natur : bei der Konzeption der Rolle der Frau. Bei Hamsun ist die Frau dann erst bei ihrer eigentlichen Bestimmung und ihrem eigentlichen Glück angelangt, wenn sie die Innerlichkeit des Heims und die Naturhaftigkeit des rechten Lebens in ihrer Funktion als Hausfrau und Mutter vereinigt. Er hat ganz bewusst Ibsens Frauen verhöhnt und sich nicht gescheut, ihn gerade wegen der Schilderung derjenigen Gestalt herabzusetzen, die als Frau und Mutter am qualvollsten die Unangemessenheit der bestehenden Lebensbedingungen erfährt : „Ich entsinne mich eines Weisen, er schrieb über das Weib. In dreissig Bänden schrieb er homogene Theaterpoesie über das Weib, ich zählte die Bände einmal in einem grossen Schrank. Schliesslich schrieb er von einer Frau, die ihre eigenen Kinder verliess, um — das Wunderbare zu suchen ! Aber was waren dann die Kinder ? Ach, es war so komisch, und ein Wanderer lacht über das, was so komisch ist."[4]) Die Tendenzen, welche in der Gegenwart mit der Pflicht der Frau zum reichen Kindersegen ihre eigentliche Stellung in Gesellschaft und Familie auf biologische Funktionen reduzieren, sind deutlich

---

[1]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 147/148.
[2]) a. a. O., S. 250.
[3]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 333.
[4]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 282/283.

bei Hamsun angelegt und fügen einen weiteren Zug zu seinem idealen Gegenbild zur liberalistischen Gesellschaft, das heute Wirklichkeit geworden ist: „Ein echtes Mädchen sollte sich verheiraten, sollte die Frau eines Mannes werden, sollte Mutter werden, sollte sich selbst zum Segen werden."[1]) Dieses Thema, dass die Frau ihre eigentliche Weihe als Mutter erfährt, wird von ihm nie verlassen. Über den tragischen Untergang einer Frau, die einer unbefriedigenden Ehe zu entrinnen sucht, vermag er schliesslich zu sagen: „Sie hatte keine Aufgabe zu erfüllen, sondern hatte drei Mädchen auf ihrem Hof; sie hatte keine Kinder, sondern einen Flügel. Sie hatte keine Kinder."[2]) Eine andere Frau — ein rechter Ausbund niedriger Gesinnung und armseliger Handlungen — erhält dagegen nach ihrem Tode einen schöneren Grabstein: „Sie war vielfache Mutter und verstand das Leben einzuschätzen, das war grossen Lohnes wert."[3]) Und gar die ideale Bäuerin, hässlich zwar von Aussehen und auch nicht eben durchwegs moralisch, die Gattin des idealen Bauern aus „Segen der Erde", die ein sinnvolles Dasein sich doch schliesslich als tüchtige Hausfrau und Mutter schafft, diese „gute Natur, ... tüchtige Natur"[4]), sie ist eine „Markgräfin ... im Haus, sie kocht das Abendessen; hoch und stattlich schreitet sie durch ihr Haus, eine Vestalin, die das Feuer in einem Kochherd unterhält. Nun, Inger ist auf das weite Meer hinausgesegelt, sie ist in der Stadt gewesen, jetzt ist sie wieder daheim."[5]) Zur biologischen Auffassung der Frau stimmt es auch, dass „die grösste Sache", in der Hamsun je beteiligt war[6]), sein Kampf gegen die milde Behandlung von Kindesmörderinnen darstellte.

Von dieser Vergötzung der naturhaften Funktionen gibt es nur noch hämische Blicke auf Reform, Emanzipation, Geistigkeit, welche Frauen ersehnen mögen[7]), nur noch den Hohn — in welchem freilich ein kleinbürgerliches Ressentiment recht deutlich hörbar ist — auf die „moderne Frau": „Ihr Damen tut, als blicktet ihr tief herab auf das Hauswesen; ihr heuchelt Gleichgültigkeit gegen die geringe Achtung, die ihr geniesset; ihr seid gar keine oder sehr schlechte Mütter, gar keine oder äusserst mangelhafte

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 344.
[2]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 278.
[3]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 214.
[4]) a. a. O., S. 363.
[5]) a. a. O., S. 387.
[6]) Barnemord (Kindesmord). In: Morgenbladet vom 6. März 1916. Zitiert nach Walter A. Berendsohn, Knut Hamsun. München 1929, S. 104.
[7]) Vgl. Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 116, S. 118 und Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 344.

Erzieherinnen — mit jedem Tag sinkt ihr tiefer hinein in die Scham über eure Unfähigkeit. Das ist die Wahrheit."[1])

Wenn aus unmittelbarer Naturerfahrung und Bauerntum, aus Heroen- und Innerlichkeitskult, aus Seelen- und Mutterdienst solchermassen das Gegenbild sich formt, das die neue Ideologie dem Bestehenden entgegenhält, — freilich nur scheinhaft und in Wirklichkeit ihm dienstbar, wie an jeder Stelle deutlich wurde, — so bleibt doch die Frage offen, wo und wie denn nun eigentlich das Individuum die ihm gemässe, die von ihm erstrebte Beglückung und Lust findet. Es ist der Sinn und die gesellschaftliche Funktion dieser Ideologie, dass innerhalb ihrer jene Frage gar nicht ernsthaft aufgeworfen werden darf. Sie findet immerhin eine einzelne stumme und dumpfe Beantwortung, die im wahrsten Sinne zur naturalen Sphäre gehört, auf die alle grundlegenden ideologischen Momente hier bezogen sind. Wirkliche Liebeslust gibt es überhaupt nicht ; wo Menschen bei Hamsun im Zeichen einer Passion zu stehen scheinen, verwandelt sich diese sofort in Gequältheit, in die Unfähigkeit, sich irgendeinen adäquaten Ausdruck zu verschaffen : das gilt sowohl von der pathologischen, ja läppischen Schwärmerei des Helden in „Hunger" wie von der buchstäblich bis zum Tode sprachlosen und unausgesprochenen Beziehung der Menschen in „Viktoria" wie von dem wiederum ausgesprochenen Hass der Partner in „Pan", der doch eigentlich Liebe meint. Die Beispiele liessen sich häufen.

In die Liebe gehen bei Hamsun sadomasochistische Züge ein. Die Liebe reicht bis über den Tod hinaus, aber so : „Liebt sie denn einen toten Mann bis zum Hass und zur Grausamkeit, und will sie immer noch versuchen, ihm wehe zu tun ? Oder lebt Glan, und will sie mit ihrer Quälerei fortfahren ?"[2]) Ein Liebender gefällt sich darin, der Geliebten die fürchterlichsten und grausamsten Geschichten zu erzählen[3]) ; ein anderer, der übrigens so wenig wie der blutrünstige Erzähler echte Befriedigung findet, sendet der Geliebten, von der er sich entfremdet, ohne sich ihr wirklich genähert zu haben, zum Abschied die Leiche seines Hundes, den er zu diesem Zwecke vorher erschiesst.[4]) Aber der Sadismus ist naturgemäss wesentlich geringer als der Masochismus entwickelt. Dieser gehört ja zu der ganzen passivistischen Lebensstimmung, die nur allzu froh ist, wo sie sich der Stärke, der Macht, der Autorität unterwerfen darf. Der Umschlag vom Sadismus in den Maso-

---

[1]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 301.
[2]) Rosa, Bd. 4, S. 251/252.
[3]) Vgl. Mysterien, Bd. 1, S. 302.
[4]) Vgl. Pan, Bd. 3, S. 104.

chismus wird manchmal unmittelbar vorgeführt: „Eva antwortete: Es war hässlich von ihr, über dich zu lachen. — Nein, es war nicht hässlich von ihr! schreie ich... es war richtig von ihr, über mich zu lachen. Schweig, zum Satan, und lass mich in Frieden, hörst du! Und Eva lässt mich verschüchtert in Frieden. Ich sehe sie an und bereue in der gleichen Minute meine harten Worte, ich falle vor ihr nieder und ringe meine Hände. Geh heim, Eva. Du bist es, die ich am meisten liebe... Es war nur ein Scherz, du bist es, die ich liebe."[1]) Im ersten und im zuletzt erschienenen Roman Hamsuns fordert der Liebende geradezu eine tüchtige masochistische Ration, die ihm seine Partnerin liefern soll: „Du quälst mich zu sehr mit deiner Nachsicht; warum duldest du, dass ich mehr als ein Auge habe? Du solltest das andere nehmen, ja, alle beide; du solltest es nicht zugeben, dass ich friedlich auf der Strasse gehen darf und ein Dach über dem Kopf habe."[2]) —„ Tu mir auch etwas Böses an, hörst du! Sonst glaubst du nur, ich bin von jemand verdorben worden, aber das bin ich nicht, ich bin glücklich daheim, und es geht mir gut."[3])

Echte individuelle Befriedigung scheint es nur in der Sphäre der Sexualität zu geben. Aber nicht dass diese sinnliches Glück bedeutete, das in einem bestimmten Zusammenhang mit der Entfaltung der Individualität stände; vielmehr herrscht hier eher Abscheu und Hämischkeit, häufig verbunden mit besonderer Verachtung der Frau: „Komm und zeig mir, wo Multebeeren wachsen, sagte Gustaf. Wer hätte da widerstehen können! Sie lief in ihre Kammer und war einige Minuten lang ernst und fromm; aber er stand draussen und wartete, die Welt war ihr dicht auf den Fersen; sie ordnete ihre Haare, beschaute sich im Spiegel und ging dann wieder hinaus. Was weiter, wer hätte das auch nicht getan! Die Frauen können den einen Mann nicht von dem andern unterscheiden, nicht immer, nicht oft."[4]) Mit diesem recht widerwilligen Hymnus auf die Brunst kehrt Hamsun schliesslich zum Ausgangspunkt der unmittelbaren Naturhaftigkeit zurück, und er kleidet denn auch die Rolle der wahllos genossenen Sexualität in Naturmythen, vor allem in den Mythos von Iselin: „Iselin, ich sah, dass du es tatest, sagt er wieder. Ich sah es. Da klingt ihr hohes und frohes Lachen durch den Wald, und sie geht mit ihm fort, jubelnd und sündig vom Kopf bis zur Zehe. Und wo geht

---

[1]) Pan, Bd. 3, S. 82.
[2]) Mysterien, Bd. 1, S. 452.
[3]) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 282.
[4]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 277 f.

sie hin? Zum nächsten Gesellen, einem Jäger im Walde."[1]) Auch noch in dieser Konzession von Glück und Befriedigung, die freilich durch die Interessenlosigkeit am Partner nur eine andere Form der monadologischen Existenzweise in der bürgerlichen Gesellschaft darstellt, herrscht völlige Passivität, sozusagen ein Gesetz des Dienstes, den der Mensch ausführt: „Dort geht sie, ein Mensch auf der Erde, auch sie, ein Wanderer, ein kleines Mädchen, Herrgott, ein verirrtes Leben, ein Samenkorn. Sie geht, gar nicht niedergedrückt, schön mitten im Pfad, um nicht danebenzutreten und Schnee in die Stiefel zu bekommen. Es ist übrigens gleich schönes Wetter wie gestern und Sonnenschein, das Zeitungspaket trägt sie unter dem Arm, sie weiss, was sie in der Hütte erwartet, und da geht sie. Einige nennen das den freien Willen."[2]) — „... er wirft alle Bedenken beiseite und wird sehr zutraulich, liest Heuhalme von ihrer Brust, streicht Heuhalme von ihren Knien, streicht, streichelt, schlägt die Arme um sie. Einige nennen das den freien Willen."[3]) Wo die Menschen von der Liebe bestimmt sind, werden sie von Hamsun an ihre blosse Naturhaftigkeit in hämischer Weise erinnert.

III

Das in seinen Einzelheiten vage Ideal eines naturalen Heroismus wird aufgerichtet gegen „eine Welt, wo ein jeder einen jeden hinters Licht führt."[4]) So verborgen der innere Zusammenhang der zu jenem Ideal sich zusammenfügenden Elemente und seine für den Monopolkapitalismus brauchbare ideologische Funktion sind, so manifest ist Hamsuns Vorstellung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die er kritisiert. Industrie[5]) und Beamtentum[6]), Naturwissenschaften[7]) und Lehrerschaft[8]), naturalistische Schrift-

---

[1]) Pan, Bd. 3, S. 19.
[2]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 194.
[3]) a. a. O., S. 112.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 135.
[5]) Vgl. z. B. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 22/23; Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 194/195; August Weltumsegler, Bd. 15, S. 303/304.
[6]) Vgl. z. B. Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 330 ff., S. 456; Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 168/169, S. 317/318; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 229/230; August Weltumsegler, Bd. 15, S. 205; Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 152.
[7]) Vgl. zunächst die Verhöhnung des Positivismus als eines Menschentyps: „Ich bin eine Tatsache" (Mysterien, Bd. 1, S. 339); ferner: Die letzte Freude, Bd. 5, S. 329; Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 121.
[8]) Vgl. z. B. a. a. O.; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 88/89, S. 118.

steller und liberal regierte Länder[1]), das Kaffeehaus[2]) und die Aktiengesellschaft[3]), Grosstadt und Intellektuelle, die Proletarier und die Idee von sozialer Reform oder gar Revolution, — das sind die wesentlichen Sachverhalte, aus denen sich für Hamsun die moderne Welt und damit zugleich das, was sie hassenswert macht, zusammensetzt. Es ist das Inventar also, wenn gewiss auch kein vollständiges, einer kapitalistisch-liberalistischen Gesellschaft, welches aufgenommen und verurteilt wird. Und in der Tat sind damit entscheidende Stellen angerührt, an denen etwa seit der Jahrhundertwende für die bürgerlichen Massen die Gesellschaft als problematisch zu erscheinen beginnt : von dem Zusammenhang zwischen der Entwicklung der monopolistischen Wirtschaft und der Enttäuschung über die Aussichtslosigkeit eines allgemeinen Aufstiegs, die zu einer Verurteilung von Wissenschaft und Intellekt, den früheren Garanten dieses Aufstiegs, führt, war schon in den einleitenden Bemerkungen die Rede.

Die Art und Weise, wie bei Hamsun die bürgerliche Gesellschaft in Einzelheiten kritisiert wird, macht nun durchsichtig, welchen Klasseninterressen der Anti-Intellektualismus dient. Er ist eindeutig gegen die proletarischen Massen gerichtet und greift eindeutig die ökonomisch führenden Gruppen nicht an. Hamsuns Verhältnis zu den Mittelschichten bleibt in einer gewissen Weise zweideutig : indem die gesamten Intellektuellen- und Beamtenschichten[4]) verspottet werden, ja alle modernen Bildungsinstitutionen überhaupt, scheint er zunächst das kleine und mittlere

---

[1]) Vgl. Hamsuns Hass auf die Schweiz (z. B. Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 180 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 336, 337 ; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 116), seine verächtlichen Bemerkungen gegen England (z. B. Mysterien, Bd. 1, S. 271/272 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 328, S. 402), seine Ablehnung des „Typus des Menschen unserer Zeit", der aufrichtig an das glaubt, „was der Jude und der Yankee ihn gelehrt" (Segen der Erde, Bd. 8, S. 380/381). Dazu gehört, dass er Frankreich überhaupt verschweigt und den Engländern ankündigt, dass sie „das gesunde Schicksal aus Deutschland eines Tages zu Tode züchtigen wird" (Die letzte Freude, Bd. 5, S. 328). Vgl. auch sein Lob Schwedens, das sich nicht nach der Schweiz, sondern nach Deutschland orientiere (a. a. O., S. 337).

[2]) Vgl. z. B. Neue Erde, Bd. 2, S. 194 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 291.

[3]) Vgl. z. B. Mysterien, Bd. 1, S. 249 ; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 18.

[4]) „Sie sollen das Ausführbare und durchaus Gewöhnliche, das sie ererbt haben und für das sie ihr kleines Jahreseinkommen erhalten, fortführen." (Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 169.) Solcher bissiger Bemerkungen gibt es gegen die Beamten viele, und man ist versucht, wenigstens anmerkungsweise zu fragen, ob hier nicht ein Antagonismus innerhalb der kleinbürgerlichen Schichten sichtbar wird. Angesichts der wachsenden Unsicherheit der kleinen und mittleren kaufmännischen Existenzen und Angehörigen der freien Berufe ist die relative Sekurität der Beamten ein Gegenstand des Neids, ist geradezu etwas Ungehöriges. Während der Periode des materiellen Aufstiegs breiter bürgerlicher Schichten ist der Beamte häufig aus umgekehrten Motiven verspottet worden, da er zwar ein sicheres, aber ein geringes Einkommen habe. Jetzt wird der Spott zum Ressentiment.

Bürgertum weitgehend verärgern zu müssen, verleiht aber in Wirklichkeit der gesellschaftlichen Verärgerung eben dieser Gruppen einen adäquaten Ausdruck, da er die ihren eigenen ideologischen Wünschen entsprechende naturhafte heroische Lebensform und Lebensverehrung als Lustprämie mitgibt. Die Tragweite dieser Kritik der bürgerlichen Gesellschaft liegt in dem gleichen Mechanismus begründet, der auch bei Aufrichtung des Gegenbildes zu studieren war : indem der Schriftsteller und seine klein- und mittelbürgerliche Leserschaft sich abgestossen von charakteristischen Institutionen des bürgerlichen Lebens abwenden, die man als ungenügend, ja als Fesseln der Entfaltung des Individuums erlebt, werden sie nur enger an das Bestehende gekettet. Denn jene Kritik besteht bloss aus der Nennung von Symptomen und einzelnen Fakten; was gänzlich fehlt, ist eine theoretische Ansicht über die gesellschaftlichen Tendenzen.

In Hamsuns Werk erscheint das Proletariat als eine feindselige Welt. Die bürgerliche Verachtung der Arbeiterschaft und der proletarischen Bewegung durchzieht seine Romane. Als er das erste Mal darauf zu sprechen kommt, geschieht es bereits in romantischer Verhüllung : „Ausserdem mischte ich mich nicht gerne unter Flösser und Proletariat ; ich war lieber bei den Bauern und Holzarbeitern."[1]) Wenn man sich des Ressentiments erinnert, mit dem das mitteleuropäische Kleinbürgertum während seiner Verelendung in der Nachkriegszeit die gewerkschaftliche und politische Organisation der Proletarier bedacht hat, dann versteht man sozialpsychologisch die beifällige Aufnahme der Schilderungen des Proletariats bei Hamsun, wie sehr auch immer diese ursprünglich mit speziellen norwegischen Verhältnissen zusammenhängen mag : „Solche Herren aus dem Proletariat sind grosse Leute ; sie sehen auf die Feldarbeiter herab und dulden sie nicht in ihrer Nähe... Auch bei den Mädchen sind sie willkommener als die andern. Ebenso ist es mit den Wegarbeitern, den Eisenbahnarbeitern und mit allen Fabrikleuten."[2]) In seinem jüngsten Roman dieselbe Verachtung : „Als Alex Essen und Verpflegung und Heuer bekam und Kleider auf den Leib, hob er sich aus seinem unehrenhaften Dasein heraus und wurde ein ganzer Mann, eingeschrieben bei der Gewerkschaft, und hatte sich richtig schön herausgemacht."[3]) Gelegentlich wird auch unmittelbar die Bodenständigkeit mit der armseligen, durch die Armseligkeit des Prole-

[1]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 163.
[2]) a. a. O., S. 188.
[3]) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 212.

tariers besonders charakterisierten städtischen Welt konfrontiert: „Die andern, der Arbeiter, die Kaufleute, die Taglöhner, die gehen herum, zeigen einander die Zähne und prügeln sich. So ist das Leben. Sie prügeln sich eigentlich um den alten Gutsbesitzer, sie prügeln sich um den, der etwas hat, um das, was er hat."[1])

Die Bedeutung der Verinnerlichung von Lebensansprüchen ist auch hier aufzufinden. Das Proletariat erscheint als ein schauderhaftes Schulbeispiel dafür, wie verächtlich das Streben nach der Vermehrung materieller Güter ist. In den verschiedenartigsten Wendungen geht es gegen „die starke begehrliche Esslust des Proletariats"[2]), gegen „das Geschrei der Masse", die leider durch „die Lese- und Schreibmechanik" von der oberen Klasse gelernt hat, wie schön es ist, „von der Arbeit anderer zu leben."[3]) Am schlimmsten aber sind die umstürzlerischen Tendenzen, welche mit dieser „irdischen Habgier" verbunden sind: „Die grosse Menge... will schreien und umstürzen, und wenn es zum Klappen kommt, sind ihre eigenen Führer sogar ausser Stand, sie zu zügeln. Das Ganze stürzt ein, lasst es einstürzen!"[4]) Nun wird das Ressentiment ganz deutlich, das nicht einmal erwägen darf, ob die sozialistischen Parolen etwa wirklich mit humanen Interessen zusammenhängen.

Die Freundlichkeit gegen die kapitalistische Oberschicht ist so stark wie die Feindschaft gegen die Arbeiter. Doch wird jene in anderer Art erwiesen: durch Schweigen. Es gehört zur weiter oben geschilderten Vergaffung in den Heroismus des Reichtums, dass aus der Welt der Industrie zwar einzelne Branchen verhöhnt werden — so die Fabrikation von Konserven, Zahngebissen, Konfektionsschuhen[5]), auch von Heringsmehl[6]) —, niemals aber die grossen Industrieherren selbst, sie kommen einfach gar nicht vor. Und ist einmal von einer Aktiengesellschaft die Rede, so nur in der problematischen Form jenes Sanatoriums aus dem „Letzten Kapitel."[7]) Wie sehr auch immer „die" Industrie gegenüber der „schaffenden" Tätigkeit des Bauern herabgesetzt werden mag, so erscheint sie doch als mit einem gesellschaftlichen Fetischcharakter behaftet, und die Eigentümer, ihre Interessen und deren Durchführung stehen nie zur Diskussion und stellen sich

---

[1]) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 328/329.
[2]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 341.
[3]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 144/145.
[4]) a. a. O., S. 148; vgl. ferner: Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 16, S. 4.
[5]) Vgl. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 22/23.
[6]) Vgl. August Weltumsegler, Bd. 15, S. 311, 312.
[7]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 18.

also nie als Ziel eines Angriffs. Die Servilität gegenüber ökonomischen und politischen Mächten ist ein Wesenszug des Hamsunschen Charakters, der sich in seinen Werken ausdrückt.

Die Verführung zur Servilität gegenüber den bestehenden Herrschaftsverhältnissen, die sich aus den Ursprüngen einer in ihrem Ansatz legitimen Kritik herausentwickelt, kennzeichnet nicht zuletzt auch das Verhältnis zum Intellekt und zum Geist. Es bedarf hier nicht einer ausführlichen Zusammenstellung der Belege über die dauernde Verärgerung durch die Wissenschaft und ihren Betrieb, die, statt dem Menschen das Leben verständlich zu machen, es ihm nur als ein Sammelsurium von Daten oder als eine leere Mechanik vorspiegelten. Der Naturwissenschaftler ebenso wie der Historiker[1]), der Lehrer ebenso wie der Journalist finden unterschiedslos keine Gnade. Entscheidend aber ist, dass der Anti-Intellektualismus, der sich seinen bewussten Intentionen nach zunächst nur gegen den positivistischen und mechanischen Wissensbetrieb richtet, der die Menschen mit leeren Versprechungen und zugleich nutzlosem Kram angefüllt habe, auch die grossen vorwärtstreibenden geistigen Bewegungen herabsetzt, vor allem die naturalistische Literatur. Die kulturell verarmenden, ja masochistischen Tendenzen der breiten bürgerlichen Schichten, auf die gleich unten noch zurückzukommen ist, treten klar hervor, wo Hamsun in verspielter Manier, ohne sich ganz verantwortlich dazu zu stellen, sicherlich jedoch, ohne solche Äusserungen zu diskreditieren, seinen Helden einen Autor wie Maupassant unbedeutend und seelenlos[2]), Tolstoi „einen philosophischen Narren“ voll von unverschämtem Gefasel[3]), und Ibsen „ein kleines schreibendes Kuriosum“[4]) benennen lässt, der seinem Lande zur Schande gereiche, das es bisher erst fertig gebracht habe, „Friedensverhandlungen, Skiläufergeist und Ibsen“ hervorzubringen.[5]) Die Brutalität einer heute zeitgemässen Gesinnung hat Hamsun schon 1892 formuliert, wenn sein Hohn mit einem der edelsten Worte Ibsens zugleich dessen angebliche körperliche Mängel trifft : „Der grosse Dichter formt einen zusammengekniffenen Mund, strafft seine Vogelbrust zum äussersten auf und bringt folgende Worte hervor : Dichten — sich selber richten, mit unbefangener Stirn.“[6])

---

[1]) Vgl. Die letzte Freude, Bd. 5, S. 362.
[2]) Vgl. Mysterien, Bd. 1, S. 380.
[3]) a. a. O., S. 367, S. 381.
[4]) a. a. O.
[5]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 337.
[6]) Mysterien, Bd. 1, S. 234.

IV

Vom frühesten Roman Hamsuns bis zu seinen Spätwerken wird immer wieder die Frage nach dem Warum für das Einzelschicksal aufgeworfen.[1]) „Es steht nicht gut um die Menschen"[2]) heisst es in fast wörtlichem Anklang an einen Satz von Strindberg. So erhebt sich die Frage nach dem Sinn des Daseins zunächst als Ausdruck wirklicher Sorge um die Menschen, die unbefriedigt nach den Ursachen für ihr Unglück suchen und nach einem Mittel, um es zu heilen.

Aber aus der Zentrierung der Hamsunschen Gesellschaftskritik, aus seiner Verurteilung und Verhöhnung der auf wirkliche Veränderung ausgerichteten Gruppen und Ideen, erhellt schon, dass die Frage nach der Ursache des individuellen Leides keine richtige Antwort finden wird. Hier nun ist der Ort, wo die spätbürgerliche Lebensphilosophie ihre besondere Rolle spielt : die Antwort nämlich auf jenes Warum ist der Hinweis auf das Leben schlechthin, jetzt aber nicht mehr in dem optimistischen Sinne, dass das Leben Ausdruck der geschichtlich fortschreitenden Aktivität der Menschen sei, sondern in dem Sinne einer schlechthin vor und über allem individuellen Dasein hinzunehmenden Sphäre von Macht und Ewigkeit, zu der jeder gehört, der jeder gehört, ohne dass er im geringsten fähig ist oder berechtigt wäre, an ihr auch nur zu rühren. „Was gehört dem Leben ? Alles. Was aber gehört dir ?"[3]) Es bedarf gar nicht erst der Antwort, um dem Individuum seine vollendete Nichtigkeit vorzuführen. Von allen untergehenden Menschen — und alle Menschen gehen unter — gilt es : „Dem Leben kommt es auf sie nicht an."[4]) Und „das Leben ist eine Leihgabe... ich kenne niemand, dem es nicht ebenso schlecht

---

[1]) Der Hungernde fragt : „Hatte der Finger des Herrn auf mich gedeutet ? Aber warum gerade auf mich ? Warum nicht ebensogut auf einen Mann in Südamerika, wenn es schon so sein musste ?" (Hunger, Bd. 1, S. 23.) Der Redakteur findet nicht aus : „Warum konnte nicht alles gut gehen, und warum konnten die Menschen nicht glücklich im Leben sein ? (Redakteur Lynge, Bd. 2, S. 31.) Ein Liebender steht vor dem Rätsel : „die andere liebte er wie ein Sklave, wie ein Verrückter und wie ein Bettler. Warum ? Frag den Staub auf dem Weg und das Laub, das fällt, frag des Lebens rätselvollen Gott ; denn kein anderer weiss solches." (Pan, Bd. 3, S. 98.) Schliesslich heisst es fast mit den gleichen Worten wie im ersten Roman über das unselige Schicksal August Weltumseglers : „Vielleicht ruhte von draussen im Universum irgendein Blick auf ihm, eine Macht, die auf irgendeine Weise von seiner Arbeit im Dienste der verzweifelten Negation erfahren hatte." (August Weltumsegler, Bd. 15, S. 303.)

[2]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 183.

[3]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 279.

[4]) a. a. O., S. 258.

ergangen wäre wie mir."[1]) Es gibt keine Instanz, wo der Vorwurf geltend gemacht werden könnte, dass es das Leben selbst sein muss, „das mich in etwas Feindliches hinausgestossen hat", keine Instanz, welche die Frage zu beantworten hat : „Warum tat das Leben das ?"[2]) Hier gibt es nur ein einziges Recht, eben das des Lebens selber : „Und das Leben darf verschwenden."[3]) In den späteren Romanen namentlich hat Hamsun die einförmige Allgewalt des Lebens, die Passivität und Gehorsamkeit, welche diese Einstellung fordert, mit der stilistischen Hilfe der Wiederholung eindrucksvoll gemacht, mit der von dem steten unabänderlichen Gang der Zeit die Rede ist, die jedes Leben gleichmässig durchwaltet. „Die Tage gingen, die Zeit ging."[4]) Derartige Stellen finden sich unzählige.

Auch Hamsuns Lebensphilosophie zeigt in ihrer gesellschaftlichen Funktion die für ihn eigentümliche Zweideutigkeit. Einerseits gewährt sie den anti-intellektualistisch gesinnten bürgerlichen Gruppen den Trost, dass ihre in der Produktion erfahrene Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit aus dem grösseren, dem metaphysischen Zusammenhang von der Übermächtigkeit des Lebens überhaupt zu begreifen ist ; das Individuum fühlt sich als mit der Realität ausgesöhnt, wenn es sich als erhabenes aber notwendiges Opfer eines Geschehens inne wird, dem es nicht bloss mechanisch, sondern sinnhaft unterworfen ist. Zugleich aber enthält der Trost, den die passivistische Lebensphilosophie für die Entbehrungen und Enttäuschungen zu bieten hat, eine Verführung, die andern Interessen als denen der Opfer entspricht. Jenes Zitat, das davon spricht, dass dem Leben alles gehört, beginnt : „Und so ist es : die blosse Gnade, dass man das Leben erhält, ist die reiche Vorausbezahlung für alle Erbärmlichkeiten des Lebens, für jede einzelne. Nein, man darf nicht glauben, dass man auf mehr Süssigkeiten Anspruch hat, als man erhält."[5]) Diese Metaphysik des Lebens ist so der puritanischen Predigt von der Genügsamkeit aufs engste verwandt. Sie ist ihr zeitgemässer Ausdruck. In dem Sermon vom Leben und seiner Allmacht ist freilich von irgendeiner Beziehung auf die Entfaltung und Steigerung der menschlichen Produktivität gar keine Spur mehr, vielmehr schlägt nun der Trost auf die Getrösteten wieder zurück : sie sollen das Leben, wie es nun einmal ist, das aber bedeutet, die bestehende

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 317.
[2]) Rosa, Bd. 4, S. 281/282.
[3]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 278.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 403.
[5]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 279.

Ordnung, die Verhältnisse von Herrschaft und Dienst, von Befehl und Ausführung hinnehmen. Wenn in Hamsuns Gesellschaftskritik von den herrschenden Schichten nicht geredet wird, so sprechen sie hier aufs deutlichste durch das Medium des Respekts, den das Leben als solches zu fordern hat.

Auf die Verachtung der Massen fällt von der Lebensphilosophie ein neues Licht. Gegen den Sozialismus wird die Metaphysik der Planlosigkeit des Daseins überhaupt mobilisiert. Vor dem hypostasierten Begriff des Lebens sollen alle Wünsche nach vernünftiger Gestaltung der menschlichen Existenz als lächerlich erscheinen. Und wie in der autoritären Propaganda immer der Mund zugleich mit den idealsten Begriffen und den Bekenntnissen gemeinster Menschenverachtung vollgenommen wird, steht auch hier neben dem hehren Bild des Lebens das hämische vom Krabbeln und Kriechen der Menschen. Es ist von unerhörter Ironie, dass ein biologischer Vergleich, den man in der reformfreudigen liberalistischen Literatur gerne als Zeichen einer höheren gesellschaftlichen Zweckmässigkeit und Organisation gewählt hat, bei Hamsun nun gerade umgekehrt die Planlosigkeit des gesamten menschlichen Daseins zu versinnbildlichen hilft : der Ameisenhaufen. „...Die Stadt wurde darum nicht anders, die Stadt war der kleine, krabbelnde Ameisenhaufen, und da war das wohl ein Beweis dafür, dass das Leben seinen Gang ging, trotz aller Theorien."[1]) Oder das gleiche zu Beginn dieses Romans : „O, der kleine Ameisenhaufen! Alle Menschen sind von ihrem Eigenen hingenommen, sie begegnen einander auf den Wegen, einer pufft den andern auf die Seite, manchmal schreiten sie übereinander weg. Es geht gar nicht anders, manchmal schreiten sie übereinander weg."[2]) Vor allem in den grossen Romanen der Nachkriegszeit kehren diese Wendungen immer wieder : „Wir zappeln alle miteinander, Sie und er und ich. Und nichts ist uns wichtiger, als gerade unser eigenes Gezappel."[3]) — „Ja, wir sind Landstreicher auf Erden. Wir wandern Wege, wir wandern durch Wüsten, bald kriechen wir, bald gehen wir aufrecht und treten einander nieder. So wie Daniel, der niedertrat und selber niedergetreten wurde."[4]) Und dieser Vergleich wird bis auf den Tod ausgedehnt.[5])

Mit den Vorstellungen vom Leben und vom planlosen Krabbeln

---

[1]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 138.
[2]) a. a. O., S. 7.
[3]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 43.
[4]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 5. Vgl. auch : Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 428.
[5]) Vgl. Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 280 ; Landstreicher, Bd. 14, S. 31.

schliesst sich der Ring der anti-liberalistischen Ideologie. Es wird mit ihnen der Ausgangspunkt, der Mythos der Natur wieder eingeholt. Denn auch in ihnen ist alle Erinnerung an das geschichtliche Dasein ausgelöscht, es wird in allgemeinster, in scheinbar verbindlicher Weise der Exodus aus der sozialen Realität und ihrer Dynamik vollzogen, der in der Hingebung an die Natur ursprünglich auf eine mehr individuelle und stimmungshafte Art unternommen war.

Das Nichtigkeitsgefühl des Individuums wird bei Hamsun mit bestimmten Stilmitteln gefördert. Hierher gehört zunächst ein häufig angestimmter larmoyanter Ton. Vor allem ist jedoch auf die Rolle von Wiederholungen dabei nochmals zu verweisen. Einmal stellen sie sich in der Form sprachlicher Leitmotive dar, wie etwa von der Unbarmherzigkeit des Lebens, vom Wechsel der Jahreszeiten, vom steten Ablauf der Zeit, von Menschen, die übers Feld gehen oder ihre Strasse gezogen kommen[1]), vom Taktschritt des Lebens und dergleichen mehr. Die angebliche Unabänderlichkeit des Schicksals wird mit schriftstellerischen Mitteln in einer Weise vordemonstriert, wie sie später von der Propagandatätigkeit der autoritären Politik, welche den Menschen das Dekret eines über sie verhängten Schicksals anzuerziehen hat, gefordert und verwirklicht wird. Das Kunstmittel der Wiederholung ist hier gegen die Humanität gerichtet.

Aber auch in die Konstruktion der Romane selbst geht die Wiederholung ein. Es ist immer wieder dasselbe : in der frühen Periode, wo der Besserwisser und Heros bohemienhafte Züge trägt und genau immer das äussert, was die durchschnittlichen Menschen erschreckt, lassen sich aus den Elementen der Erzählungen „Hunger", „Mysterien", „Neue Erde", „Redakteur Lynge" neue Geschichten zusammensetzen, ohne dass sich Wesentliches verändert ; die späten Romane wie „Die Weiber am Brunnen", „Landstreicher", „August Weltumsegler", „Nach Jahr und Tag", „Der Ring schliesst sich" haben immer wieder das gleiche Thema vom zufriedenen Bauern und von dem, der nach mehr schielt, vom Landstreicher und vom bodenständigen Menschen, vom Heringsfang, von der Brunst und der Liebe, die keine rechte ist. Während sich in der gesamten grossen bürgerlichen Literatur, im Roman wie im Drama, von Balzac, ja von Goethe an bis zu den Naturalisten das Interesse am individuellen Schicksal spiegelt, das sich entweder in der bürgerlichen Umwelt entfaltet

---

[1]) Vgl. z. B. Segen der Erde, Bd. 8, S. 1, S. 301, S. 345 ; Landstreicher, Bd. 14, S. 5.

oder an ihr zerbricht, indem der ganze qualitative und quantitative Reichtum der Kultur herangezogen wird, um die Folie und das Material des individuellen Schicksals darzustellen, während also wirklich in dieser Literatur von einzelnen Menschen berichtet wird, diese ihr Leben und ihr Schicksal haben, ist die Welt des Erzählers Hamsun von äusserster Armseligkeit; ja es ist schwer, wirklich die entscheidenden Zusammenhänge oder recht viele Einzelheiten über die wichtigsten seiner Romanhelden herbeizuschaffen, obwohl er doch von manchem unter ihnen in einer ganzen Reihe seiner Werke spricht. Wenn von Lesern und Kritikern die Kärglichkeit des kulturellen Inventars und die Schattenhaftigkeit der von ihm gestalteten Menschen als Zeichen besonderer Keuschheit, reifer Herbe, lebensandächtiger Scheu und „epischer Grösse" verstanden wird, so drückt sich in solcher Lobrede auf den Schriftsteller eine müde Resignation, ein sozialer Defaitismus aus.[1])

V

Eine Geschichte der Rezeption Hamsuns, ein Versuch also, an Hand eines dokumentarischen Materials nachzuprüfen, wie weit in der literarischen Kritik die Bedeutung des Hamsunschen Weltbilds als einer wichtigen Etappe auf dem Weg des bürgerlichen Bewusstseins vom Liberalismus zu den Parolen des autoritären Staates sichtbar wird, kann hier nicht unternommen werden.[2])

---

[1]) Die gleiche Tendenz lässt sich mit technischer Strenge an den Symphonien Jan Sibelius' feststellen, die ihrer Beschaffenheit nach wie in ihrer Wirkung zu Hamsun gehören. Es ist nicht nur an die vage und dabei in den koloristischen Mitteln zurückgebliebene „panische" Naturstimmung zu denken, sondern an die kompositorischen Verfahrungsweisen selber. Diese Symphonik kennt keine musikalische Entwicklung. Sie schichtet sich aus wahllosen und zufälligen Wiederholungen eines an sich trivialen Motivmaterials. Der Schein der Originalität, der sich dabei ergibt, ist lediglich der Sinnlosigkeit zuzuschreiben, in welcher die Motive aneinandergerückt werden, ohne dass ihr Zusammenhang anders garantiert wäre als durch den abstrakten Zeitverlauf. Die Dunkelheit, Produkt des technischen Ungeschicks, täuscht eine Tiefe vor, die nicht existiert. Die konstruktiv undurchsichtigen Wiederholungen behaupten einen ewigen Rhythmus der Natur, den auch der Mangel an symphonischem Zeitbewusstsein ausdrückt; die Nichtigkeit der melodischen Monade, die in unartikuliertes Tönen übergeführt wird, entspricht der Menschenverachtung, welche die Hamsunschen Individuen der Allnatur ausliefert. Dabei unterscheidet sich Sibelius so gut wie Hamsun von impressionistischen Tendenzen dadurch, dass die Allnatur aus den erstarrten Restbeständen der traditionell bürgerlichen Kunst präpariert, nicht etwa von der protestierenden Subjektivität ursprünglich angeschaut wird.

Hektor Rottweiler.

[2]) Ein Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Hamsun-Literatur bis 1930, die fast ausschliesslich aus Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften besteht, findet man in: Hamsun-Bibliographie. Bearbeitet von Fritz Meyen. Braunschweig 1931.

Immerhin soll der innere Zusammenhang der Aufnahme von Hamsuns Schriften mit dem Situationswandel des Bürgertums auch noch an einigen Dokumenten der Rezeption verdeutlicht werden.

Einen charakteristischen Niederschlag hat die Eigentümlichkeit des Hamsunschen Weltbilds, bürgerliche Wunschbilder zu befriedigen und zugleich die ideologisch befriedigten Schichten mit den herrschenden Autoritäten zu versöhnen, in dem einzigen Buch gefunden, das nach dem Kriege in Deutschland über Hamsun veröffentlicht wurde. Dort heisst es : „Er betrachtet jede Tat nur als freie Willensäusserung des einzelnen. Soziologische Betrachtungen, die ihn abhängig zeigen von den moralischen Zuständen der Gesamtheit, weist er ab. Er umfasst zwar soziale Fragen in seiner Innenwelt und Werkstätte, aber seine Denkarbeit bleibt im Kern individualistisch. Dem Sozialismus hielt er seine Losung ‚Mehr Landbau !' als Allheilmittel entgegen in einem Brief an den Herausgeber der Zeitung ‚Klassenkampf', der ihn um einen Beitrag gebeten hatte... Hamsun warnt ... vor Überschätzung des Lesens und Schreibens, tritt für den König ein als ein Symbol, das ein wenig Glanz übers graue Land wirft, erklärt den Krieg für notwendig und setzt Abrüstung der Wehrlosmachung des Heims gleich. Wie immer schreibt Hamsun auch hier gegen die Stadt und für das Land. Der Industriearbeiter schafft nach seiner Meinung nicht, sondern bildet nur um."[1]) Aber es bedeutet eine entscheidende Verkennung des Wesens eines Schriftstellers, wenn Berendsohn an anderer Stelle erklärt : „Niemand wird daran denken, Hamsuns Werke vom politischen Standpunkt aus zu beurteilen."[2]) Denn wenn auch in der Tat in Hamsuns Werken selbst politische Ausführungen kaum anzutreffen sind, ja nur ab und zu einige läppische Bemerkungen über aktuelle Zustände und Institutionen fallen[3]), so enthalten diese dennoch, ebenso wie jener Brief, Schlüsselworte, die Leser, welche ihrer sozialen Situation, ihrem Charakter und ihrem Erkenntnisniveau nach autoritären Gesellschaftsformen feindlich gegenüberstehen, vor einer naiven Haltung gegenüber Hamsun warnen sollten. Wenn noch in der jüngsten Vergangenheit unmittelbar vor dem Zusammenbruch der deutschen Demokratie ein so progressiver Literaturhistoriker wie Berendsohn eine rein innerästhetische Interpretation Hamsuns befürwortet, obwohl er die reaktionären politischen Parolen des Autors nicht verschweigt, so müssen tief verankerte

[1]) Walter A. Berendsohn, a. a. O., S. 105.
[2]) a. a. O., S. 149.
[3]) Vgl. diesen Aufsatz, Abschnitt III.

sozialpsychologische Interessen bei Hamsuns Rezeption durch bürgerliche Leserschichten im Spiele sein. Deren Naivität deutet hier auf Resignation. Eine Generation früher, als die bürgerliche Intelligenz noch mit den vom Naturalismus aufgeklärten Augen die Welt beurteilte, hat ein anderer Expert der Literatur verstanden, in welcher Distanz die aktuellen Fragen der Gesellschaft und der individuellen Lebensnot von Hamsuns Gestalten stehen. Leo Berg urteilt — durchaus noch im Zusammenhang eines sozialreformerischen Optimismus — höchst reserviert über die „letzte Flucht der modernen Seele ans Herz der Natur", wie er „Pan"[1] interpretiert ; er kritisiert auch den Helden in „Mysterien", diesen „modernen Leidensmensch, der keinen Grund hat zu leiden, weil's ihm gut geht, eine Jesus-Natur, ohne die moralische Kraft."[2] Er hat noch den fortgeschrittenen Instinkt eines hellhörigen Liberalen, der die innere Verwandtschaft Hamsuns, dieses „Märtyrers des Pantheismus mit einer unerklärlichen Wonne sich zu demütigen,"[3] mit Dostojewski bemerkt und in seiner zögernden Beurteilung eine Witterung der Gefahr verrät, die einer fortschrittlich gesinnten bürgerlichen Existenzweise aus diesem für ihn noch unerklärlichen masochistischen Pantheismus entgegenschlägt.

Die überraschendste Dokumentation bietet jedoch nicht so sehr die bürgerliche Literarkritik wie die sozialdemokratische. Liest man die Bemerkungen über Hamsun, die in der führenden theoretischen Zeitschrift der deutschen Sozialdemokratie, der „Neuen Zeit", erschienen sind, so findet man in den neunziger Jahren, in der ein Teil dieser literarischen Notizen von dem damals noch entschiedenen Eduard Bernstein geschrieben sind, eine klare Stellungnahme : Hamsuns Romane sind abzulehnen, in ihnen werden nicht lebendige Menschen, sondern Stimmungen gestaltet, die mit den wirklich auf glückhafte Veränderung gerichteten Tendenzen nicht das geringste zu tun haben. Heisst es noch von „Hunger" : „Wir haben nicht das Recht, dem Autor aus der Wahl seines Stoffes einen Vorwurf zu machen"[4]), so wird ihm bei den „Mysterien" bereits bescheinigt : „Hamsun .. zeugt von einer starken Neigung, zu verzerren und den Leser zu foppen... Und wenn die Abgerissenheit der Gespräche, die Abgerissenheit der Szenen, die Abgerissenheit der ganzen Handlung des Romans — soweit überhaupt von Handlung die Rede sein kann — nicht in

---

[1]) Leo Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankfurt a. M. 1896, S. 129.
[2]) a. a. O., S. 117.
[3]) a. a. O., S. 125.
[4]) Die Neue Zeit, 1890-91. Bd. I. Stuttgart 1891, S. 803.

der Blasiertheit oder Nervosität des Verfassers wurzeln, so sind sie jedenfalls sehr geeignet, den Leser nervös und blasiert zu machen."[1]) Es handelt sich um „eine Erzählung, die uns in ihrem Verlaufe immer gleichgültiger geworden," um einen Helden, der „zum reinen Stimmungsautomaten" wird, um ein Buch, „das höchstens pathologisches Interesse" hat. Noch deutlicher heisst es zwei Jahre später über den auch äusserlich als Träger eines Ressentiments beurteilten Autor („Der struppige Schnurrbart ist neidisch auf den Haarschopf, und die gerade Nase trägt einen träumerischen Zwicker") : „Diese Gegenüberstellung soll nicht etwa den Nachweis führen, dass Knut Hamsun sich an Shakespeare anlehnt. Im Gegenteil! Sie soll zeigen, dass wenn zwei dasselbe tun, es doch nicht dasselbe ist. Sie soll zeigen, welcher Unterschied ist zwischen W. Shakespeare und einem Knut Hamsun! Knut Hamsun näht mit grobem Zwirn, und was er näht, ist keine Seide... Gedanken sind dabei nicht notwendig... Charaktere dürfen nicht sein."[2]) Die gleichen Kriterien werden in dieser ganzen Epoche durchgehalten : „ ‚Hunger' ...ist kein sozialer Roman", „ ‚Redakteur Lynge' lässt völlig unbefriedigt" : „...kommt ihm (Hamsun) das Gähnen an, und interessiert ihn die ganze Geschichte nicht mehr ?"[3])

Plechanow hat ein noch wesentlich klareres Bild Hamsuns und analysiert an einer Dramengestalt deren Widerstand, ja deren Hass gegen das Proletariat. Er weist darauf hin, dass vor Hamsun kaum je in so unverhüllter Weise die Klassenfeindschaft der Bourgeoisie gegen die Arbeiter in der Literatur Ausdruck gefunden hat. Zugleich erkennt Plechanow die Unwahrhaftigkeit „revolutionärer" Züge in Hamsuns Schriften : „Revolutionäre Gefühle sind oft ein deutliches Merkmal konservativer Gesinnung" ; das trete bei Hamsun noch eindeutiger als in der französischen Romantik hervor.[4])

Greift man zu den Bänden der „Neuen Zeit" aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren, so findet man über den gleichen Schriftsteller, der in der eindeutigsten Weise zwanzig Jahre vorher abgelehnt worden ist, hymnische Beschreibungen. Was damals als „leere Stimmung" und „blosser Nervenreiz" beurteilt wurde, sind jetzt „packende Lebens- und Seelenbilder, in denen die prallste Wirklichkeit mit allen ihren Lichtern und Schatten zum Sinnbild

---

[1]) a. a. O., 1893-94. Bd. II., S. 376.
[2]) a. a. O., 1895-96. Bd. I., S. 538 (anonyme Kritik).
[3]) a. a. O., 1898-99. Bd. I., S. 249/250 (Eduard Bernstein).
[4]) Vgl. George V. Plechanov, Art and Society. New York 1937, S. 66 f. — Plechanow schrieb diese Arbeit vor fast vierzig Jahren.

des innersten Lebens verdichtet wird."[1]) Der Autor, der auf die früheren Kritiker „wie ein verliebtes Ausrufzeichen" „in einem melancholischen Sessel" wirkte[2]), ist jetzt „zu jener einsamen Grösse"[3]) herangewachsen, die man nicht mit andern vergleichen darf, ohne ihm Unrecht zu tun. Was an seinen Romanen früher als so „vergänglich wie die Stimmung"[4]) erschien, wird jetzt „zu einem Gleichnis des Ewigen."[5])

In diesem Hymnus auf Hamsun vereinigen sich nach dem Kriege liberale Wortführer des Bürgertums mit solchen des von Hamsun so sehr gehassten Proletariats. Die Fälle Berendsohn und „Neue Zeit" gehören der gleichen sozialen Konstellation an: der politischen Resignation und ideologischen Verführung breitester Schichten in der mitteleuropäischen Gegenwart.

Dafür gibt es noch einen letzten und bündigen Beweis. In einem der einflussreichsten Bücher des autoritären Propagandaapparats, wo die grosse Literatur des 19.Jahrhunderts fast ausnahmslos abgelehnt wird, heisst es: „Von keinem lebenden Künstler ist der mystisch-naturhafte, willenhafte Zug grossartiger gestaltet worden als von Knut Hamsun ... Der ‚Segen der Erde' ist das heutige grosse Epos des nordischen Willens in seiner ewigen Urform, heldisch auch hinterm Holzpflug, fruchtbringend in jeder Muskelregung, gradlinig bis ans unbekannte Ende. Aber genau so unerklärlich-selbstverständlich ist der Benoni, der Kaufmann Mack, ist Baronin Edvarda, ist der Jäger Glan. Jede Persönlichkeit hat ein inneres Gesetz von Anfang an eingehaucht erhalten. Und handelt danach... Als Gegenstück zu dieser Gesetzlichkeit des in der Erde versenkten Wesens des Isak treten die ‚Landstreicher' auf. Am gleichen Medium schildert hier Hamsun in geheimnisvoll natursichtiger Weise Gesetze des Alls und der Seele ... Sie ziehen unstät von Ort zu Ort, wechseln Tätigkeit und Lieben! da die Wurzeln aus der kraftspendenden Erde gerissen, sterben auch die Blüten. So leben sie denn hin, der Edevart, der August, die Lovise Margrete, und wissen nicht, warum und wozu. Sie sind Untergang, besten Falls Übergang. Versuchsstücke der Menschheit, um zu neuen Formen und Typen zu gelangen, Werte zu schaffen, neue Ehre zu gewinnen. Sie leben wie der Dichter sie hingestellt hat, selbstverständlich und geheimnisvoll. Wie weit rücken, von diesem Standpunkt aus gesehen, doch alle Haupt-

[1]) Die Neue Zeit, 1919. Bd. I, S. 356 (Edgar Steiger).
[2]) Vgl. a. a. O., 1895-96, Bd. I, S. 538.
[3]) a. a. O., 1919, Bd. I, S. 190 (Edgar Steiger).
[4]) a. a. O., 1895-96. Bd. I, S. 538.
[5]) a. a. O., 1919. Bd. I, S. 190.

manns, selbst Ibsen, in den Hintergrund. Auch durch Hamsun wurde die Welt wieder einmal überwunden."[1]) Die Funktion einer Ideologie, unversöhnliche gesellschaftliche Antagonismen durch einen Schein von Harmonie zu überwinden, wird im Gleichklang der sozialdemokratischen, liberalen und nationalsozialistischen Beurteiler deutlich. Während der Periode der Umwandlung der freien Konkurrenzwirtschaft in den Monopolismus fällt die liberalistische Ideologie, deren reale Grundlage verschwindet, einer immer zunehmenden Desorientierung anheim; sie wird schliesslich — in weitgehendem Gegensatz zu den bewussten Intentionen ihrer Träger — zum Opfer der zeitgemässeren autoritären Gesinnung. Wenn den neuen Machthabern zur Sicherung ihrer gesellschaftlichen Schlüsselstellung der ideologische Apparat keine ausreichende Waffe mehr bedeutet, bereitet die faschistische Wirklichkeit den nachliberalistischen Wunschträumen ein Ende. Die Ruhe in der Natur, zu der die bürgerlichen Leserschichten mit Hamsun herüberdämmern möchten, ist blosser Schein; in der Realität erweist sie sich als Industrie- und Kriegslärm der autoritären Herrschaft.

Knut Hamsun : On the Genetics of Authoritarian Ideology.

As reflected in the spirit of the times, certain fundamental changes have occurred in such concepts as nature, reason, and life. While in the liberal era nature appeared to man as a sphere to be conquered by him for the enhancement of his material happiness, today it is an ideal offering an escape from the vicissitudes of social life. Confidence in the power of reason and of science turns into hatred of intelligence, because the latter is an instrument of domination for the privileged classes, and leads the majority of men to accept utopian dreams which cannot be realized. Whereas the philosophy of liberalism glorifies the individual as an active agent having a higher meaning, he now falls into disrespect as a merely passive link in the overpowering totality of life.

This article analyses Hamsun as a typical representative of such a post-liberal ideology. At all points where he develops his own interpretation of life and the world, he portrays the longings of a disillusioned bourgeois civilization in terms of these new concepts. The ideal which he pictures as an escape from the bourgeois civilization of our times is only superficially in conflict with it. His most important subjects and themes derive their social function from a historical situation which calls for an attitude of obedient subordination to authority.

There are two elements in Hamsun's dream of a return to nature : the resentful disillusionment which wants to fence off nature as its private

[1]) Alfred Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts. München 1933, S. 438.

property, because it has little to expect from the social reality in which it lives, on the one hand ; and on the other, the adoration of the heroic as reflected in the overpowering sweep of the forces of nature. This admiration of power is further enhanced by the glorification of peasant life. The ideal of nature is finally characterized by a biological interpretation of erotic relationships. Brutality and sentimentality interchange abruptly within such an ideology as they do in actual authoritarian character types of the present day.

Hamsun criticizes all important aspects of urban life, exhibiting another form of his anti-rational attitude. However, it is important to notice his relationship to industry : he has contempt for the working class but utters not one critical word against the employers.

His philosophy of life, which minimizes the individual and exalts the powers that be, corresponds to the trends of the time : men are scurrying around like ants, without plan or aim ; most of them are crushed, and this is justified because the forces of life require unconditional obedience and absolute subordination of the individual.

Finally the author presents some characteristic documents about the influence which Hamsun has exerted. In the post-war period socialists and liberals were singing the same paeans of praise for Hamsun as the fascists more recently.

Knut Hamsun.
(Des origines de l'idéologie autoritaire.)

Les trois transformations les plus importantes de la conscience sociale au cours de ces cinquante dernières années, concernent les idées de nature, d'esprit et de vie. Dans le libéralisme, la nature apparaît avant tout comme une réalité que l'homme doit maîtriser pour accroître ses richesses matérielles. Aujourd'hui, dans son apparence immédiate, elle devient un idéal qui doit libérer les hommes des déceptions que leur inflige l'existence collective. Au lieu de la confiance ancienne en l'esprit et en la science, éclate maintenant la haine de l'intellect, qui sans doute offre aux classes privilégiées un instrument affiné de domination, mais n'apporte à la majorité des hommes que des utopies rationalistes sans signification concrète. L'individu, que la philosophie libérale transfigurait en lui attribuant une fonction supérieure, apparaît comme un élément passif d'une totalité toute puissante, la vie.

L'article montre ensuite en Hamsun un représentant typique de cette idéologie post-libérale. Sur tous les points décisifs, sa conception de l'homme et de la nature révèle sa véritable signification : elle traduit dans des catégories nouvelles les aspirations de la bourgeoisie déçue. L'opposition entre son idéal et la société bourgeoise est d'ailleurs tout apparente. La fonction sociale de ses thèmes les plus importants est la préparation d'une humanité soumise, prête à s'incliner sans protester devant l'autorité.

Derrière le rêve de Hamsun d'une existence en accord immédiat avec la nature, on aperçoit le ressentiment petit bourgeois, qui veut faire de la nature sa propriété privée parce qu'il a peu à attendre dans la réalité. On aperçoit aussi le culte de l'héroïque en soi, que symbolise la violence des

phénomènes naturels. Le culte de la force est encore accentué par la transfiguration du paysan. L'idéal d'une vie conforme à la nature est finalement caractérisé par la représentation biologique que se fait Hamsun des rapports érotiques. Constamment, dans cette idéologie, sentimentalisme et brutalité se juxtaposent sans intermédiaire — mélange qui appartient en propre également au type d'homme autoritaire du présent.

L'anti-intellectualisme de Hamsun se manifeste sous forme d'une critique des éléments les plus importants de la civilisation urbaine. En particulier, son jugement sur l'industrie est décisif ; il méprise le prolétariat, sans jamais dire un mot contre les entrepreneurs.

Sa représentation, marquée par l'actualité, du néant de l'individu et du respect qui convient devant les puissances existantes, s'exprime aussi dans une philosophie de la vie. Les hommes grouillent comme des vers, beaucoup sont piétinés ; mais cette destinée est juste, car la puissance de la vie a le droit d'exiger de l'individu obéissance sans réserve et soumission absolue.

A la fin, l'article rassemble quelques témoignages caractéristiques de l'accueil fait à Hamsun. Il en résulte qu'en particulier après la guerre, socialistes et libéraux ont admiré sans critique Hamsun de la même manière que des littérateurs fascistes.

Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker.

Von
Walter Benjamin.

I

Es gibt viele Arten von Sammlern ; zudem sind in jeglichem eine Fülle von Impulsen am Werk. Fuchs ist als Sammler vor allem ein Pionier : der Begründer eines einzig dastehenden Archivs zur Geschichte der Karikatur, der erotischen Kunst und des Sittenbildes. Wichtiger ist aber ein anderer und zwar komplementärer Umstand : als Pionier wurde Fuchs zum Sammler. Nämlich als Pionier der materialistischen Kunstbetrachtung. Was jedoch diesen Materialisten zum Sammler machte, war das mehr oder minder klare Gefühl für eine geschichtliche Lage, in die er sich hineingestellt sah. Es war die Lage des historischen Materialismus selbst.

Sie kommt in einem Briefe zum Ausdruck, den Friedrich Engels an Mehring zur gleichen Zeit richtete, da in einem sozialistischen Redaktionsbureau Fuchs seine ersten publizistischen Siege erfocht. Der Brief stammt vom 14. Juli 1893 und führt unter anderem aus : „Es ist dieser Schein einer selbständigen Geschichte der Staatsverfassungen, der Rechtssysteme, der ideologischen Vorstellungen auf jedem Sondergebiete, der die meisten Leute vor allem blendet. Wenn Luther und Calvin die offizielle katholische Religion, wenn Hegel den Fichte und Kant, Rousseau indirekt mit seinem Contrat Social den konstitutionellen Montesquieu ‚überwindet', so ist das ein Vorgang, der Theologie, der Philosophie, der Staatswissenschaft bleibt, eine Etappe in der Geschichte dieser Denkgebiete darstellt und gar nicht aus dem Denkgebiete herauskommt. Und seitdem die bürgerliche Illusion von der Ewigkeit und Letztinstanzlichkeit der kapitalistischen Produktion dazugekommen ist, gilt ja sogar die Überwindung der Merkantilisten durch die Physiokraten und Adam Smith als ein blosser Sieg des Gedankens, nicht als der Gedankenreflex veränderter ökonomischer Tatsachen, sondern als die endlich errungene richtige Einsicht in stets und überall bestehende tatsächliche Beziehungen."[1])

---

[1]) Zitiert von Gustav Mayer, Friedrich Engels. Bd. II : Friedrich Engels und der Aufstieg der Arbeiterbewegung in Europa. Berlin. S. 450/451.

Engels wendet sich gegen zweierlei : einmal gegen die Gepflogenheit, in der Geistesgeschichte ein neues Dogma als ‚Entwicklung' eines früheren, eine neue Dichterschule als ‚Reaktion' auf eine vorangegangene, einen neuen Stil als ‚Überwindung' eines älteren darzustellen ; er wendet sich aber offenbar implizit zugleich gegen den Brauch, solche neuen Gebilde losgelöst von ihrer Wirkung auf die Menschen und deren sowohl geistigen wie ökonomischen Produktionsprozess darzustellen. Damit ist die Geisteswissenschaft als Geschichte der Staatsverfassungen oder der Naturwissenschaften, der Religion oder der Kunst zerschlagen. Aber die Sprengkraft dieses Gedankens, den Engels ein halbes Jahrhundert mit sich getragen hat[1]), reicht tiefer. Sie stellt die Geschlossenheit der Gebiete und ihrer Gebilde in Frage. So, was die Kunst betrifft, deren eigene und die der Werke, welche ihr Begriff zu umfassen beansprucht. Diese Werke integrieren für den, der sich als historischer Dialektiker mit ihnen befasst, ihre Vor- wie ihre Nachgeschichte — eine Nachgeschichte, kraft deren auch ihre Vorgeschichte als in ständigem Wandel begriffen erkennbar wird. Sie lehren ihn, wie ihre Funktion ihren Schöpfer zu überdauern, seine Intentionen hinter sich zu lassen vermag ; wie die Aufnahme durch seine Zeitgenossen ein Bestandteil der Wirkung ist, die das Kunstwerk heute auf uns selber hat, und wie die letztere auf der Begegnung nicht allein mit ihm, sondern mit der Geschichte beruht, die es bis auf unsere Tage hat kommen lassen. Goethe hat dies, verschleiernd wie oft, bedeutet, als er im Gespräch über Shakespeare zu dem Kanzler von Müller äusserte : „Alles, was eine grosse Wirkung getan hat, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden". Kein Wort ist gemässer, die Beunruhigung hervorzurufen, die den Anfang jeder Geschichtsbetrachtung macht, welche das Recht hat, dialektisch genannt zu werden. Beunruhigung über die Zumutung an den Forschenden, die gelassene, kontemplative Haltung dem Gegenstand gegenüber aufzugeben, um der kritischen Konstellation sich bewusst zu werden, in der gerade dieses Fragment der Vergangenheit mit gerade dieser Gegenwart sich befindet. „Die Wahrheit wird uns nicht davon laufen" — dieses Wort, das bei Gottfried Keller steht, bezeichnet im Geschichtsbild des Historismus genau die Stelle, an welcher es vom historischen Materialismus durchschlagen wird. Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, welche sich nicht als in ihm gemeint erkannte.

---

[1]) Er taucht in den ersten Feuerbachstudien auf und finden dabei durch Marx diese Prägung : „Es gibt keine Geschichte der Politik, des Rechts, der Wissenschaft..., der Kunst, der Religion" (Marx-Engels-Archiv, Bd. I. Frankfurt am Main. S. 301).

Je besser man die Sätze von Engels bedenkt, desto klarer wird, dass jede dialektische Darstellung der Geschichte erkauft wird durch den Verzicht auf eine Beschaulichkeit, die für den Historismus bezeichnend ist. Der historische Materialist muss das epische Element der Geschichte preisgeben. Sie wird ihm Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die leere Zeit, sondern die bestimmte Epoche, das bestimmte Leben, das bestimmte Werk bildet. Er sprengt die Epoche aus der dinghaften ‚geschichtlichen Kontinuität' heraus, so auch das Leben aus der Epoche, so das Werk aus dem Lebenswerk. Doch der Ertrag dieser Konstruktion ist der, dass im Werke das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der Geschichtsverlauf aufbewahrt und aufgehoben ist.[1])

Der Historismus stellt das ewige Bild der Vergangenheit dar; der historische Materialismus eine jeweilige Erfahrung mit ihr, die einzig dasteht. Der Entsatz des epischen Moments durch das konstruktive erweist sich als Bedingung dieser Erfahrung. In ihr werden die gewaltigen Kräfte frei, die im ‚Es-war-einmal' des Historismus gebunden liegen. Die Erfahrung mit der Geschichte ins Werk zu setzen, die für jede Gegenwart eine ursprüngliche ist — das ist die Aufgabe des historischen Materialismus. Er wendet sich an ein Bewusstsein der Gegenwart, welches das Kontinuum der Geschichte aufsprengt.

Geschichtliches Verstehen fasst der historische Materialismus als ein Nachleben des Verstandenen auf, dessen Pulse bis in die Gegenwart spürbar sind. Dieses Verstehen hat bei Fuchs seine Stelle; jedoch keine unangefochtene. Eine alte, dogmatische und naive Vorstellung von der Rezeption steht bei ihm neben ihrer neuen und kritischen. Die erste resümiert sich in der Behauptung, massgebend für unsere Rezeption eines Werkes müsse die Rezeption sein, welche es bei seinen Zeitgenossen gefunden habe. Es ist die genaue Analogie zu Rankes „wie es denn wirklich gewesen sei", auf die es „doch einzig und allein" ankomme.[2]) Daneben aber steht unvermittelt die dialektische und den weitesten Horizont eröffnende Einsicht in die Bedeutung einer Geschichte der Rezeption. Fuchs bemängelt, dass in der Kunstgeschichte die Frage nach dem Erfolg ausser acht bleibe. „Diese Unterlassung ist...

---

[1]) Es ist die dialektische Konstruktion, die das in der geschichtlichen Erfahrung ursprünglich uns Betreffende gegen die zusammengestoppelten Befunde des Tatsächlichen abhebt. „Im nackten offenkundigen Bestand des Faktischen gibt das Ursprüngliche sich niemals zu erkennen, und einzig einer Doppeleinsicht steht seine Rhythmik offen. Sie ... betrifft dessen Vor- und Nachgeschichte." (Walter Benjamin, Ursprung des Deutschen Trauerspiels. Berlin 1928, S. 32).

[2]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 70.

ein Defizit unserer gesamten... Kunstbetrachtung. Und doch dünkt mich die Aufdeckung der wirklichen Ursachen für den grösseren oder geringeren Erfolg eines Künstlers, für die Dauer seines Erfolges und ebensosehr für das Gegenteil eines der wichtigsten Probleme, die sich... an die Kunst knüpfen."[1]) Nicht anders hatte Mehring die Sache verstanden, dessen „Lessing-Legende" die Rezeption des Dichters, so wie sie sich bei Heine und bei Gervinus, bei Stahr und bei Danzel, schliesslich bei Erich Schmidt vollzogen hatte, zum Ausgangspunkt ihrer Analysen macht. Und nicht umsonst tauchte wenig später die, wenn nicht methodisch so doch ihrem Inhalt nach, schätzbare Untersuchung „Zur Genesis des Ruhmes" von Julian Hirsch auf. Es ist die gleiche Frage, die Fuchs visiert hat. Ihre Lösung gibt ein Kriterium für den Standard des historischen Materialismus ab. Dieser Umstand aber berechtigt nicht, den anderen : dass sie noch aussteht, zu unterschlagen. Vielmehr ist rücksichtslos einzuräumen, dass es nur in vereinzelten Fällen gelungen ist, den geschichtlichen Gehalt eines Kunstwerks so zu erfassen, dass es als Kunstwerk für uns transparenter wurde. Alles Werben um ein Kunstwerk muss eitel bleiben, wo nicht sein nüchterner geschichtlicher Gehalt vom dialektischen Erkennen betroffen wird. Das ist nur die erste der Wahrheiten, an denen das Werk des Sammlers Eduard Fuchs sich orientiert. Seine Sammlungen sind die Antwort des Praktikers auf die Aporien der Theorie.

II

Fuchs ist im Jahre 1870 geboren. Er war von Hause aus nicht zum Gelehrten bestimmt worden. Und bei aller Gelehrsamkeit, zu der er im späteren Leben gekommen ist, hat er nie den Gelehrtentyp angenommen. Seine Wirksamkeit ist stets über die Ränder hinausgeschossen, die das Blickfeld des Forschers umgrenzen. So ist es um seine Leistung als Sammler bestellt, so um seine Aktivität als Politiker. Mitte der achtziger Jahre ist Fuchs ins Erwerbsleben eingetreten. Es war unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes. Die Lehrstelle führte Fuchs mit politisch interessierten Proletariern zusammen, und bald war er durch sie in den heute idyllisch anmutenden Kampf der damaligen Illegalen hineinbezogen. Diese Lehrjahre endeten 1887. Einige Jahre darauf forderte das bayrische Organ der Sozialdemokraten, die „Münchener Post", den jungen Buchhalter Fuchs von einer Stuttgarter Druckerei an; es glaubte, in ihm den Mann gefunden zu haben, der die administrativen Män-

[1]) Gavarni, S. 13.

gel beheben könne, die sich bei dem Blatte ergeben hatten. Fuchs ging nach München, um dort neben Richard Calver zu arbeiten.

Im Hause der „Münchener Post" erschien ein politisches Witzblatt der Sozialisten, der „Süddeutsche Postillon". Ein Zufall gab, dass Fuchs aushilfsweise den Umbruch einer Nummer des „Postillon" in die Hand nehmen, und ein weiterer, dass er Lücken mit einigen eigenen Beiträgen füllen musste. Der Erfolg dieser Nummer war ungewöhnlich. Im gleichen Jahre erschien sodann, bunt bebildert — die farbig illustrierte Presse stand eben in ihren Anfängen, — von Fuchs zusammengestellt, die Mainummer dieses Blattes. Sechzigtausend Exemplare wurden verkauft gegen zweieinhalbtausend im Jahresdurchschnitt. Damit war Fuchs Redakteur einer Zeitschrift geworden, die der politischen Satire gewidmet war. Er wandte sich zugleich der Geschichte seines Tätigkeitsfeldes zu, und es entstanden so, neben der Tagesarbeit, die illustrierten Studien über das Jahr 1848 in der Karikatur und über die Staatsaffäre der Lola Montez. Das waren, im Gegensatz zu den von lebenden Zeichnern illustrierten Historienbüchern (z. B. den von Jentsch bebilderten volkstümlichen Revolutionsbüchern von Wilhelm Blos), die ersten durch dokumentarische Bilder illustrierten Geschichtswerke. Auf Hardens Aufforderung zeigte Fuchs das zweite dieser Werke selbst in der „Zukunft" an, nicht ohne zu bemerken, dass es nur einen Ausschnitt aus dem umfassenden Werk darstelle, das er der Karikatur der europäischen Völker zu widmen vorhabe. Ein Gefängnisaufenthalt von zehn Monaten, den eine Majestätsbeleidigung durch die Presse ihm eintrug, kam den Studien zu diesem Werk zugute. Dass die Idee glücklich sei, erschien einleuchtend. Ein gewisser Hans Kraemer, der sich in der Herstellung illustrierter Hausbücher bereits einige Erfahrung gesichert hatte, trat an Fuchs mit der Nachricht heran, er habe die Geschichte der Karikatur schon in Arbeit ; er schlug vor, seine Studien einem gemeinschaftlichen Werk zuzuführen. Seine Beiträge liessen jedoch auf sich warten. Und bald ergab sich, dass die gesamte sehr beträchtliche Arbeitsleistung Fuchs allein zu bewältigen blieb. Der Name des präsumptiven Mitarbeiters, der noch auf dem Titel der ersten Auflage des Karikaturenwerks zu finden war, ist in der zweiten fortgefallen. Fuchs aber hatte von seiner Arbeitskraft wie auch von seiner Materialbeherrschung die erste überzeugende Probe abgelegt. Die lange Reihe der Hauptwerke war eröffnet.[1])

---

[1]) Hauptwerke (bei Albert Langen in München) :
Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I : Renais-

Die Anfänge von Fuchs fallen in die Epoche, da, wie es in der „Neuen Zeit" einmal heisst, „der Stamm der sozialdemokratischen Partei allerorten im organischen Wachstum Ring um Ring" ansetzte.[1]) Damit machten sich neue Aufgaben in der Bildungsarbeit der Partei geltend. Je grössere Arbeitermassen ihr zuströmten, desto weniger konnte sie sich mit deren bloss politischer und naturwissenschaftlicher Aufklärung, mit einer Vulgarisierung der Mehrwert- und Deszendenztheorie begnügen. Sie musste ihr Augenmerk darauf richten, auch den historischen Bildungsstoff in ihr Vortragswesen und in das Feuilleton der Parteipresse einzubeziehen. Auf diese Weise stellte sich das Problem der „Popularisierung der Wissenschaft" in seiner ganzen Breite. Es ist nicht gelöst worden. Man konnte auch der Lösung nicht näherkommen, solange man sich das Objekt dieser Bildungsarbeit als ‚Publikum' statt als Klasse dachte.[2]) Wäre die Klasse visiert worden, so hätte die Bildungsarbeit der Partei niemals die enge Fühlung mit den wissenschaftlichen Aufgaben des historischen Materialismus verlieren können. Der historische Stoff wäre, umgepflügt von der marxistischen Dialektik, ein Boden geworden, in dem der Same, den die Gegenwart in ihn warf, hätte aufgehen können. Das geschah nicht. Der Parole „Arbeit und Bildung", unter der die staatsfrommen Vereine von Schultze-Delitzsch die Arbeiterbildung betrieben hatten, stellte die Sozialdemokratie die Parole „Wissen ist Macht" entgegen. Aber sie durchschaute nicht deren Doppel-

---

sance, Bd. II : Die galante Zeit, Bd. III : Das bürgerliche Zeitalter. Dazu Ergänzungsbände I-III (zitiert „Sittengeschichte").

Geschichte der erotischen Kunst. Bd. I : Das zeitgeschichtliche Problem, Bd. II : Das individuelle Problem, Erster Teil ; Bd. III : Das individuelle Problem, Zweiter Teil (zitiert „Erotische Kunst").

Die Karikatur der europäischen Völker. Bd. I : Vom Altertum bis zum Jahre 1848, Bd. II : Vom Jahre 1848 bis zum Vorabend des Weltkrieges (zitiert „Karikatur").

Honoré Daumier, Holzschnitte und Lithographien. Bd. I : Holzschnitte, Bd. II-IV : Lithographien (zitiert „Daumier").

Der Maler Daumier (zitiert ebenso).

Gavarni (zitiert ebenso).

Die grossen Meister der Erotik (zitiert ebenso).

Tang-Plastik Chinesische Grab-Keramik des 7.-10. Jahrhunderts (zitiert ebenso).

Dachreiter und verwandte chinesische Keramik des 15.-18. Jahrhunderts (zitiert ebenso). Fuchs hat ausserdem der Frau, den Juden und dem Weltkrieg als Sujets der Karikatur Sonderwerke gewidmet.

[1]) A. Max, Zur Frage der Organisation des Proletariats der Intelligenz. In : Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 645.

[2]) Nietzsche schrieb, und zwar schon 1874 : „Als letztes... ergiebt sich das allgemein beliebte ‚Popularisieren'... in der Wissenschaft, das heisst das berüchtigte Zuschneiden des Rockes der Wissenschaft auf den Leib des ‚gemischten Publikums' : um uns hier einmal für eine schneidermässige Tätigkeit eines schneidermässigen Deutschen (sic !) zu befleissigen" (Friedrich Nietzsche, Unzeitgemässe Betrachtungen, Bd. I. Leipzig 1893, S. 168 — „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben").

sinn. Sie meinte, das gleiche Wissen, das die Herrschaft der Bourgeoisie über das Proletariat befestige, werde das Proletariat befähigen, von dieser Herrschaft sich zu befreien. In Wirklichkeit war ein Wissen, das ohne Zugang zur Praxis war und das das Proletariat als Klasse über seine Lage nichts lehren konnte, ungefährlich für dessen Unterdrücker. Das galt von dem geisteswissenschaftlichen ganz besonders. Es lag weit von der Ökonomik ab; es blieb von deren Umwälzung unberührt. Man begnügte sich, in seiner Behandlung ‚anzuregen', ‚Abwechslung zu bieten', ‚zu interessieren'. Man lockerte die Geschichte auf und erhielt die ‚Kulturgeschichte'. Hier hat das Werk von Fuchs seinen Ort: in der Reaktion auf diese Sachlage hat es seine Grösse, in der Teilhabe an ihr seine Problematik. Die Ausrichtung auf die Lesermassen hat sich Fuchs von Anfang an zum Prinzip gemacht.[1])

Nur wenige haben damals erkannt, wieviel von der materialistischen Bildungsarbeit in Wahrheit abhing. Es sind die Hoffnungen und noch mehr die Befürchtungen dieser wenigen, die in einer Debatte zum Ausdruck kommen, deren Spuren sich in der „Neuen Zeit" finden. Die wichtigste unter ihnen ist ein Aufsatz von Korn, betitelt „Proletariat und Klassik". Er befasst sich mit dem Begriff des Erbes, der auch heute wieder seine Bedeutung hat. Lassalle sah im deutschen Idealismus, sagt Korn, ein Erbe, das die Arbeiterklasse antrat. Anders als Lassalle aber fassten Marx und Engels die Sache auf. „Nicht... als ein Erbe leiteten sie den sozialen Vorrang der Arbeiterklasse her, sondern aus ihrer ausschlaggebenden Stellung im Produktionsprozess. Wie braucht auch von Besitz, und sei es von geistigem Besitz,... geredet zu werden bei einem Klassenparvenu, wie das moderne Proletariat, das jeden Tag und jede Stunde durch... seine den gesamten Kulturapparat immer aufs neue reproduzierende Arbeit sein ‚Recht' dartut... So ist für Marx und Engels das Prunkstück des Lassalleschen Bildungsideals, die spekulative Philosophie, kein Tabernakel ... und immer stärker haben sich beide ... zur Naturwissenschaft hingezogen gefühlt..., die in der Tat für eine Klasse, deren Idee in ihrem Funktionieren besteht, ebenso die Wissenschaft schlechtweg heissen darf, wie für die herrschende und besitzende Klasse alles Historische die gegebene Form ihrer Ideologie ausmacht... Tatsächlich vertritt die Historik für das Bewusstsein ebenso die Besitzkategorie, wie im Ökonomischen das Kapital die Herrschaft über vergangene Arbeit bedeutet."[2])

---

[1]) „Der Kulturgeschichtsschreiber, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, muss stets für die Massen schreiben" (Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, Vorwort).

[2]) C. Korn, Proletariat und Klassik. In: Die Neue Zeit. XXVI. Stuttgart 1908, II, S. 414-417.

Diese Kritik des Historismus hat ihr Gewicht. Ihr Hinweis auf die Naturwissenschaft jedoch — „die Wissenschaft schlechtweg" — gibt den Blick auf die gefährliche Problematik der Bildungsfrage erst gänzlich frei. Das Prestige der Naturwissenschaften hatte seit Bebel die Debatte beherrscht. Sein Hauptwerk, „Die Frau und der Sozialismus", hat in den dreissig Jahren, die zwischen seinem Erscheinen und dem der Arbeit von Korn vergingen, eine Auflage von 200.000 Exemplaren erreicht. Die Einschätzung der Naturwissenschaften bei Bebel beruht nicht allein auf der rechnerischen Genauigkeit ihrer Ergebnisse, sondern vor allem auf ihrer praktischen Anwendbarkeit.[1]) Ähnlich fungieren sie später bei Engels, wenn er den Phänomenalismus von Kant durch den Hinweis auf die Technik zu widerlegen meint, die ja doch durch ihre Erfolge zeige, dass wir die „Dinge an sich" erkennen. Die Naturwissenschaft, die bei Korn als die Wissenschaft schlechtweg auftritt, tut dies also vor allem als Fundament der Technik. Die Technik aber ist offenbar kein rein naturwissenschaftlicher Tatbestand. Sie ist zugleich ein geschichtlicher. Als solcher zwingt sie, die positivistische, undialektische Trennung zu überprüfen, die man zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu etablieren suchte. Die Fragen, die die Menschheit der Natur vorlegt, sind vom Stande ihrer Produktion mitbedingt. Das ist der Punkt, an dem der Positivismus scheitert. Er konnte in der Entwicklung der Technik nur die Fortschritte der Naturwissenschaft, nicht die Rückschritte der Gesellschaft erkennen. Dass diese Entwicklung durch den Kapitalismus entscheidend mitbedingt wurde, übersah er. Und ebenso entging den Positivisten unter den sozialdemokratischen Theoretikern, dass diese Entwicklung den immer dringlicher sich erweisenden Akt, mit dem das Proletariat sich in den Besitz dieser Technik bringen sollte, zu einem immer prekäreren werden liess. Die destruktive Seite dieser Entwicklung verkannten sie, weil sie der destruktiven Seite der Dialektik entfremdet waren.

Eine Prognose war fällig, und sie blieb aus. Das besiegelte einen Verlauf, der für das vergangene Jahrhundert kennzeichnend ist: nämlich die verunglückte Rezeption der Technik. Sie besteht in einer Folge schwungvoller, immer erneuter Anläufe, die samt und sonders den Umstand zu überspringen suchen, dass dieser Gesellschaft die Technik nur zur Erzeugung von Waren dient. Die Saint-Simonisten mit ihrer Industrie-Dichtung stehen am Anfang; es folgt der Realismus eines Du Camp, der in der Lokomo-

[1]) Vgl. August Bebel, Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart 1891, S. 177/79 und S. 333/36 über die Umwälzung der Hauswirtschaft durch die Technik, S. 200/201 über die Frau als Erfinderin.

tive die Heilige der Zukunft sieht ; den Beschluss macht ein Ludwig Pfau : „Es ist ganz unnötig", schrieb er, „ein Engel zu werden, und die Lokomotive ist mehr wert als das schönste Paar Flügel."[1]) Dieser Blick auf die Technik fiel aus der „Gartenlaube". Und man mag sich aus solchem Anlass fragen, ob die „Gemütlichkeit", deren sich das Bürgertum des Jahrhunderts freute, nicht aus dem dumpfen Behagen stammt, niemals erfahren zu müssen, wie sich die Produktivkräfte unter seinen Händen entwickeln mussten. Diese Erfahrung blieb denn auch wirklich dem Jahrhundert, das folgte, vorbehalten. Es erlebt, wie die Schnelligkeit der Verkehrswerkzeuge, wie die Kapazität der Apparaturen, mit denen man Wort und Schrift vervielfältigt, die Bedürfnisse überflügelt. Die Energien, die die Technik jenseits dieser Schwelle entwickelt, sind zerstörende. Sie fördern in erster Linie die Technik des Kriegs und die seiner publizistischen Vorbereitung. Von dieser Entwicklung, die durchaus eine klassenbedingte gewesen ist, darf man sagen, dass sie sich im Rücken des vorigen Jahrhunderts vollzogen hat. Ihm sind die zerstörenden Energien der Technik noch nicht bewusst gewesen. Das gilt zumal von der Sozialdemokratie der Jahrhundertwende. Wenn sie den Illusionen des Positivismus an dieser oder jener Stelle entgegentrat, so blieb sie im ganzen in ihnen befangen. Die Vergangenheit erschien ihr ein für allemal in die Scheuern der Gegenwart eingebracht ; mochte die Zukunft Arbeit in Aussicht stellen, so doch die Gewissheit des Erntesegens.

III

In dieser Epoche hat sich Eduard Fuchs gebildet, und entscheidende Züge seines Werkes entstammen ihr. Es nimmt, um das formelhaft auszusprechen, an der Problematik teil, die von der Kulturgeschichte untrennbar ist. Diese Problematik verweist auf den zitierten Engelsschen Text zurück. Man könnte glauben, den locus classicus in ihm zu haben, der den historischen Materialismus als Geschichte der Kultur definiert. Muss nicht das der wahre Sinn dieser Stelle sein ? Muss nicht das Studium der einzelnen Disziplinen, denen der Schein ihrer Geschlossenheit nun genommen ist, in dem der Kulturgeschichte als demjenigen des Inventars zusammenfliessen, das die Menschheit sich bis heute gesichert hat ? In Wahrheit würde der dergestalt Fragende an die Stelle der vielen und problematischen Einheiten, die die Geistesgeschichte (als

[1]) Zitiert von D. Bach, John Ruskin. In : Die Neue Zeit. XVIII. Stuttgart 1900, I, S. 728.

Geschichte der Literatur und Kunst, des Rechts oder der Religion) umfasst, nur eine neue, problematischste setzen. Die Abgehobenheit, in der die Kulturgeschichte ihre Inhalte präsentiert, ist für den historischen Materialisten eine scheinhafte und von einem falschen Bewusstsein gestiftete.[1]) Er steht ihr zurückhaltend gegenüber. Berechtigen zu solcher Zurückhaltung würde ihn die blosse Inspektion des Gewesenen selbst : was er an Kunst und an Wissenschaft überblickt, ist samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen betrachten kann. Es dankt sein Dasein nicht nur der Mühe der grossen Genien, die es geschaffen haben, sondern in mehr oder minderem Grade auch der namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen. Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Dem Grundsätzlichen dieses Tatbestandes ist noch keine Kulturgeschichte gerecht geworden, und sie kann das auch schwerlich hoffen.

Dennoch liegt nicht hier das Entscheidende. Ist der Begriff der Kultur für den historischen Materialismus ein problematischer, so ist ihr Zerfall in Güter, die der Menschheit ein Objekt des Besitzes würden, ihm eine unvollziehbare Vorstellung. Das Werk der Vergangenheit ist ihm nicht abgeschlossen. Keiner Epoche sieht er es dinghaft, handlich in den Schoss fallen, und an keinem Teil. Als ein Inbegriff von Gebilden, die unabhängig, wenn nicht von dem Produktionsprozess, in dem sie entstanden, so doch von dem, in welchem sie überdauern, betrachtet werden, trägt der Begriff der Kultur ihm einen fetischistischen Zug. Sie erscheint verdinglicht. Ihre Geschichte wäre nichts als der Bodensatz, den die durch keinerlei echte, d. i. politische Erfahrung im Bewusstsein der Menschen aufgestöberten Denkwürdigkeiten gebildet haben.

Im übrigen kann man nicht ausser acht lassen, dass noch keine Geschichtsdarstellung, die auf kulturhistorischer Grundlage unternommen wurde, dieser Problematik entronnen ist. Sie ist hand-

---

[1]) Charakteristischen Ausdruck hat dieses scheinhafte Moment in Alfred Webers Begrüssungsansprache auf dem deutschen Soziologentage von 1912 gefunden. „Erst wenn das Leben von seinen Notwendigkeiten und Nützlichkeiten zu einem über diesen stehenden Gebilde geworden ist, erst dann gibt es Kultur." In diesem Kulturbegriff schlummerten Keime der Barbarei, die sich inzwischen entfaltet haben. Kultur erscheint als etwas „für die Fortexistenz des Lebens Überflüssiges, was wir doch gerade als... dasjenige, wofür es da ist, fühlen." Kurz, die Kultur existiert nach Art eines Kunstwerks, „das vielleicht ganze Lebensformen und Lebensgrundsätze in Verwirrung bringt, das zersetzend und zerbrechend wirken kann, und dessen Existenz wir doch als höher fühlen als alles Gesunde und Lebendige, was dadurch zerstört wird." Fünfundzwanzig Jahre nachdem das gesagt wurde, haben Kulturstaaten es als ihre Ehre in Anspruch genommen, solchen Kunstwerken zu gleichen, solche zu sein (Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages. Schriften der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Erste Serie, Zweiter Band. Tübingen 1913, S. 11/12. Alfred Weber, Der soziologische Kulturbegriff).

greiflich in der gross angelegten „Deutschen Geschichte“ von Lamprecht, welche die Kritik der „Neuen Zeit“ aus begreiflichen Gründen mehr als einmal beschäftigt hat. „Lamprecht“, schreibt Mehring, „ist bekanntlich unter den bürgerlichen Historikern derjenige, der sich am meisten dem historischen Materialismus genähert hat.“ Jedoch „Lamprecht ist auf halbem Weg stehen geblieben... Jeder Begriff einer historischen Methode hört... auf, wenn Lamprecht die ökonomische und kulturelle Entwicklung nach einer bestimmten Methode behandeln will, die politische Entwicklung derselben Zeit aber aus einigen anderen Historikern kompiliert.“[1]) Gewiss ist die Darstellung der Kulturgeschichte auf Basis der pragmatischen Historie ein Widersinn. Tiefer liegt aber der Widersinn einer dialektischen Kulturgeschichte an sich, da das Kontinuum der Geschichte, von der Dialektik gesprengt, an keinem Teil eine weitere Streuung erleidet, als an dem, welchen man Kultur nennt.

Kurz, nur scheinbar stellt die Kulturgeschichte einen Vorstoss der Einsicht dar, nicht einmal scheinbar einen der Dialektik. Denn es fehlt ihr das destruktive Moment, das das dialektische Denken wie die Erfahrung des Dialektikers als authentische sicherstellt. Sie vermehrt wohl die Last der Schätze, die sich auf dem Rücken der Menschheit häufen. Aber sie gibt ihr die Kraft nicht, diese abzuschütteln, um sie dergestalt in die Hand zu bekommen. Das gleiche gilt von der sozialistischen Bildungsarbeit um die Jahrhundertwende, welche die Kulturgeschichte zum Leitstern hatte.

IV

Der geschichtliche Umriss des Werkes von Fuchs profiliert sich vor diesem Hintergrund. Wo es Bestand und Dauer hat, da ist es einer geistigen Konstellation abgerungen, wie sie widriger selten erschienen ist. Und hier ist es der Sammler Fuchs, der den Theoretiker vieles erfassen lehrte, wozu seine Zeit ihm den Zugang sperrte. Es war der Sammler, der auf Grenzgebiete geriet — das Zerrbild, die pornographische Darstellung —, an denen eine Reihe Schablonen aus der überkommenen Kunstgeschichte früher oder später zuschanden werden. Es ist zunächst zu bemerken, dass Fuchs mit der klassizistischen Kunstauffassung, deren Spur auch bei Marx noch erkennbar ist, auf der ganzen Linie gebrochen hat. Die Begriffe, in denen das Bürgertum diese Kunstauf-

---

[1]) F. Mehring, Akademisches. In : Die Neue Zeit. XVI. Stuttgart 1898, I. S. 195-196.

fassung entwickelt hatte, sind bei Fuchs nicht mehr im Spiele : nicht der schöne Schein, nicht die Harmonie, nicht die Einheit des Mannigfaltigen. Und die gleiche robuste Selbstbehauptung des Sammlers, die den Autor den klassizistischen Theorien entfremdet hat, macht sich bisweilen, drastisch und brüsk, der Antike selbst gegenüber geltend. Im Jahre 1908 prophezeit er, gestützt auf das Werk der Rodin und Slevogt, eine neue Schönheit, „die in ihren schliesslichen Resultaten noch unendlich grösser zu werden verspricht als die Antike. Denn wo diese nur höchste animalische Form war, wird die neue Schönheit ausgefüllt sein mit einem grandiosen geistig-seelischen Inhalt."[1])

Kurz, die Wertordnung, die bei Winckelmann oder Goethe einst die Kunstbetrachtung bestimmte, hat bei Fuchs jeden Einfluss verloren. Freilich wäre es irrig, darum zu meinen, dass so die idealistische Kunstbetrachtung selber aus den Angeln gehoben sei. Das kann früher der Fall nicht sein als die disiecta membra, welche der Idealismus als „geschichtliche Darstellung" einerseits und als „Würdigung" andererseits in der Hand hält, eines geworden und als solche überholt worden sind. Das zu leisten, bleibt einer Geschichtswissenschaft vorbehalten, deren Gegenstand nicht von einem Knäuel purer Tatsächlichkeiten, sondern von der gezählten Gruppe von Fäden gebildet wird, die den Einschuss einer Vergangenheit in die Textur der Gegenwart darstellen. (Man würde fehlgehen, diesen Einschuss mit dem blossen Kausalnexus gleichzusetzen. Er ist vielmehr ein durchaus dialektischer, und jahrhundertelang können Fäden verloren gewesen sein, die der aktuale Geschichtsverlauf sprunghaft und unscheinbar wieder aufgreift.) Der geschichtliche Gegenstand, der der puren Faktizität enthoben ist, bedarf keiner „Würdigung". Denn er bietet nicht vage Analogien zur Aktualität, sondern konstituiert sich in der präzisen dialektischen Aufgabe, die ihr zu lösen obliegt. Darauf ist es in der Tat abgesehen. Wenn an nichts anderem, so wäre dies an dem pathetischen Zuge fühlbar, der den Text oft dem

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 125. — Die stete Bezugnahme auf die zeitgenössische Kunst gehört zu den wichtigsten Impulsen des Sammlers Fuchs. Auch sie kommt ihm teilweise von den grossen Schöpfungen der Vergangenheit. Seine unvergleichliche Kenntnis der älteren Karikatur erschliesst Fuchs früh die Arbeiten eines Toulouse-Lautrec, eines Heartfield und eines George Grosz. Seine Passion für Daumier führt ihn zu Slevogts Werk, dessen Don Quichote-Konzeption ihm als die einzige vor Augen schwebt, die sich neben Daumier halten kann. Seine Studien über Keramik geben ihm alle Autorität, einen Emil Pottner zu fördern. Sein Leben lang hat Fuchs mit bildenden Künstlern in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Es ist daher nicht verwunderlich, dass seine Art, Kunstwerke anzusprechen, oft mehr die des Künstlers als des Historikers ist.

Vortrag nähert. Doch ist andererseits daran kenntlich, dass nicht weniges in der Absicht und im Anlauf befangen blieb. Das grundsätzlich Neue der Intention kommt zu ungebrochenem Ausdruck vor allem da, wo ihr der stoffliche Vorwurf entgegenkommt. Das geschieht in der Deutung des Ikonographischen, in der Betrachtung der Massenkunst, in dem Studium der Reproduktionstechnik. Diese Teile des Fuchsschen Werkes sind bahnbrechend. Sie sind Bestandteile einer jeden künftigen materialistischen Betrachtung von Kunstwerken.

Den drei genannten Motiven ist eines gemeinsam : sie enthalten eine Anweisung auf Erkenntnisse, die sich an der hergebrachten Kunstauffassung nicht anders erweisen können als destruktiv. Die Befassung mit der Reproduktionstechnik erschliesst, wie kaum eine andere Forschungsrichtung, die entscheidende Bedeutung der Rezeption ; sie gestattet damit, den Prozess der Verdinglichung, der am Kunstwerk statthat, in gewissen Grenzen zu korrigieren. Die Betrachtung der Massenkunst führt zur Revision des Geniebegriffs ; sie legt nahe, über der Inspiration, die am Werden des Kunstwerks teilhat, die Faktur nicht zu übersehen, die allein ihr gestattet, fruchtbar zu werden. Endlich erweist sich die ikonographische Auslegung nicht allein unentbehrlich für das Studium der Rezeption und der Massenkunst ; sie verwehrt vor allem die Übergriffe, zu denen jeder Formalismus alsbald verführt.[1])

Fuchs hat sich mit dem Formalismus befassen müssen. Wölfflins Lehre war im Aufstieg zur gleichen Zeit als Fuchs die Fundamente seines Werks gründete. In seinem „Individuellen Problem“ knüpft er an einen Grundsatz aus der „Klassischen Kunst“ Wölfflins an. Dieser Grundsatz lautet : „So sind Quattrocento und Cinquecento als Stilbegriffe mit einer stofflichen Charakteristik nicht zu erledigen. Das Phänomen... weist auf eine Entwicklung des künstlerischen Sehens, die von einer besonderen Gesinnung und von einem besonderen Schönheitsideal im wesentlichen unabhängig ist.“[2]) Gewiss kann diese Formulierung dem historischen Materialisten Anstoss bieten. Aber sie enthält doch auch Förderliches ; denn gerade er ist nicht so sehr daran interessiert, die Veränderung des künstlerischen Sehens auf ein gewandeltes Schönheitsideal als auf elementarere Prozesse zurückzuführen — Prozesse, wie sie durch ökonomische und technische Wandlungen in der Produktion

---

[1]) Der Meister ikonographischer Interpretation dürfte Emile Mâle sein. Seine Untersuchungen beschränken sich auf die Plastik der französischen Kathedralen des 12. bis 15. Jahrhunderts und überschneiden sich demnach nicht mit denen von Fuchs.

[2]) Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst. München 1899, S. 275.

angebahnt werden. Was den gegebenen Fall betrifft, so würde der schwerlich leer ausgehen, der sich mit der Frage befassen wollte, welche wirtschaftlich bedingten Veränderungen im Wohnbau die Renaissance mit sich brachte und welche Rolle die Renaissancemalerei als Prospekt der neuen Architektur und als Illustration des durch sie ermöglichten Auftretens denn gespielt habe.[1]) Freilich streift Wölfflin diese Frage nur flüchtig. Wenn aber Fuchs gegen ihn geltend macht : „Gerade diese formalen Momente... sind es, die sich nirgends anders her erklären lassen als aus der veränderten Stimmung der Zeit"[2]), so weist das doch in erster Linie auf die erwähnte Bedenklichkeit von kulturhistorischen Kategorien hin.

Es ergibt sich an mehr als einer Stelle, dass Polemik, auch Diskussion, auf dem Wege des Schriftstellers Fuchs nicht liegt. Die eristische Dialektik, die nach Hegels Definition „in die Kraft des Gegners eingeht, um ihn von innen her zu vernichten", ist, so streitbar Fuchs erscheint, in seinem Arsenal nicht zu finden. Bei den Forschern, die auf Marx und Engels folgten, liess die destruktive Kraft des Gedankens nach, der nun nicht mehr das Jahrhundert in die Schranken zu fordern wagte. Schon bei Mehring hat sich ihr Tonus in der Fülle der Scharmützel herabgestimmt. Immerhin leistete er mit der „Lessing-Legende" Erhebliches. Er zeigte, welcher Heerbann politischer, aber auch wissenschaftlicher und theoretischer Energien in den grossen Werken der Klassik aufgebracht worden war. Er bekräftigte so seine Abneigung gegen den belletristischen Schlendrian seiner Zeitgenossen. Er kam zu der männlichen Erkenntnis, die Kunst habe ihre Wiedergeburt erst von dem ökonomisch-politischen Siege des Proletariats zu erwarten. Und zu der unbestechlichen : „In seinen Befreiungskampf vermag sie nicht tief einzugreifen."[3]) Die Entwicklung der Kunst hat ihm Recht gegeben. Seine Erkenntnisse verwiesen

---

[1]) Die ältere Tafelmalerei gab dem Menschen als Quartier nicht mehr als ein Schilderhäuschen. Die Maler der Frührenaissance haben zum ersten Mal Innenräume ins Bild gesetzt, in denen die dargestellten Figuren Spielraum haben. Das machte die Erfindung der Perspektive durch Uccello den Zeitgenossen und ihm selber so überwältigend. Die Malerei, die von nun ab ihre Schöpfungen mehr als vordem den Wohnenden (statt wie einstmals den Betenden) widmete, gab ihnen Vorlagen ihres Wohnens, wurde nicht müde, Perspektiven der Villa vor ihnen aufzustellen. Die Hochrenaissance, sehr viel sparsamer in der Darstellung des eigentlichen Interieurs, baute doch auf diesen Grund auf. „Das Cinquecento hat ein besonders starkes Gefühl für die Relation zwischen Mensch und Bauwerk, für die Resonanz eines schönen Raumes. Es kann sich fast keine Existenz denken ohne architektonische Fassung und Fundamentierung." (Wölfflin, a. a. O., S. 227).

[2]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 20.

[3]) Franz Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Zweiter Teil : Von Lassalles Offenem Antwortschreiben bis zum Erfurter Programm. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, III, 2) Stuttgart 1898, S. 546.

Mehring mit verdoppeltem Nachdruck auf das Studium der Wissenschaft. Er erwarb in ihm die Solidität und Strenge, die ihn gegen den Revisionismus gefeit machten. So formten sich in seinem Charakterbild Züge, die im besten Sinn bürgerliche zu nennen, doch weit entfernt sind, den Dialektiker zu gewährleisten. Sie begegnen bei Fuchs nicht minder. Und vielleicht stechen sie bei ihm mehr hervor, weil sie einer expansiveren und sensualistischer gearteten Veranlagung einverleibt sind. Wie dem auch sei — man könnte sich sein Portrait wohl in eine Galerie bürgerlicher Gelehrtenköpfe versetzt denken. Als Nachbarn mag man ihm Georg Brandes geben, mit dem er den rationalistischen Furor, die Leidenschaft teilt, über weite geschichtliche Räume mit der Fackel des Ideals (des Fortschritts, der Wissenschaft, der Vernunft) Licht zu verbreiten. Auf der anderen Seite mag man sich Adolf Bastian, den Ethnologen denken. An ihn erinnert Fuchs vor allem in seinem unersättlichen Materialhunger. Und wie Bastian zu legendärem Ruf durch seine Bereitschaft gekommen war, jederzeit, wenn es eine Frage zu klären galt, mit dem Handköfferchen aufzubrechen und eine Expedition anzutreten, die ihn monatelang von der Heimat fernhielt, so war auch Fuchs jederzeit den Impulsen hörig, die ihn auf die Suche nach neuen Belegen trieben. Beider Werke werden unerschöpfliche Fundgruben für die Forschung bleiben.

V

Es muss für den Psychologen eine bedeutsame Frage sein, wie ein Enthusiast, eine dem Positiven zugekehrte Natur, zur Passion für die Karikatur gelangen kann. Er beantworte sie nach Gefallen — der Tatbestand lässt, was Fuchs angeht, keinen Zweifel zu. Von vornherein unterscheidet sein Kunstinteresse sich von dem, was man wohl ‚Freude am Schönen' nennt. Von vornherein ist die Wahrheit ins Spiel gemischt. Fuchs wird nicht müde, den Quellenwert, die Autorität der Karikatur zu betonen. „Die Wahrheit liegt im Extrem," formuliert er gelegentlich. Er geht weiter : die Karikatur ist ihm „gewissermassen die Form..., von der alle objektive Kunst ausgeht. Ein einziger Blick in die ethnographischen Museen belegt diesen Satz."[1]) Wenn Fuchs die prähistorischen Völker, die Kinderzeichnung heranzieht, so tritt vielleicht der Begriff der Karikatur in einen problematischen Zusammenhang — desto ursprünglicher bekundet sich das vehemente Interesse, das er den drastischen Gehalten des Kunstwerks, mögen

[1]) Karikatur, Bd. I, S. 4/5

sie inhaltlicher[1]) oder formaler Art sein, entgegenbringt. Dieses Interesse durchzieht sein Werk in der ganzen Breite. Noch in der späten „Tang-Plastik" lesen wir: „Die Groteske ist die höchste Steigerung des Sinnlich-Vorstellbaren. In diesem Sinn sind die grotesken Gebilde zugleich der Ausdruck der strotzenden Gesundheit einer Zeit... Gewiss darf nicht bestritten werden, dass es hinsichtlich der Triebkräfte der Groteske auch einen krassen Gegenpol gibt. Auch dekadente Zeiten und kranke Gehirne neigen zu grotesken Gestaltungen. In solchen Fällen ist das Groteske das erschütternde Widerspiel der Tatsache, dass den betreffenden Zeiten und Individuen die Daseinsprobleme unlösbar erscheinen... Welche von diesen beiden Tendenzen hinter einer grotesken Phantasie als schöpferische Antriebskraft steht, ist auf den ersten Blick erkenntlich."[2])

Die Stelle ist instruktiv. Es kommt in ihr besonders deutlich zum Vorschein, worauf die Wirkung ins Breite, die besondere Popularität der Werke von Fuchs beruht. Das ist die Gabe, die Grundbegriffe, in denen seine Darstellung sich bewegt, alsbald mit Wertungen zu legieren. Das geschieht oft auf massive Art.[3]) Zudem sind diese Wertungen stets extrem. Sie treten polar auf und polarisieren derart den Begriff, mit dem sie verschmolzen sind. So in der Darstellung des Grotesken, so in der der erotischen Karikatur. In den Zeiten des Niederganges ist sie „Schmutz" und „kitzelnde Pikanterie", in den Zeiten des Aufstiegs „Ausdruck überschäumender Lust und strotzender Kraft."[4]) Bald sind es die Wertbegriffe der Blütezeit und des Niederganges, bald die des Gesunden und Kranken, die Fuchs heranzieht. Grenzfällen, an denen sich ihre Problematik erweisen könnte, geht er aus dem Wege. Mit Vorliebe hält er sich an das „ganz Grosse", das das Vorrecht hat, „dem Hinreissenden im Einfachsten" Raum zu geben.[5]) Gebrochene Kunstepochen, wie das Barock, würdigt er wenig. Die grosse Zeit ist auch ihm noch die Renaissance. Hier

---

[1]) Vgl. die schöne Bemerkung zu den Daumierschen Figuren von Proletarierinnen: „Wer solche Stoffe als blosse Bewegungsmotive ansieht, beweist, dass ihm die letzten Triebkräfte, die wirksam werden müssen, um erschütternde Kunst zu gestalten, ein versiegeltes Buch sind... Gerade deshalb, weil es sich in diesen Bildern um etwas ganz anderes als... ‚Bewegungsmotive' handelt, werden diese Werke ewig leben als... erschütternde Denkmäler der Knechtung des mütterlichen Weibes im neunzehnten Jahrhundert." (Der Maler Daumier, S. 28.)

[2]) Tang-Plastik, S. 44.

[3]) Vgl. die These über die erotische Wirkung des Kunstwerks: „Je intensiver diese Wirkung ist, umso grösser ist die künstlerische Qualität." (Erotische Kunst, Bd. I, S. 68.)

[4]) Karikatur, S. 23.

[5]) Dachreiter, S. 39.

behält sein Kultus des Schöpfertums über seine Abneigung gegen die Klassik die Oberhand.

Der Begriff des Schöpferischen hat bei Fuchs einen starken Einschlag ins Biologische. Und während das Genie mit Attributen auftritt, die bisweilen das Priapische streifen, erscheinen Künstler, von denen der Autor sich distanziert, gern geschmälert in ihrer Männlichkeit. Es trägt den Stempel solcher biologistischen Anschauungsweise, wenn Fuchs sein Urteil über die Greco, Murillo, Ribera in der Konstatierung zusammenfasst : „Alle drei wurden speziell deshalb die klassischen Vertreter des Barockgeistes, weil jeder in seiner Art zugleich ein ‚verkorkster' Erotiker war."[1]) Man darf nicht aus dem Auge verlieren, dass Fuchs seine Grundbegriffe in einer Epoche entwickelte, der die „Pathographie" den letzten Standard der Kunstpsychologie, Lombroso und Möbius Autoritäten vorstellten. Und der Geniebegriff, der durch die einflussreiche „Kultur der Renaissance" von Burckhardt zur gleichen Zeit mit reichem Anschauungsmaterial erfüllt wurde, nährte aus anderen Quellen die gleiche weitverbreitete Überzeugung, Schöpfertum sei vor allem anderen eine Manifestation überschäumender Kraft. Verwandte Tendenzen waren es, die Fuchs später zu Konzeptionen führten, die der Psychoanalyse verwandt sind ; er hat sie als erster für die Kunstwissenschaft fruchtbar gemacht.

Das Eruptive, Unmittelbare, das dem künstlerischen Schaffen nach dieser Anschauung das Gepräge gibt, beherrscht für Fuchs nicht minder das Auffassen von Werken der Kunst. So ist es oft nicht mehr als ein Sprung, der bei ihm zwischen Apperzeption und Urteil liegt. In der Tat ist der ‚Eindruck' ihm nicht nur der selbstverständliche Anstoss, den der Betrachter vom Werk erfährt, sondern Kategorie der Betrachtung selbst. Wenn Fuchs beispielsweise seine kritische Reserve gegen den artistischen Formalismus der Ming-Epoche zu erkennen gibt, so fasst er das dahin zusammen, dass deren Werke „schliesslich und endlich... nicht mehr, sondern sehr oft nicht einmal dasselbe an Eindruck erreichen, was z. B. die Tang-Epoche mit ihren grossen Linien erreicht hat."[2]) Derart kommt der Schriftsteller Fuchs zu dem besonderen und apodiktischen, um nicht zu sagen dem rustikalen Stil, dessen Prägung er meisterhaft formuliert, wenn er in der „Geschichte der Erotischen Kunst" erklärt : „Vom richtigen Erfühlen bis zum richtigen und restlosen Entziffern der in einem Kunstwerk wirkenden Kräfte ist immer nur ein einziger Schritt."[3]) Nicht jedem ist dieser Stil

---

[1]) Die grossen Meister der Erotik, S. 115.
[2]) Dachreiter, S. 48.
[3]) Erotische Kunst, Bd. II, erster Teil, S. 186.

erreichbar; Fuchs hat seinen Preis für ihn zahlen müssen. Um den Preis mit einem Wort anzudeuten: die Gabe, Staunen zu erregen, ist dem Schriftsteller versagt geblieben. Kein Zweifel, dass dieser Ausfall ihm fühlbar gewesen ist. Er sucht ihn aufs mannigfachste zu kompensieren und spricht von nichts lieber als von Geheimnissen, denen er in der Psychologie des Schaffens nachgeht, als von Rätseln des Geschichtsverlaufes, die ihre Lösung im Materialismus finden. Aber der Drang nach unmittelbarster Bewältigung der Tatbestände, der schon seine Konzeption des Schaffens bestimmt und die der Rezeption ebenso, setzt sich schliesslich auch in der Analyse durch. „Notwendig" erscheint der Verlauf der Kunstgeschichte, „organisch" erscheinen die Stilcharaktere, „logisch" erscheinen noch die befremdlichsten Kunstgebilde. Sie werden es seltener im Laufe der Analyse als sie es, dem Eindruck nach, schon zuvor waren, wie jene Fabelwesen der Tang-Epoche, die mit ihren Flammenflügeln und Hörnern „absolut logisch", „organisch" wirken. „Logisch wirken selbst die riesigen Elefantenohren; logisch ist auch stets die Haltung... Es handelt sich nie bloss um konstruierte Begriffe, sondern stets um die zur lebensatmenden Form gewordene Idee."[1])

---

[1]) Tang-Plastik, S. 30/31. — Problematisch wird diese intuitive, unmittelbare Anschauungsweise dann, wenn sie den Tatbestand einer materialistischen Analyse erfüllen will. Es ist bekannt, dass Marx sich nirgends eingehender darüber ausgelassen hat, wie man sich das Verhältnis des Überbaus zum Unterbau im einzelnen zu denken habe. Feststeht nur, dass er eine Folge von Vermittlungen, gleichsam Transmissionen, im Auge hatte, die sich zwischen die materiellen Produktionsverhältnisse und die entfernteren Domänen des Überbaus, zu denen die Kunst zählt, einschalten. So auch Plechanow: „Wenn die Kunst, die von den höheren Klassen geschaffen wird, in keiner direkten Beziehung zu dem Produktionsprozess steht, so ist dies in letzter Linie... aus ökonomischen Ursachen zu erklären. Die materialistische Geschichtserklärung ist... auch für diesen Fall anwendbar; es ist jedoch selbstverständlich, dass der unzweifelhafte kausale Zusammenhang zwischen Sein und Bewusstsein, zwischen sozialen Verhältnissen, welche die ‚Arbeit' als Grundlage haben, einerseits und der Kunst in diesem Falle nicht so leicht zutage tritt. Hier entstehen... einige Zwischenstationen." (G. Plechanow, Das französische Drama und die französische Malerei im neunzehnten Jahrhundert vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung. In: Die Neue Zeit. XXIX. Stuttgart 1911, S. 544/545). Soviel ist deutlich, dass die klassische Geschichtsdialektik von Marx hier kausale Abhängigkeiten für gegeben erachtet. In der späteren Praxis ist man laxer vorgegangen und hat sich oft mit Analogien begnügt. Möglich, dass das mit dem Anspruch zusammenhing, die bürgerlichen Literatur- und Kunstgeschichten durch nicht minder grossangelegte materialistische zu ersetzen. Dieser Anspruch gehört zur Signatur der Epoche; er ist von wilhelminischem Geist getragen. Er hat auch von Fuchs seinen Tribut gefordert. Ein Lieblingsgedanke des Autors, der in vielen Varianten zum Ausdruck kommt, statuiert realistische Kunstepochen für Handelsstaaten. So für das Holland des siebzehnten wie für das China des achten und neunten Jahrhunderts. Ausgehend von der Analyse der chinesischen Gartenwirtschaft, an der viele Züge des Kaiserreiches erläutert werden, wendet sich Fuchs der neuen Plastik zu, die unter der Herrschaft der Tang entsteht. Die monumentale Erstarrung des Han-Stiles lockert sich; das Interesse der anonymen Meister, die die Töpferarbeiten bildeten,

Hier kommen Vorstellungsreihen zur Geltung, die mit den sozialdemokratischen Lehren der Epoche aufs engste zusammenhängen. Es ist bekannt, wie tief die Wirkung des Darwinismus auf die Entwicklung der sozialistischen Geschichtsauffassung gewesen ist. In der Zeit der Verfolgung durch Bismarck kam diese Wirkung der ungebrochenen Zuversicht der Partei und der Entschiedenheit ihres Kampfes zugute. Später, im Revisionismus, bürdete die evolutionistische Geschichtsbetrachtung umso mehr der ‚Entwicklung' auf, je weniger die Partei das Errungene im Einsatz gegen den Kapitalismus aufs Spiel setzen wollte. Die Geschichte nahm deterministische Züge an ; der Sieg der Partei „konnte nicht ausbleiben." Fuchs hat dem Revisionismus stets ferngestanden ; sein politischer Instinkt, sein martialisches Naturell führten ihn auf den linken Flügel. Als Theoretiker aber hat er sich jenen Einflüssen nicht entziehen können. Man spürt sie überall am Werk. Damals führte ein Mann wie Ferri nicht nur die Prinzipien, sondern auch die Taktik der Sozialdemokratie auf Naturgesetze zurück. Für die anarchistischen Abweichungen machte er mangelnde Kenntnisse in der Geologie und Biologie haftbar. Gewiss haben Führer wie Kautsky sich mit solchen Abweichungen ausein-

---

gilt von nun an der Bewegung bei Mensch und Tier. „Die Zeit", führt Fuchs aus, „ist in jenen Jahrhunderten in China aus ihrer grossen Ruhe erwacht... ; denn Handel bedeutet stets gesteigertes Leben, Leben und Bewegung. Also musste in erster Linie Leben und Bewegung in die Kunst der Tang-Zeit kommen. Und dieses Merkmal ist auch das erste, das einem in die Augen springt. Während z. B. die Tiere der Han-Periode immer noch schwer und wuchtig in ihrem ganzen Habitus sind..., ist bei denen der Tang-Zeit... alles Lebendigkeit, jedes Glied in Bewegung." (Tang-Plastik, S. 41) Diese Betrachtungsweise beruht auf blosser Analogie — Bewegung im Handel wie in der Plastik — und man könnte sie geradezu nominalistisch nennen. In der Analogie bleibt ebenfalls der Versuch, die Aufnahme der Antike in der Renaissance durchsichtig zu machen, befangen. „Die wirtschaftliche Basis war in beiden Epochen dieselbe, nur dass sie sich in der Renaissance auf einer höheren Stufenleiter der Entwicklung befand. Beide basierten auf dem Warenhandel." (Erotische Kunst, Bd. I, S. 42) Am Ende erscheint der Handel selbst als Subjekt der Kunstübung, und es heisst : „Der Handel muss mit den gegebenen Grössen rechnen, und er kann nur konkrete, nachprüfbare Grössen in Rechnung stellen. So muss er der Welt und den Dingen gegenübertreten, wenn er sie wirtschaftlich bewältigen will. Also ist auch seine künstlerische Anschauung von den Dingen eine in jeder Hinsicht reale." (Tang-Plastik, S. 42) Man mag davon absehen, dass in der Kunst eine „in jeder Hinsicht reale" Darstellung nicht zu finden ist. Grundsätzlich wäre zu sagen, dass ein Zusammenhang, der in genau gleicher Weise für die Kunst von Altchina und von Altholland Geltung beansprucht, problematisch erscheint. Er besteht in der Tat so nicht ; es genügt ein Blick auf die Republik Venedig. Sie blühte durch ihren Handel ; die Kunst Palma Vecchios, Tizians oder Veroneses war dennoch schwerlich eine „in jeder Hinsicht" realistische. Der Aspekt des Lebens, der uns in ihr entgegentritt, ist allein der repräsentative und festliche. Auf der andern Seite erfordert das Erwerbsleben auf allen seinen Entwicklungsstufen einen beträchtlichen Sinn für die Realität. Der Materialist kann daraus auf die Stilgebarung keinerlei Schlüsse ziehen.

andergesetzt.[1]) Dennoch fanden viele ihr Genüge an Thesen, die die geschichtlichen Vorgänge nach „physiologischen" und „pathologischen" sonderten oder aber den naturwissenschaftlichen Materialismus in den Händen des Proletariats „selbsttätig" zum historischen erhoben zu sehen meinten.[2]) Ähnlich stellt sich für Fuchs der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft als ein Prozess dar, der sich „ebensowenig eindämmen lässt, wie man einen Gletscher in seinem steten Vorwärtsdrängen aufhalten kann."[3]) Die deterministische Auffassung paart sich demnach mit einem handfesten Optimismus. Nun wird auf die Dauer ohne Zuversicht keine Klasse mit Erfolg politisch eingreifen können. Aber es macht einen Unterschied, ob der Optimismus der Aktionskraft der Klasse gilt oder den Verhältnissen, unter denen sie operiert. Die Sozialdemokratie neigte dem zweiten, fragwürdigen Optimismus zu. Die Perspektive auf die beginnende Barbarei, die einem Engels in der „Lage der arbeitenden Klasse in England", einem Marx in der Prognose der kapitalistischen Entwicklung aufgeblitzt war und heute selbst dem mittelmässigen Staatsmann geläufig ist, war den Epigonen der Jahrhundertwende verbaut. Als Condorcet die Lehre vom Fortschritt verbreitet hatte, da hatte das Bürgertum vor dem Machtantritt gestanden; anders stand ein Jahrhundert später das Proletariat. Ihm konnte sie Illusionen erwecken. Diese bilden in der Tat noch den Hintergrund, in den die Geschichte der Kunst bei Fuchs hin und wieder den Ausblick freigibt: „Die Kunst von heute", so meint er, „hat uns hundert Erfüllungen gebracht, die in den verschiedensten Richtungen weit über das hinausführen, was die Renaissancekunst erreicht hat, und die Kunst der Zukunft muss wieder unbedingt das Höhere bedeuten."[4])

VI

Das Pathos, das die Geschichtsauffassung von Fuchs durchzieht, ist das demokratische Pathos von 1830. Dessen Echo ist der Redner Victor Hugo gewesen. Das Echo des Echos sind jene

---

[1]) Karl Kautsky, Darwinismus und Marxismus. In: Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 710.

[2]) H. Laufenberg, Dogma und Klassenkampf. In: Die Neue Zeit. XXVII. Stuttgart 1909, I, S. 574. — Der Begriff der Selbsttätigkeit ist hier traurig herabgekommen. Seine grosse Zeit liegt im achtzehnten Jahrhundert, als der Ausgleich der Märkte begann. Damals feierte er seinen Triumph ebensowohl bei Kant, in Gestalt der Spontaneität, wie in der Technik, in Gestalt der Automaten.

[3]) Karikatur, Bd. I, S. 312.

[4]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 3.

Bücher, in denen Hugo als Redner zur Nachwelt spricht. Die Geschichtsauffassung von Fuchs ist die von Hugo im „William Shakespeare" gefeierte : „Der Fortschritt ist der Schritt Gottes selbst." Und das allgemeine Stimmrecht erscheint als die Weltenuhr, nach der das Tempo dieser Schritte bemessen wird. „Qui vote règne" hat Victor Hugo geschrieben, und er hat damit die Tafeln des demokratischen Optimismus aufgerichtet. Dieser Optimismus hat noch spät sonderbare Träumereien gezeitigt. Eine von ihnen gaukelte vor, dass „alle geistigen Arbeiter, somit auch materiell wie sozial sehr hochgestellte Personen als Proletarier" zu betrachten seien. Denn es sei „eine nicht zu leugnende Tatsache, dass von dem in goldstrotzender Uniform sich blähenden Hofrat bis herab zum abgehetzten Lohnarbeiter alle, die für Geld ihre Dienste anbieten... wehrlose Opfer des Kapitalismus sind."[1]) Die Tafeln, die Victor Hugo aufgerichtet hatte, stehen noch über dem Werk von Fuchs. Übrigens bleibt Fuchs in der demokratischen Tradition, wenn er mit besonderer Liebe an Frankreich hängt : an dem Boden dreier grosser Revolutionen, an der Heimat der Exilierten, an dem Ursprung des utopischen Sozialismus, an dem Vaterland der Tyrannenhasser Quinet und Michelet, an der Erde, in der die Kommunarden liegen. So lebte das Bild von Frankreich in Marx und Engels, so ist es auf Mehring gekommen, und so, als „die Avantgarde der Kultur und der Freiheit"[2]) ist das Land auch noch Fuchs erschienen. Er vergleicht den geflügelten Spott der Franzosen mit dem schwerfälligen der Deutschen ; er vergleicht Heine mit den daheim Verbliebenen ; er vergleicht den deutschen Naturalismus mit den satirischen Romanen von France. Und er ist auf diese Weise, wie Mehring, zu stichhaltigen Prognosen geleitet worden, ganz besonders im Falle von Gerhart Hauptmann.[3])

Frankreich ist eine Heimat auch für den Sammler Fuchs. Der Figur des Sammlers, die dem Betrachtenden je länger desto anziehender erscheint, ist bisher das ihre nicht oft geworden. Man sollte meinen, den romantischen Geschichtenerzählern hätte nie-

---

[1]) A. Max, Zur Frage der Organisation des Proletariats der Intelligenz. In : Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 652.

[2]) Karikatur, Bd. II, S. 238.

[3]) Mehring hat den Prozess, den „Die Weber" zur Folge hatten, in der „Neuen Zeit" kommentiert. Teile des Plädoyers des Verteidigers haben die Aktualität zurückgewonnen, die sie 1893 besessen haben. „Er müsse", so führte der Anwalt aus, „geltend machen, dass den angezogenen, scheinbar revolutionären Stellen andere von abwiegelndem, besänftigendem Charakter entgegenständen. Der Dichter stehe auch gar nicht auf Seiten des Aufruhrs, er lasse vielmehr die Ordnung durch das Eingreifen einer Handvoll Soldaten siegen." F. Mehring, Entweder-Oder. In : Die Neue Zeit. XI. Stuttgart 1893, I, S. 780.

mand verlockender sich bieten können als sie. Aber man sucht diesen von gefährlichen, wenn auch domestizierten Passionen bewegten Typ umsonst unter den Figurinen eines Hoffmann, Quincey oder Nerval. Romantisch sind die Figuren des Reisenden, des Flaneurs, des Spielers, des Virtuosen. Die des Sammlers findet sich nicht. Und man sucht sie vergeblich in den „Physiologien", die sonst vom Camelot zum Salonlöwen keine Figur des Pariser Panoptikums unter Louis Philippe sich haben entgehen lassen. Desto bedeutsamer ist die Stelle, die der Sammler bei Balzac einnimmt. Balzac hat ihm ein Denkmal gesetzt, das ganz und gar nicht im romantischen Sinne behandelt ist. Er ist der Romantik von jeher fremd gewesen. Auch gibt es wenige Stücke in seinem Werk, in denen die antiromantische Position sich so überraschend ihr Recht verschafft wie in der Skizze des Cousin Pons. Dies ist vor allem kennzeichnend : so genau wir mit den Beständen der Sammlung, für die Pons lebt, bekannt werden, so wenig erfahren wir von der Geschichte ihres Erwerbs. Es gibt keine Stelle im „Cousin Pons", die man mit den Seiten vergleichen könnte, auf denen die Goncourts in ihren Tagebüchern die Bergung eines seltenen Fundes mit atemraubender Spannung schildern. Balzac stellt nicht den Jäger in den Jagdgründen des Inventars dar, als den man jeden Sammler betrachten kann. Das Hochgefühl, von dem alle Fibern seines Pons, seines Elie Magus zittern, ist der Stolz — Stolz auf die unvergleichlichen Schätze, die sie mit nimmermüder Besorgnis hüten. Balzac legt allen Akzent auf die Darstellung des ‚Besitzenden', und das Wort ‚Millionär' läuft ihm als Synonym für das Wort ‚Sammler' unter. Er spricht von Paris. „Man kann da oft", heisst es, „einem Pons, einem Elie Magus begegnen, die sehr dürftig gekleidet sind... Sie sehen aus, als wenn sie auf nichts hielten und sich um nichts kümmerten ; sie achten weder auf die Frauen noch auf die Auslagen. Sie gehen wie im Traum vor sich hin, ihre Taschen sind leer, ihr Blick ist gedankenlos, und man fragt sich, zu welcher Sorte von Parisern sie eigentlich gehören. — Diese Leute sind Millionäre. Sammler sind es ; die leidenschaftlichsten Menschen, die es auf der Welt gibt."[1])

Der Gestalt von Fuchs, ihrer Aktivität und Fülle, kommt das Bild, das Balzac vom Sammler entworfen hat, näher als das, welches man von einem Romantiker zu gewärtigen gehabt hätte. Ja man darf, auf den Lebensnerv des Mannes verweisend, sagen : Fuchs als Sammler ist echt balzacisch ; er ist eine Balzacsche Figur, die über die Konzeption des Dichters hinausgewachsen ist.

---

[1]) Honoré de Balzac, Le Cousin Pons. Paris 1925, S. 162.

Was läge mehr in der Linie dieser Konzeption als ein Sammler, dessen Stolz, dessen Expansivität ihn dahin führt, dass er, um nur vor aller Augen mit seinen Sammlungen zu erscheinen, diese in Reproduktionswerken auf den Markt bringt und — eine nicht minder balzacische Wendung — auf diese Weise ein reicher Mann wird. Es ist nicht nur die Gewissenhaftigkeit eines Mannes, der sich einen Konservator von Schätzen weiss, es ist auch der Exhibitionismus des grossen Sammlers, der Fuchs veranlasst hat, in jedem seiner Werke ausschliesslich unveröffentlichtes Bildmaterial, fast ausschliesslich seinem eigenen Besitz entstammendes zu veröffentlichen. Allein für den ersten Band der „Karikatur der Europäischen Völker" hat er nicht weniger als 68.000 Blätter kollationiert, um rund fünfhundert davon auszuwählen. Kein Blatt hat er jemals öfter als an einer einzigen Stelle reproduzieren lassen. Die Fülle seiner Dokumentation und die Breite seiner Wirkung gehören zusammen. Beide beglaubigen seine Abkunft von dem bürgerlichen Riesengeschlecht um 1830, wie Drumont es kennzeichnet. „Beinahe alle Führer der Schule von 1830", schreibt Drumont, „hatten die gleiche aussergewöhnliche Konstitution, die gleiche Fruchtbarkeit und den gleichen Hang zum Grandiosen. Delacroix wirft Epen auf die Leinwand, Balzac schildert eine ganze Gesellschaft ab, Dumas umfasst in seinen Romanen eine viertausendjährige Geschichte des Menschengeschlechts. Sie verfügen allesamt über einen Rücken, dem keine Last zu schwer ist."[1]) Als 1848 die Revolution kam, da veröffentlichte Dumas einen Appell an die Arbeiter von Paris, in dem er sich ihnen als ihresgleichen vorstellt. In zwanzig Jahren habe er vierhundert Romane und fünfunddreissig Dramen gemacht; 8.160 Leute habe er in Brot gesetzt: Korrektoren und Setzer, Maschinisten und Garderobieren; er vergisst auch die Claque nicht. Das Gefühl, mit dem der Universalhistoriker Fuchs den ökonomischen Unterbau seiner grossartigen Sammlungen sich geschaffen hat, ist dem Dumasschen Selbstgefühl vielleicht nicht ganz unähnlich. Später erlaubt ihm dieser Unterbau, auf dem Pariser Markt fast ebenso souverän wie in seinen eigenen Beständen zu schalten. Der Senior der Kunsthändler von Paris pflegte um die Jahrhundertwende von ihm zu sagen: „C'est le Monsieur qui mange tout Paris." Fuchs gehört dem Typus des ramasseur an; er hat eine rabelaisische Freude an Quantitäten, die sich bis in die üppigen Wiederholungen seiner Texte bemerkbar macht.

---

[1]) Edouard Drumont, Les héros et les pitres. Paris. S. 107/108.

VII

Die französische Ahnentafel von Fuchs ist die des Sammlers, die deutsche die des Historikers. Die Sittenstrenge, die für den Geschichtsschreiber Fuchs bezeichnend ist, gibt ihm die deutsche Prägung. Sie gab sie bereits Gervinus, dessen „Geschichte der poetischen Nationalliteratur" man einen der ersten Versuche zur deutschen Geistesgeschichte nennen könnte. Es ist für Gervinus wie später für Fuchs kennzeichnend, dass die grossen Schöpfer in sozusagen martialischer Gestalt auftreten und das Aktive, Männliche, Spontane ihrer Natur auf Kosten des Kontemplativen, Weiblichen, Rezeptiven sich geltend macht. Freilich geht das Gervinus leichter vonstatten. Als er sein Buch verfasste, befand die Bourgeoisie sich im Aufstieg; ihre Kunst war von politischen Energien erfüllt. Fuchs schreibt im Zeitalter des Imperialismus; er stellt die politischen Energien der Kunst polemisch einer Epoche dar, in deren Schaffen sie sich von Tag zu Tag minderten. Aber die Masstäbe von Gervinus sind noch die seinen. Ja, man kann sie weiter, bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Und zwar an Hand von Gervinus selbst, dessen Gedenkrede auf F. C. Schlosser dem bewehrten Moralismus aus der revolutionären Zeit des Bürgertums grossartigen Ausdruck gegeben hat. Man hat Schlosser „grämliche Sittenstrenge" vorgeworfen. „Was Schlosser", so wendet Gervinus ein, „gegen jene Vorwürfe sagen könnte und sagen würde, wäre dies: dass man in dem Leben im Grossen, in der Geschichte, anders als in Roman und Novelle, eine oberflächliche Freude am Leben bei aller Heiterkeit der Sinne und des Geistes nicht lerne; dass man aus ihrer Betrachtung zwar nicht menschenfeindliche Verachtung, wohl aber eine strenge Ansicht von der Welt und ernste Grundsätze über das Leben einsauge; dass wenigstens auf die grössten aller Beurteiler von Welt und Menschen, die an einem eigenen inneren Leben das äussere zu messen verstanden, auf einen Shakespeare, Dante, Machiavelli, das Weltwesen stets einen solchen zu Ernst und Strenge bildenden Eindruck gemacht habe."[1]) Das ist der Ursprung des Moralismus von Fuchs: ein deutsches Jakobinertum, dessen Denkstein die Weltgeschichte von Schlosser ist, mit der Fuchs in seiner Jugend bekannt wurde.[2])

---

[1]) G. G. Gervinus, Friedrich Christoph Schlosser. Ein Nekrolog. Leipzig 1861, S. 30/31.

[2]) Diese Ausrichtung seines Œuvres hat sich für Fuchs nützlich erwiesen, als die Anklagen wegen „Verbreitung unzüchtiger Schriften" durch die kaiserlichen

Dieser bürgerliche Moralismus enthält, wie das nicht überraschen kann, Bestandteile, die mit den materialistischen bei Fuchs kollidieren. Wäre sich Fuchs darüber klar, so könnte es ihm vielleicht gelingen, diesen Zusammenstoss abzudämpfen. Er ist jedoch davon überzeugt, dass seine moralistische Geschichtsbetrachtung und der historische Materialismus miteinander vollkommen harmonieren. Hier waltet eine Illusion. Ihr Substrat ist die weitverbreitete, sehr revisionsbedürftige Anschauung, die bürgerlichen Revolutionen stellten, so wie sie vom Bürgertum selbst gefeiert werden, den Stammbaum einer proletarischen dar.[1]) Demgegenüber ist es entscheidend, den Blick auf den Spiritualismus zu lenken, der in diese Revolutionen eingewirkt ist. Seine Goldfäden hat die Moral gesponnen. Die Moral des Bürgertums — davon trägt die ersten Anzeichen schon die Schreckensherrschaft — steht im Zeichen der Innerlichkeit. Ihr Angelpunkt ist das Gewissen — sei es das des robespierreschen citoyens, sei es das des kantischen Weltbürgers. Das Verhalten der Bourgeoisie, das ihren eigenen Interessen zuträglich, aber angewiesen auf ein ihm komplementäres des Proletariats war, das den eigenen Interessen des letzteren nicht entsprach, proklamierte als moralische Instanz das Gewissen. Das Gewissen steht im Zeichen des Altruismus. Es rät dem Eigentümer, so zu handeln, wie es Begriffen entspricht, deren Geltung mittelbar seinen Mit-Eigentümern zugute kommt, und es rät den Nicht-Eigentümern leicht das Gleiche an. Wenn die letzteren sich diesem Rat anbequemen, ist der Nutzen ihres Verhaltens für die Eigentümer umso unmittelbarer ersichtlich, je fragwürdiger er für die so sich Verhaltenden und ihre Klasse ist. Darum steht auf diesem Verhalten der Preis der Tugend. — So setzt die Klassenmoral sich durch. Aber sie tut es unbewusst. Nicht so sehr hatte das Bürgertum Bewusstsein nötig, um diese Klassenmoral aufzu-

---

Staatsanwälte einsetzten. Wir finden den Moralismus von Fuchs naturgemäss besonders nachdrücklich in einem Sachverständigenvotum dargestellt, das im Zuge eines der sämtlich mit Freispruch endenden Strafverfahren erstattet wurde. Es stammt von Fedor von Zobeltitz und lautet an seiner wichtigsten Stelle : „Fuchs fühlt sich ernsthaft als Moralprediger und Erzieher, und diese tiefernste Lebensauffassung, dies innige Begreifen, dass seine Arbeit im Dienste der Menschheitsgeschichte von höchster Sittlichkeit getragen sein muss, schützt allein ihn schon vor dem Verdacht geschäftseifriger Spekulation, über den jeder lächeln müsste, der den Menschen kennt und seinen leuchtenden Idealismus."

[1]) Diese Revision ist von Max Horkheimer in dem Essay „Egoismus und Freiheitsbewegung" (diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 161 ff.) inauguriert worden. Zu den von Horkheimer versammelten Zeugnissen stimmen eine Reihe von interessanten Belegen, mit denen der Ultra Abel Bonnard seine Anklage gegen jene bürgerlichen Historiker der Revolution belegt, die von Chateaubriand als „l'école admirative de la terreur" zusammengefasst werden. (Vgl. Abel Bonnard, Les Modérés. Paris, S. 179 ff.)

richten, als das Proletariat Bewusstsein braucht, um sie zu stürzen. Diesem Tatbestand wird Fuchs nicht gerecht, weil er glaubt, seine Angriffe gegen das Gewissen der Bourgeoisie richten zu müssen. Ihre Ideologie erscheint ihm als Ränkespiel. „Das salbadernde Geschwätz", sagt er, „das auch angesichts der schamlosesten Klassenurteile von der subjektiven Ehrlichkeit der betreffenden Richter faselt, beweist nur die eigene Charakterlosigkeit derer, die so reden oder schreiben; im besten Fall deren Borniertheit."[1]) Auf den Gedanken, dem Begriff der bona fides (des guten Gewissens) selbst den Prozess zu machen, kommt Fuchs nicht. Und doch wird das dem historischen Materialisten nahe liegen. Nicht nur, weil er in diesem Begriff einen Träger der bürgerlichen Klassenmoral erkennt, sondern auch weil ihm nicht entgehen wird, dass dieser Begriff die Solidarität der moralischen Unordnung mit der ökonomischen Planlosigkeit befördert. Jüngere Marxisten haben den Sachverhalt wenigstens andeutungsweise berührt. So bemerkte man zur Politik Lamartines, der einen exzessiven Gebrauch von der bona fides machte: „Die bürgerliche... Demokratie... braucht diesen Wert. Der Demokrat... ist gewerbemässig aufrichtig. Damit fühlt er sich der Notwendigkeit überhoben, dem wirklichen Tatbestand nachzugehen."[2])

Die Betrachtung, die ihr Augenmerk mehr auf die bewussten Interessen der Individuen lenkt als auf die Verhaltungsweise, zu der ihre Klasse oft unbewusst und durch ihre Stellung im Produktionsprozess veranlasst wird, führt zu einer Überschätzung des bewussten Moments in der Ideologiebildung. Sie ist bei Fuchs handgreiflich, wenn er erklärt: „Kunst ist in allen ihren wesentlichen Teilen die idealisierte Verkleidung des jeweiligen gesellschaftlichen Zustandes. Denn es ist ein ewiges Gesetz..., dass jeder herrschende politische oder gesellschaftliche Zustand dazu drängt, sich zu idealisieren, um auf diese Weise seine Existenz sittlich zu rechtfertigen."[3]) Wir nähern uns hier dem Kern des Missverständnisses. Es besteht in der Auffassung, die Ausbeutung bedinge ein falsches Bewusstsein, zumindest auf der Seite der Ausbeutenden, vor allem deswegen, weil ein richtiges ihnen moralisch lästig sei. Dieser Satz mag für die Gegenwart, in der der Klassenkampf das gesamte bürgerliche Leben in stärkste Mitleidenschaft gezogen hat, eine eingeschränkte Geltung besitzen. Keinesfalls ist das „schlechte Gewissen" der Bevorrechteten für die früheren Formen der Ausbeutung selbstverständlich. Durch die Verdinglichung

---

[1]) Der Maler Daumier, S. 30.
[2]) N. Guterman et H. Lefebvre, La conscience mystifiée. Paris 1936, S. 151.
[3]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 11.

werden ja nicht nur die Beziehungen zwischen den Menschen unsichtig; es werden darüber hinaus die wirklichen Subjekte der Relationen selbst in Nebel gehüllt. Zwischen die Machthaber des Wirtschaftslebens und die Ausgebeuteten schiebt sich eine Apparatur von Rechts- und Verwaltungsbürokratien, deren Mitglieder nicht mehr als voll verantwortliche moralische Subjekte fungieren; ihr „Verantwortungsbewusstsein" ist gar nichts anderes als der unbewusste Ausdruck dieser Verkrüppelung.

VIII

Den Moralismus, von dem Fuchs' historischer Materialismus die Spuren trägt, hat auch die Psychoanalyse nicht erschüttert. „Berechtigt", so urteilt er von der Sexualität, „sind alle Formen des sinnlichen Gebarens, in denen das Schöpferische dieses Lebensgesetzes sich offenbart... Verwerflich sind dagegen jene Formen, die diesen obersten Trieb zum blossen Mittel raffinierter Genusssucht herabwürdigen."[1]) Ersichtlich ist die Signatur dieses Moralismus die bürgerliche. Das rechte Misstrauen gegen die bürgerliche Ächtung der rein sexuellen Lust und der mehr oder minder phantastischen Wege ihrer Erzeugung ist Fuchs fremd geblieben. Grundsätzlich erklärt er freilich, dass man „stets nur relativ von Sittlichkeit und Unsittlichkeit" reden könne. Aber er statuiert sogleich an derselben Stelle eine Ausnahme für die „absolute Unsittlichkeit", bei der „es sich um Verstösse gegen die sozialen Triebe der Gesellschaft, also um Verstösse handelt, die sozusagen wider die Natur sind." Kennzeichnend für diese Anschauung ist der nach Fuchs historisch gesetzmässige Sieg der „immer entwicklungsfähigen Masse über die entartete Individualität."[2]) Kurz, von Fuchs gilt, dass er „nicht etwa die Berechtigung eines Verdammungsurteils gegen die angeblich korrupten Triebe, sondern die Ansicht über ihre Geschichte und ihr Ausmass angreift."[3])

Dadurch wird die Klärung des sexualpsychologischen Problems beeinträchtigt. Es ist seit der Herrschaft der Bourgeoisie besonders wichtig geworden. Die Tabuierung mehr oder minder weiter Bezirke der sexuellen Lust hat hier ihren Ort. Die durch sie in den Massen erzeugten Verdrängungen fördern masochistische und

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 43. — Die sittengeschichtliche Darstellung des Direktoriums trägt geradezu die Züge der Moritat. „Das entsetzliche Buch des Marquis de Sade mit seinen ebenso schlechten wie infamen Kupfern lag aufgeschlagen in allen Schaufenstern." Und „die verwüstete Phantasie des schamentwöhnten Wüstlings" spricht aus Barras. (Karikatur, Bd. I, S. 202 u. 201.)

[2]) Karikatur, Bd. I, S. 188.

[3]) Max Horkheimer, Egoismus und Freiheitsbewegung, a. a. O., S. 166.

sadistische Komplexe zutage, denen von den Machthabern diejenigen Objekte geliefert werden, die sich ihrer Politik als die gelegensten darstellen. Ein Altersgenosse von Fuchs, Wedekind, hat in diese Zusammenhänge hineingeblickt. Ihre gesellschaftliche Kritik hat Fuchs versäumt. Desto bedeutender ist die Stelle, an welcher er sie auf einem Umwege über die Naturgeschichte nachholt. Es handelt sich um sein glänzendes Plädoyer der Orgie. Nach Fuchs „gehört die... Lust am Orgiastischen zu den wertvollsten Tendenzen der Kultur... Man muss sich darüber klar sein, dass die Orgie zu dem... gehört, was uns vom Tier unterscheidet. Das Tier kennt im Gegensatz zum Menschen die Orgie nicht... Das Tier wendet sich vom saftigsten Futter und von der klarsten Quelle ab, wenn sein Hunger und Durst gestillt sind, und sein Geschlechtsdrang ist meist auf ganz bestimmte kurze Perioden des Jahres beschränkt. Ganz anders der Mensch, vor allem der schöpferische Mensch. Dieser kennt den Begriff des Genug überhaupt nicht."[1]) In den Gedankengängen, in denen Fuchs sich kritisch mit den überkommenen Normen befasst, liegt die Stärke seiner sexualpsychologischen Feststellungen. Sie sind es, die ihn befähigen, gewisse kleinbürgerliche Illusionen zu zerstreuen. So die der Nacktkultur, in der er „eine Revolution der Beschränktheit" mit Recht erkennt. „Der Mensch ist erfreulicherweise kein Waldtier mehr, und wir... wollen, dass die Phantasie, auch die erotische, eine Rolle in der Kleidung spielt. Was wir dagegen nicht wollen, das ist einzig jene soziale Organisation der Menschheit, die alles dies... depraviert."[2])

Die psychologische und historische Anschauungsweise von Fuchs ist vielfach für die Geschichte der Kleidung fruchtbar geworden. In der Tat gibt es kaum einen Gegenstand, der dem

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 283. — Fuchs ist hier auf der Spur eines bedeutsamen Tatbestandes. Sollte es übereilt sein, die tiermenschliche Schwelle, die Fuchs in der Orgie sieht, in unmittelbaren Zusammenhang mit jener anderen Schwelle zu setzen, die der aufrechte Gang darstellt ? Mit ihm tritt in die Naturgeschichte die vordem unerhörte Erscheinung ein, dass die Partner im Orgasmus einander ins Auge sehen können. Damit erst wird die Orgie möglich. Und nicht sowohl durch den Zuwachs an Reizen, auf die der Blick trifft. Entscheidend ist vielmehr, dass der Ausdruck der Übersättigung, ja des Unvermögens nun selbst zu einem erotischen Stimulans werden kann.

[2]) Sittengeschichte, Bd. III, S. 234. — Wenige Seiten später findet sich dieses sichere Urteil nicht mehr — ein Beweis, mit welcher Kraft es der Konvention abgerungen sein wollte. Dort heisst es vielmehr : „Die Tatsache, dass Tausende von Menschen sich am Anblick einer weiblichen oder männlichen Aktphotographie geschlechtlich erregen..., beweist, dass das Auge nicht mehr das harmonische Ganze, sondern nur das pikante Detail zu sehen vermag." (a. a. O., S. 269) Wenn hier etwas geschlechtlich erregend wirkt, so ist es viel mehr die Vorstellung von der Ausstellung des nackten Körpers vor der Kamera als der Anblick der Nacktheit selbst. Auf diese Vorstellung dürfte es denn auch wohl mit den meisten dieser Photographien abgesehen sein.

dreifachen Interesse des Autors — dem geschichtlichen, dem gesellschaftlichen und dem erotischen — mehr entgegenkäme als die Mode. Das erweist sich bereits an ihrer Definition, die eine an Karl Kraus gemahnende sprachliche Prägung hat. Die Mode, so heisst es in der Sittengeschichte, gibt an, „wie man das Geschäft der öffentlichen Sittlichkeit... zu betreiben gedenkt."[1]) Fuchs ist im übrigen dem landläufigen Fehler der Darsteller (man denke an einen Max von Boehn) nicht verfallen, die Mode lediglich nach ästhetischen und erotischen Gesichtspunkten zu durchforschen. Seinem Auge ist ihre Rolle als Herrschaftsinstrument nicht entgangen. Wie sie die feineren Unterschiede der Stände zum Ausdruck bringt, so wacht sie vor allem über die groben der Klassen. Im dritten Band seiner Sittengeschichte hat Fuchs ihr einen grossen Essay gewidmet, dessen Gedankengang der Ergänzungsband mit der Aufstellung der für die Mode entscheidenden Elemente zusammenfasst. Das erste wird von den „Interessen der Klassenscheidung" gebildet; das zweite stellt „die privatkapitalistische Produktionsweise", die ihre Absatzmöglichkeiten durch vielfachen Wechsel der Mode zu steigern sucht; an dritter Stelle sind „die erotisch stimulierenden Zwecke der Mode" nicht zu vergessen.[2])

Der Kultus des Schöpferischen, der das Gesamtwerk von Fuchs durchzieht, hat aus seinen psychoanalytischen Studien neue Nahrung gezogen. Sie haben seine ursprünglich biologisch bestimmte Konzeption bereichert, freilich nicht darum auch schon berichtigt. Die Lehre von dem erotischen Ursprung der schöpferischen Impulse nahm Fuchs begeistert auf. Seine Vorstellung der Erotik aber haftete weiter eng an der drastischen, biologisch determinierten der Sinnlichkeit. Der Theorie der Verdrängung und der Komplexe, welche seine moralistische Auffassung der gesellschaftlichen und sexuellen Verhältnisse vielleicht modifiziert hätte, ist er, so weit angängig, ausgewichen. Wie der historische Materialismus bei Fuchs eine Herleitung der Dinge mehr aus dem bewussten ökonomischen Interesse des einzelnen als aus dem in dem letzteren unbewusst wirkenden Interesse der Klasse gibt, so ist auch der schöpferische Impuls mehr der bewussten sinnlichen Intention als dem bildschaffenden Unbewussten von ihm genähert worden.[3]) Die erotische Bilderwelt als eine symbolische, wie Freuds „Traum-

---

[1]) Sittengeschichte, Bd. III, S. 189.

[2]) Sittengeschichte, Ergänzungsband III, S. 53/54.

[3]) Kunst ist für Fuchs unmittelbare Sinnlichkeit wie die Ideologie unmittelbares Erzeugnis von Interessen. „Das Wesen der Kunst ist : die Sinnlichkeit. Kunst ist Sinnlichkeit. Und zwar Sinnlichkeit in potenziertester Form. Kunst ist Form gewordene, sichtbar gewordene Sinnlichkeit, und sie ist zugleich die höchste und edelste Form der Sinnlichkeit." (Erotische Kunst, Bd. I, S. 61.)

deutung" sie erschlossen hat, kommt bei Fuchs da, und nur da, zur Geltung, wo seine innere Beteiligung die höchste ist. In diesem Fall erfüllt sie seine Darstellung sogar dann, wenn jeder Hinweis auf sie vermieden ist. So in der meisterhaften Charakteristik von der Graphik des Revolutionszeitalters : „Alles ist starr, straff, militärisch. Die Menschen liegen nicht, denn der Exercierplatz duldet kein ‚Rührt Euch'. Selbst wenn sie sitzen, ist es, als wenn sie aufspringen wollten. Ihr ganzer Körper ist in Spannung wie der Pfeil auf der Bogensehne. Wie die Linie, so die Farbe. Wohl wirken die Bilder kalt, blechern... gegenüber denen des Rokoko... Die Farbe musste hart sein..., metallisch, sollte sie zum Inhalt der Bilder passen."[1]) Expliziter ist eine aufschlussreiche Bemerkung zum Fetischismus. Sie geht seinen historischen Äquivalenten nach. Es ergibt sich, dass „die Zunahme des Schuh- und Beinfetischismus auf die Ablösung des Priapkultus durch den Vulvakultus" hinzuweisen scheint, die Zunahme des Busenfetischismus dagegen auf eine rückläufige Tendenz. „Der Kultus des bekleideten Fusses und Beines spiegelt die Herrschaft des Weibes über den Mann ; der Busenkultus spiegelt die Rolle des Weibes als Objekt der Lust des Mannes."[2]) Die tiefsten Blicke in den Symbolbereich tat Fuchs an Daumiers Hand. Was er über die Bäume bei Daumier sagt, ist einer der glücklichsten Funde des ganzen Werks. Er erkennt in ihnen „eine ganz eigenartige symbolische Form,... in der das soziale Verantwortlichkeitsgefühl Daumiers zum Ausdruck kommt und seine Überzeugung, dass es Pflicht der Gesellschaft sei, den einzelnen zu schützen... Die für ihn typische Gestaltung von Bäumen... stellt sie stets mit weitausgreifenden Ästen dar, und zwar vor allem dann, wenn einer darunter steht oder sich lagert. Die Äste recken sich besonders bei solchen Bäumen wie die Arme eines Riesen, sie scheinen förmlich ins Unendliche greifen zu wollen. So formen sie sich zu einem undurchdringlichen Dach, das jede Gefahr von allen denen fernhält, die sich in ihren Schutz begeben haben."[3]) Diese schöne Betrachtung geleitet Fuchs auf die mütterliche Dominante in Daumiers Schaffen.

IX

Keine Gestalt wurde für Fuchs lebendiger als Daumier. Sie hat ihn durch sein Arbeitsleben begleitet. Fast könnte man sagen, an ihr sei Fuchs zum Dialektiker geworden. Zumindest hat er

---

[1]) Karikatur, Bd. I, S. 223.
[2]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 390.
[3]) Der Maler Daumier, S. 30.

sie in ihrer Fülle und in ihrem lebendigen Widerspruch konzipiert. Wenn er das Mütterliche in seiner Kunst erfasst und in eindrucksvoller Weise umschrieben hat, so ist ihm nicht minder der andere Pol, das Männliche, Streitbare der Gestalt vertraut gewesen. Mit Recht hat er darauf hingewiesen, dass in Daumiers Werk der idyllische Einschlag fehlt ; nicht allein die Landschaft, das Tierstück und das Stilleben sondern auch das erotische Motiv und das Selbstportrait. Was Fuchs bei Daumier eigentlich mitriss, das ist das agonale Moment gewesen. Oder wäre es zu gewagt, der grossen Karikatur von Daumier ihren Ursprung in einer Frage zu suchen ? Wie nähmen, so scheint Daumier zu fragen, die bürgerlichen Menschen meiner Zeit sich aus, wollte man sich ihren Kampf ums Dasein gleichsam in einer Palästra denken ? Daumier hat das private und öffentliche Leben der Pariser in die Sprache des Agon übersetzt. Seine höchste Begeisterung gilt der athletischen Spannung des ganzen Körpers, seinen muskulären Erregungen. Dem widerspricht es in keiner Weise, dass vielleicht niemand packender als Daumier die tiefste Erschlaffung des Körpers gezeichnet hat. Daumiers Konzeption hat, wie Fuchs bemerkt, tiefe Verwandtschaft mit einer plastischen. Und so entführt er die Typen, die seine Zeit ihm bietet, um sie, verzerrte Olympioniken, auf einem Sockel zur Schau zu stellen. Es sind vor allem die Richter- und Advokatenstudien, welche sich so betrachten lassen. Unmittelbarer deutet der elegische Humor, mit dem Daumier das griechische Pantheon zu umspielen liebt, auf diese Inspiration hin. Vielleicht stellt sie die Lösung des Rätsels dar, das schon Baudelaire in dem Meister entgegentrat : wie seine Karikatur bei all ihrer Wucht und Durchschlagskraft von Ranküne so frei sein könne.

Spricht er von Daumier, so beleben sich bei Fuchs alle Kräfte. Es gibt keinen anderen Gegenstand, der seiner Kennerschaft derart divinatorische Blitze entlockt hätte. Der kleinste Anstoss wird hier bedeutsam. Ein Blatt, so flüchtig, dass es unvollendet zu nennen ein Euphemismus wäre, reicht Fuchs hin, einen tiefen Einblick in Daumiers produktive Manie zu geben. Es stellt nur die obere Hälfte von einem Kopfe dar, an dem allein sprechend Nase und Auge sind. Dass die Skizze sich auf diese Partie beschränkt, einzig den Schauenden zum Objekt hat, das wird für Fuchs zum Fingerzeig, dass hier das zentrale Interesse des Malers im Spiele ist. Denn bei der Ausführung seiner Bilder setze jeder Maler an eben der Stelle an, an der er triebhaft am meisten beteiligt sei.[1]) „Unzählige von Daumiers Gestalten", so heisst es im Werke

[1]) Hierzu ist folgende Reflexion zu vergleichen : „Nach meinen... Beobachtungen dünkt es mich, dass die jeweiligen Dominanten der Palette eines Künstlers in seinen

über den Maler, „sind mit dem konzentriertesten Schauen beschäftigt, sei es ein Schauen in die Weite, sei es ein Betrachten bestimmter Dinge, sei es ein ebenso konzentrierter Blick in das eigene Innere. Die Daumierschen Menschen schauen förmlich mit der Nasenspitze.“[1])

X

Daumier ist der glücklichste Gegenstand für den Forscher gewesen. Nicht minder war er der glücklichste Griff des Sammlers. Mit berechtigtem Stolz bemerkt Fuchs, dass nicht staatliche Initiative, sondern seine eigene die ersten Mappen von Daumier (und Gavarni) in Deutschland angelegt habe. Er steht mit seiner Abneigung gegen Museen nicht allein unter den grossen Sammlern. Die Goncourts sind ihm darin vorangegangen ; sie überbieten ihn darin an Heftigkeit. Wenn öffentliche Sammlungen sozial minder problematisch, wissenschaftlich nützlicher sein könnten als private, so entgeht ihnen doch deren grösste Chance. Der Sammler hat in seiner Leidenschaft eine Wünschelrute, die ihn zum Finder von neuen Quellen macht. Das gilt von Fuchs, und darum musste er sich im Gegensatz zu dem Geiste fühlen, der unter Wilhelm II. in den Museen herrschte. Sie hatten es auf die sogenannten Glanzstücke abgesehen. „Gewiss“, sagt Fuchs, „ist diese Art des Sammelns für das heutige Museum schon aus räumlichen Gründen bedingt. Aber diese... Bedingtheit vermag an der Tatsache nichts zu ändern, dass wir dadurch ganz unvollständige... Vorstellungen von der Kultur der Vergangenheit bekommen. Wir sehen diese... im prunkvollen Festtagsgewand und nur sehr selten in ihrem meist dürftigen Werkeltagskleid.“[2])

---

pointiert erotischen Bildern immer besonders klar auftreten und dass sie in diesen... ihre... höchste Leuchtkraft erleben.“ (Die grossen Meister der Erotik, S. 14.)

[1]) Der Maler Daumier, S. 18. — Zu den in Rede stehenden Gestalten zählt auch der berühmte „Kunstkenner“ — ein Aquarell, das in mehreren Versionen vorkommt. Eine bisher nicht bekannte Fassung des Blattes wurde Fuchs eines Tages vorgelegt : ob eine echte, war zu ermitteln. Fuchs nahm die Hauptdarstellung dieses Motivs in einer guten Reproduktion zur Hand, und nun ging es an den überaus instruktiven Vergleich. Keine Abweichung, nicht die kleinste, blieb unbeachtet, und von jeder galt es, Rechenschaft abzulegen, ob sie unter einer Meisterhand entsprungen oder ein Erzeugnis der Ohnmacht sei. Immer wieder ging Fuchs auf das Original zurück. Aber die Art und Weise, wie er das tat, schien zu zeigen, dass er wohl davon hätte absehen können ; sein Blick erwies sich in ihm so heimisch, wie das nur bei einem Blatte der Fall sein kann, das man jahrelang im Geist vor sich hatte. Unzweifelhaft war das für Fuchs so gewesen. Und nur darum war er imstande, die verborgensten Unsicherheiten des Konturs, die unscheinbarsten Fehlfarben in den Schatten, die kleinsten Entgleisungen in der Strichführung aufzudecken, die das fragliche Blatt an seinen Platz stellten — übrigens nicht den einer Fälschung, sondern einer guten alten Kopie, die von einem Amateur stammen mochte.

[2]) Dachreiter, S. 5/6.

Die grossen Sammler sind meist durch die Originalität ihrer Objektwahl ausgezeichnet. Es gibt Ausnahmen : die Goncourts gingen weniger von den Objekten aus als von dem Ensemble, das diese zu bergen hatte ; sie unternahmen die Verklärung des Interieurs, als es gerade eben verschieden war. In der Regel sind aber die Sammler vom Objekt selber geleitet worden. Ein grosses Beispiel sind an der Schwelle der Neuzeit die Humanisten, deren griechische Erwerbungen und Reisen von der Zielstrebigkeit Zeugnis geben, mit der sie sammelten. Mit Marolles, dem Vorbild des Damocède, ist der Sammler, von La Bruyère geleitet, in die Literatur eingeführt worden (und zwar sogleich auf unvorteilhafte Art). Marolles hat als erster die Bedeutung der Graphik erkannt ; seine Sammlung von 125.000 Blättern bildet den Grundstock des Cabinet des Estampes. Der siebenbändige Katalog, den im folgenden Jahrhundert der Graf Caylus von seinen Sammlungen herausgebracht hat, ist die erste grosse Leistung der Archäologie. Die Gemmensammlung von Stosch ist im Auftrage des Sammlers von Winckelmann katalogisiert worden. Selbst dort, wo der wissenschaftlichen Konzeption, die in solchen Sammlungen sich verkörpern wollte, keine Dauer beschieden war, war sie es doch bisweilen der Sammlung selbst. So der von Wallraf und Boisserée, deren Begründer, von der romantisch-nazarenischen Theorie ausgehend, die kölnische Kunst sei die Erbin der alten römischen, mit ihren deutschen Gemälden des Mittelalters den Fond des Kölner Museums geschaffen haben. In die Reihe dieser grossen und planvollen, unablenkbar der einen Sache zugewandten Sammler ist Fuchs zu stellen. Sein Gedanke ist, dem Kunstwerk das Dasein in der Gesellschaft zurückzugeben, von der es so sehr abgeschnürt worden war, dass der Ort, an dem er es auffand, der Kunstmarkt war, auf dem es, gleich weit von seinen Verfertigern wie von denen, die es verstehen konnten, entfernt, zur Ware eingeschrumpft, überdauerte. Der Fetisch des Kunstmarktes ist der Meistername. Geschichtlich wird es vielleicht als das grösste Verdienst von Fuchs erscheinen, die Befreiung der Kunsthistorie von dem Fetisch des Meisternamens in die Wege geleitet zu haben. „Deshalb ist", heisst es bei Fuchs von der Plastik der Tang-Periode, „die vollständige Namenlosigkeit dieser Grabbeigaben, die Tatsache, dass man auch nicht in einem einzigen Falle die individuellen Schöpfer eines solchen Werkes kennt, ein wichtiger Beweis dafür, dass es sich in dem allen niemals um einzelne künstlerische Ergebnisse handelt, sondern um die Art und Weise, wie die Welt und die Dinge damals von der Gesamtheit angeschaut wurden."[1]) Als

[1]) Tang-Plastik, S. 44.

einer der ersten entwickelte Fuchs den besonderen Charakter der Massenkunst und damit Impulse, die er vom historischen Materialismus erhalten hatte.

Das Studium der Massenkunst führt notwendig auf die Frage der technischen Reproduktion des Kunstwerks. „Jeder Zeit entsprechen ganz bestimmte Reproduktionstechniken. Sie repräsentieren die jeweilige technische Entwicklungsmöglichkeit und sind... Resultat des betreffenden Zeitbedürfnisses. Aus diesem Grunde ist es eine gar nicht verwunderliche Erscheinung, dass jede grössere historische Umwälzung, die andere Klassen als die seither herrschenden... zur Herrschaft... bringt, regelmässig auch eine Veränderung der bildlichen Vervielfältigungstechnik bedingt. Auf diese Tatsache muss mit ganz besonderer Deutlichkeit hingewiesen werden."[1]) Mit solchen Einsichten ist Fuchs bahnbrechend gewesen. In ihnen hat er Gegenstände gewiesen, an deren Studium der historische Materialismus sich schulen kann. Der technische Standard der Künste ist einer von deren wichtigsten. Ihm nachzugehen macht manche Schädigung wieder gut, die der vage Kulturbegriff in der landläufigen Geistesgeschichte (und bisweilen auch bei Fuchs selbst) anrichtet. Dass „Tausende der simpelsten Töpfer imstande gewesen sind,... technisch und künstlerisch gleich kühne... Gebilde förmlich aus dem Handgelenk zu formen"[2]), das erscheint Fuchs mit Recht als eine konkrete Bewährung der altchinesischen Kunst. Technische Erwägungen führen ihn hin und wieder zu lichtvollen, seiner Epoche vorauseilenden Aperçus. Nicht anders ist die Erklärung des Umstandes einzuschätzen, dass das Altertum keine Karikaturen kennt. Welche idealistische Geschichtsdarstellung sähe darin nicht eine Stütze des klassizistischen Griechen-Bildes : seiner edlen Einfalt und stillen Grösse ? Und wie erklärt Fuchs sich die Sache ? Die Karikatur, meint er, ist eine Massenkunst. Keine Karikatur ohne massenweise Verbreitung ihrer Erzeugnisse. Massenweise Verbreitung heisst billige. Nun aber hatte „das Altertum... ausser der Münze keine billige Reproduktionsform."[3]) Die Münzfläche ist zu klein, um einer Karikatur Raum zu geben. Daher kannte das Altertum keine.

---

[1]) Honoré Daumier, Bd. I, S. 13. — Man vergleiche mit diesen Gedanken die allegorische Auslegung der Hochzeit von Kana durch Victor Hugo : „Das Wunder der Brote bedeutet die Vermehrung der Leser um ein Vielfaches. An dem Tage, da der Christ auf dieses Symbol geraten war, hatte er die Erfindung der Buchdruckerkunst geahnt." (Victor Hugo, William Shakespeare. Zitiert von Georges Batault, Le pontife de la démagogie : Victor Hugo. Paris 1934, S. 142.)

[2]) Dachreiter, S. 46.

[3]) Karikatur, Bd. I, S. 19. — Die Ausnahme bestätigt die Regel. Ein mechanisches Reproduktionsverfahren diente bei Herstellung der Terrakotta-Figuren. Unter ihnen finden sich viele Karikaturen.

Die Karikatur war Massenkunst, auch das Sittenbild. Dieser Charakter trat, diffamierend, für die übliche Kunstgeschichte zu ihrem sonst schon bedenklichen. Anders für Fuchs; der Blick auf die verachteten, apokryphen Dinge macht seine eigentliche Stärke aus. Und den Weg zu ihnen, von welchem ihm der Marxismus kaum mehr als den Anfang gezeigt hatte, bahnte er sich als Sammler auf eigene Faust. Dazu bedurfte es einer an das Maniakalische grenzenden Leidenschaft. Sie hat die Züge von Fuchs geprägt, und in welchem Sinne erfährt am besten, wer in Daumiers Lithographien die lange Reihe von Kunstfreunden und von Händlern, von Bewunderern der Malerei und von Kennern der Plastik durchgeht. Sie gleichen Fuchs bis in den Körperbau. Es sind hochaufgeschossene, hagere Figuren, und die Blicke schiessen aus ihnen wie Flammenzungen. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, in ihnen habe Daumier die Nachkömmlinge jener Goldsucher, Nekromanten und Geizhälse konzipiert, die auf den Bildern der alten Meister zu finden sind.[1]) Ihrem Geschlecht gehört Fuchs als Sammler an. Und wie der Alchimist mit seinem ‚niederen' Wunsch, Gold zu machen, die Durchforschung der Chemikalien verbindet, in denen die Planeten und Elemente zu Bildern des spiritualen Menschen zusammentreten, so unternahm dieser Sammler, indem er den ‚niederen' Wunsch des Besitzes befriedigte, die Durchforschung einer Kunst, in deren Schöpfungen die Produktivkräfte und die Massen zu Bildern des geschichtlichen Menschen zusammentreten. Bis in die späten Bücher ist der leidenschaftliche Anteil spürbar, mit dem Fuchs diesen Bildern sich zugewandt hat. „Nicht der letzte Ruhm", schreibt er, „der chinesischen Dachreiter ist es, dass es sich in ihnen um eine... namenlose Volkskunst handelt. Es gibt kein Heldenbuch, das von ihren Schöpfern zeugt."[2]) Ob aber solche den Namenlosen und dem, was die Spur ihrer Hände bewahrte, zugewandte Betrachtung nicht mehr zur Humanisierung der Menschheit beiträgt als der Führerkult, den man von neuem über sie verhängen zu wollen scheint, das muss wie so manches, worüber die Vergangenheit vergeblich belehrte, immer wieder die Zukunft lehren.

Eduard Fuchs, Historian and Collector.

This study treats the writings of Fuchs as an example of recent materialistic historiography. Critical appreciation of his work involves critical appreciation of the whole concept of cultural history which prevailed in

[1]) Vgl. Erich Klossowski, Honoré Daumier. München 1908, S. 113.
[2]) Dachreiter, S. 45.

Socialist popular science in the last decade of the nineteenth century. The influence of dialectical materialism was slight, that of positivism greater. An excursus attempts to show how, with technical progress, the work of philosophers and scholars was impaired by this positivism even in the middle of the century. The way in which Fuchs, writing from a Socialist position, attacked the bourgeois art history of a man like Wölfflin is described, but without neglecting his kinship to great bourgeois scholars like Brandes and Bastian. His biological conception of art is then analyzed in its historical conditions, and its close relationship to the intuitive methods of the collector demonstrated. As a collector Fuchs was rooted in the French tradition, but he brought to it the strict morality of German historiography. The Jacobin element in his historical writing is traced back to Schlosser. It appears that Fuchs could not entirely avoid collisions between his Jacobin morality and the materialist conception of history. His work displays a similar tension between that theory of history and his sexual ethics. On the other hand, he was able to throw much light on creative art from the study of sex. His most brilliant theoretical work is in his studies of Daumier. Daumier was also one of his chief subjects as a collector. The study closes with Fuchs's role in the history of art collecting.

Édouard Fuchs, collectionneur et historien.

Ce travail porte sur les écrits de Fuchs, considérés comme exemple de la méthode matérialiste contemporaine.

Le jugement critique porté sur l'œuvre de Fuchs se confond avec un jugement critique sur la notion d'histoire de la culture, qui dominait alors la science populaire d'inspiration socialiste. L'influence du matérialisme dialectique sur celle-ci était limitée ; l'influence du positivisme était d'autant plus grande. Une disgression essaie de montrer, comment déjà au milieu du XIX^e siècle, ce positivisme avait nui aux réflexions des philosophes et des savants sur le progrès technique. On indique comment Fuchs, d'un point de vue socialiste, s'oppose à l'histoire de l'art bourgeois d'un Wölfflin, sans méconnaître la parenté entre Fuchs et de grands savants bourgeois comme Brandes et Bastian. On précise ensuite les conditions historiques dans lesquelles Fuchs a développé son interprétation biologique de l'art ; la méthode intuitive qui correspond à la tendance spontanée du collectionneur, se révèle étroitement liée à cette interprétation. Le collectionneur Fuchs se rattache à la tradition française, à laquelle se joint le moralisme rigide qui vient de l'historiographie allemande. On remonte jusqu'à Schlosser pour expliquer les origines du jacobinisme qui apparaît dans les récits historiques de Fuchs. On aperçoit que celui-ci n'a pu éviter complètement les conflits entre jacobinisme moraliste et matérialisme historique. De même, son mode de considération historique n'est pas toujours en accord avec son éthique sexuelle. Par ailleurs, il apporte à la science des connaissances importantes sur le rôle de la sexualité dans la création artistique. Les études sur Daumier sont sans doute l'œuvre la plus haute du théoricien Fuchs. Daumier a été également pour le collectionneur Fuchs un des thèmes les plus significatifs.

La fin de l'article éclaire le rôle de Fuchs dans l'histoire des collections artistiques.

Sociological Remarks on Greek Poetry.

By
C. M. Bowra.

The traditional conception that the masterpieces of the Greeks in literature and sculpture are models for others to imitate, are in fact „classics", has led to many divergent views of their character. Each generation has to some extent sought to justify its own artistic ideals by claiming that they belonged to the Greeks and to interpret Greek civilisation in the light of later experience. This kind of interpretation is always natural and often useful. The richness of the Greek achievement allows many different opinions to be held of it. When Winckelmann and Gœthe praised Greek art for its „blitheness and repose", they could call in Roman copies of Hellenistic sculpture to defend their case; when Stefan George and Hugo von Hoffmansthal chose to dwell on its elemental, even barbarous, qualities, they could claim the support of Dionysiac religion and point to the stark passions of Attic tragedy. But not all interpretations can be explained by artistic motives like these. With the advance of the social sciences the Greeks have tended to be regarded as the precursors of modern theories and systems, as experimenters who tried out on a small scale what the modern world has tried out on a vast field. In England a liberal conception of them has persisted from George Grote to Gilbert Murray, and in its desire to claim them as individualists has neglected their attachment to custom and the severity of their institutional life. In Germany the tendency has been in a different direction. Under the influence of Hegel and Fichte German scholars tended to regard Greek civilisation as the product of a national spirit — „Volksseele" — and its art as a national art — „Volkskunst". This notion is popular to-day and plays some part in Greek scholarship. But it rests on assumptions which have been inadequateley pondered and are in some cases demonstrably wrong.

The notions of „Volkskunst" and „Volksseele" have taken different forms in the last hundred years, but through all of them runs the same fundamental belief. Briefly stated, this is that the Greeks had, throughout their history, certain permanent qualities which determined the character of their fine arts, and these fine

arts are not the product of individuals following their own tastes and views but of men who were so deeply rooted in a homogeneous civilisation that they worked and spoke not for themselves but for a whole people, whose ideas they shared and whose traditional technique they used. It is claimed that in spite of superficial differences the qualities of Greek art remained essentially unchanged throughout their history and were the expression of a national spirit. Such notions have penetrated deeply into the study of Greek literature, and in it especially they may be examined. For it is still the best evidence for the nature of Greek civilisation, and, in the earlier centuries of Greek history poetry, is the only first-hand evidence which has survived. From time to time the visual arts may be called in to supplement the literature, but they begin later, are less copious and less informative. Of course the evidence of the fine arts does not cover the whole of Greek life, but it is more comprehensive than it would be for any modern culture, and at least it is all that we have got for long periods of time. The advocates of „Volkskunst" have tried to base their case on it, and through it they may with reason be examined.

The view that Greek art was popular or national is largely directed against the very different view that it was the product of different classes of society, successively coming to power and giving expression to their characteristic feelings and thoughts. Those who believe in a national spirit are not usually willing to believe that this spirit may be manifested in widely different forms according to what section of the populace happens to be in the political ascendant. Still less are they likely to believe that the special artistic character of a given epoch may have more in common with a similar epoch in another country than with preceding or succeding epochs in its own. The assumption of permanent national characteristics tends to neglect differences of circumstances and to ascribe to a whole people what really belongs only to a part of it. In the case of the Greeks this tendency is strengthened by the traditional method of treating the history of Greek literature and art in isolation and of considering it without reference either to its historical background or to similar developments in other countries. It is too often seen as the story of a logical growth in which each form passes by a natural process into a new form and owes nothing to social or political forces. And yet this isolation is almost certainly unfounded. So far from being a national art in every stage of its history, Greek art was hardly ever national. Its greatest achievements were due to small sections of the population, and it may well be doubted whether these sections were truly representative of the Greek people as a whole.

The problem may be clearly seen in the case of Homer. In the Iliad and the Odyssey we have the first monuments of Greek poetry and the first intelligible records of Greek history. Before them we have archaeological remains but no written word and therefore no history in the true sense. But these two poems, composed probably in the eighth century B. C., show not merely a picture of a society but a view of life, which is consistent and eminently clear. Even if the events which they describe are entirely imaginary, and it is hard to believe that in the Iliad at least there is not some basis of fact behind the fiction, they are still first-hand evidence for an epoch and a society. For our purpose they are of a twofold importance. In the first place the circumstances of their composition have been a matter of prolonged debate and have provided much material for those who believe that they are the creations of a popular spirit. In the second place, the ideas and ideals expressed in them have often been taken to be characteristic of the Greeks throughout their history. In fact, the first belief is that in „Volkskunst" and the second that in „Volksseele". Both require closer examination than is usually given to them.

Ever since F. A. Wolf published his Prolegomena in 1792 many scholars have maintained that the Homeric epics are not the work of one or of two but of many poets. There has been much disagreement on the method and details of composition, but there has been a common tendency to believe that the Iliad and the Odyssey were the work of many men working on traditional material in a traditional manner. In theory it is not inconceivable that the two great epics should have been built up from smaller poems by additions and alterations. The different forms in which English ballads are preserved show that when a poem is transmitted orally and has a wide circulation it may be expanded and altered and take many forms. Moreover there are undoubtedly real cases of popular epics. In the Balkans and especially in Bosnia and Herzegovina the singing of epic lays is still an art practised by many men and appreciated by large sections of the public. In Russia the peasants listened to epic lays at a time when there was no cultivated poetry among the educated classes. This epic poetry is the popular art of lands where peasants form the vast bulk of the population. It is traditional in its choice of ancient history for its subject, in its use of stock recurring formulae in its language, in its standard epithets, in its simple metres and stanzas. It is popular in its love of a good story, in its lack of detailed characterization, and above all in its lack of structure. It is essentially episodic, and it is easy to believe that a new bard can make addi-

tions to an old poem without spoiling its shape and balance or making his addition seem out of place and discordant with what was already there. With such poems the Iliad and the Odyssey have undoubtedly something in common. The subjects of both belong to a distant past when the gods walked on the earth and men were stronger than in the poet's own day. In both the language is largely built up from traditional phrases which are used not merely for recurring actions such as the coming of dawn or evening or the death of a warrior but even for more unusual themes such as the brightness of a great palace or the way in which the moon dims the stars. The familiar epithets — the „loudly-resounding" sea, the „long-shadowing spear", and all the other members of a famous company — have something in common with the simpler but no less traditional epithets of the Slavonic and French epics. In both, old stories are told again because of their tense, dramatic interest. In the Iliad, the wrath of Achilles leads to the death of his dear friend ; in the Odyssey, the adventures of the hero are full of breathless excitement and high tension. Even the splendid hexameter, full of resonance and variety as it is, may be developed from a simpler line which allowed great freedom to bards unwilling or unable to be strict metrists. In these points the Greek epics have certainly something in common with popular epics as they are found in other parts of the world. But in other respects differences emerge and are vitally important.

Between the Greek epics and popular epics of the Slavonic type there are four main differences. First, despite an easiness of construction inevitable in poems intended for piece-meal recitation, both are built on an architectural plan. The Iliad is the story of the wrath of Achilles and of its dire results for himself, his friends and his enemies. The different stages of this wrath are marked clearly, and the poem closes with its healing when he gives back the dead body of Hector to Priam. The Odyssey is more closely knit than the Iliad. It falls into three main parts, but these are intimately connected, and the whole story is the complete story of a man who, after thrilling adventures, comes home to find his wife beset by suitors on whom he takes a fearful vengeance. In both poems incidents may be detached and enjoyed for their own sake, but in both these incidents have a place in a larger design which has in Aristotle's words „a beginning, a middle and an end." Secondly, the characterization of both poems is far more vivid, detailed and consistent than in any popular epic. The chief actors and actresses are seen clearly with considerable knowledge of human nature and from a single point of view. In each poem the whole company of characters is arranged on a

recognizable system by which different sets of them complement and balance each other, and those characters of the Iliad who reappear in the Odyssey have the same idiosyncrasies and characteristics even if they appear in a new setting. Thirdly, the language of both poems is not merely remarkably homogenous but extraordinarily flexible and rich throughout. All attempts to dismember them by linguistic texts have failed, and it must now be admitted that the Homeric language, which can never have been a spoken vernacular, is maintained with complete regularity and consistency. Fourthly, though each poem deals with a traditional theme, it transforms this theme by what can only be called an ethical outlook alien to the original story. The wrath of Achilles and his revenge on Hector are seen not as a simple story of revenge but as a moral tragedy of great import, and the punishment exacted by Odysseus on the suitors of Penelope is no mere feat of skill but the triumph of right over wrong.

These four essential characteristics of the two poems point to a single conclusion — that each poem, as we now have it, is the work of a single poet. He certainly used traditional material and traditional methods of composition, but he imposed his own individuality on the language and on the characters, and he left the marks of his own work on the shape of the whole which he gave to each poem. Here there can be no case of „Volkskunst". However much the poet owed to anonymous predecessors, he was enough of a conscious artist to know the value of giving to his poem its own shape, style, and character. Compared with the Iliad and the Odyssey even poems so individual as Beowulf and la Chanson de Roland are primitive and popular. In them it is possible to believe that the absence of real artistry is the result of an attempt to retell stories much as they had already been told. With Homer this is impossible. His epics are not an accidental accumulation of lays or expansions by different poets of older poems. What he borrowed or inherited, he remade, and on all lies the remarkable impress of his own personality. Indeed the superior quality of the Homeric epics to other early epics must be due to the poet's work on them. He has passed beyond the tradition into art and given a real harmony and style to what would otherwise have been much simpler and far less moving. If we would find a real parallel to his artistic achievement, we are more likely to find it in Chaucer, who gave a new life and character to the decadent medieval epic, than in the anonymous Slavonic and French bards who composed in a strictly traditional manner.

Homer's art is not „Volkskunst", but his voice might still be that of a „Volksseele", and his poetry might still be the expression

of the Greek character and of the Greek view of life. In so far as his works were an essential part of Greek education in later centuries, he entered into Greek culture and had a large influence on it, so that Plato practically excluded him from his ideal state and Alexander felt that he resembled Achilles. But this does not mean that when Homer composed, his ideas were accepted by a whole society or that he had a whole people in mind as his audience. The evidence is entirely to the contrary. Homer sang not even for nobles but for princes, and was concerned almost entirely with them. The bards whom he depicts in the Odyssey are the servants of kings, at whose court they live and for whose pleasure they sing. His own condition must have been like theirs, for his portrayal of them is too detailed and too sympathetic to be anything but a transcript from life. Moreover his whole story is of kings, whom he calls „Zeus-born". Their only critic, Thersites, is presented in an unfavourable, even hostile, light, and the harsh punishment meted out to him by Odysseus is regarded as perfectly justified. Being of humble position as the servant of princes, Homer says nothing about himself and passes no moral judgments. He is not the social equal of his patrons, and he attributes all that he says to the divine power of the Muse. Moreover, the conception of manhood which he accepts is that of an age when the only men who mattered were kings who had power enough to fight successful battles and to be leaders of armies. Such men need more than physical prowess ; they must be wise in counsel and eloquent of tongue. The basis of their ethics is highly individualistic. What matters is the great man's sense of honor. Achilles can no more forgive the insult paid him by Agamemnon than Roland can admit the gibes of Ganelon. Great position has, of course, its obligations, and the Homeric king must be generous to suppliants, to beggars, to conquered enemies. Since he lives by combination with others like himself, he owes certain debts to his confederates. But on the whole his obligations are few, and for him the mass of mankind hardly exist. In Homer's narrative the princes are all who matter. The common soldiers have no names and play little part. Even his swineherd was once a king's son.

Homer, then, composed for the ruling class which in his day consisted of independent princes. This form of society was indeed nearing its end, and in the Odyssey, where the house of Odysseus is assailed by upstarts, Homer may have depicted the change from old established families to others of more recent origin. He certainly felt, that men were no longer so great as they once had been. So far from being the spokesman of an unchanging people he seems

to have been the last post of a great age. He summarised its ideals and its way of life, but he knew that they were coming to an end. Just as Dante summarized the whole achievement of the Middle Age at a time when the first breath of the Renaissance was coming with Petrarch and Giotto, just as Camões sang the glories of imperial Portugal in the years before they passed into oblivion at Alcazar Kebir, so Homer sang of the heroic age of Greece when the age of roving warriors and conquerors was yielding to the new phase of the established city-state. He points not forward but backward. He sees his princely society as something great and grand, but already on the way to destruction. He accepted its standards because his profession was otherwise impossible. He had a genuine admiration for the great heroic qualities — courage, loyalty, eloquence, physical fitness. But he saw that even these had the roots of decay in them, and his figure of Achilles, magnificent and disastrous and destined to an early death, is the fit emblem of the society of which he sang.

The picture which Homer gives of his Zeus-born kings is so complete, so richly human, that it is easy to be deluded into the belief that it is the picture of a complete society. But the picture may be supplemented both from Homer himself and from another contemporary source, Hesiod. If Homer could not mention humble contemporaries in his narrative, he could introduce them, as it were accidentally, into his similes. Here are the child who builds sand-castles, the boys who cannot keep an ass from straying into a corn-field, the man who turns a haggie over a fire, the old woman who works late into the night to win a „shameful wage", the young wife led into slavery when the husband is killed in battle. In these pictures Homer supplements his heroic presentation of life, and his view is not heroic nor tragic but pitiful. He is sorry for these people. To them he must have belonged ; perhaps his own life was not unlike theirs. His mere mention of them shows that in his society there was a great division between the powerful and the humble. He was conscious of it, but he could say little about it. What little he did say, shows that in his wide charity he saw the importance of many kinds of man. This division is shown with much more directness by Hesiod. He was a struggling farmer, living in a hard land and harassed by financial embarrassments. For him the petty kings of his country are not heroes but simply enemies. He has his philosophy of history which consists of the simple theory that the ruling class has gradually degenerated until in his day they have forgotten the elementary rules of justice. Of this he speaks with great bitterness, complaining that their treatment of common men is that of the hawk which destroys

the nightingale. Against this prevailing injustice he can only invoke divine aid and he warns the princes that Zeus has his three thousand guardians who keep watch against cruelty. The pessimism of Hesiod is due to his conviction that life is hard and full of injustice. He gives the opposite side of the picture to Homer. Homer idealised the past; Hesiod saw the present as something only to be endured by hard toil and suffering. He shows that Homer's world, for all its humanity and grandeur, was that of a privileged few.

The difference between Homer and Hesiod shows that even in the eighth century the Greeks had no single and homogeneous view of society. Nor was this difference confined to views about the nature of kings. Hesiod does not share Homer's view of what a man should be. He has little to say about the heroic virtues, and his own ideal is hard work. This is the burden of his Works and Days, whose central doctrine is that achievement comes only through sweat and labour. He is concerned not with life as it ought to be, but as it is, and he has a great scorn for those who neglect the hard facts of the struggle for existence. His difference from Homer may be seen with great clearness in his theology. Homer, on the whole, regards the gods as what men would be if they were free from responsibility, old age and death. He depicts them as living a life of pleasure and ease, the counterpart of that which earthly princes live in their hours of ease. Hesiod sees them with different eyes. His theology is that of a man who feels that the world is governed by incalculable powers, who are usually unreasonable and often cruel. Therefore he accepts all the ancient stories of war in heaven and does not scruple to tell stories of the gods from which Homer would have turned away. Even his belief in a righteous Zeus is very different from Homer's. Homer did not feel called upon to stress the fundamental rightness of the supreme god; in his world there was not sufficient injustice crying for punishment. Hesiod, cramped and hindered by his circumstances, felt that in heaven at least there must be some redress for social wrongs.

The world of Homer and Hesiod came to an end when the desire for conquest was satisfied and the Greeks settled down to organise themselves into city-states. The process had begun before them, but it began to show results in the seventh century and reached its height in the sixth. Its first political result was that power passed from kings to landowning aristocrats. Basing their claim largely on royal descent and connected by ties of blood, the nobles formed a singularly united and homogeneous class. Rebels, like Archilochus, who did not fit into their scheme of things, passed

lives of poverty and misery away from home. Unlike the Homeric kings, the nobles were great advocates of solidarity and evolved a form of society and a view of life in which the chief virtues were obedience and loyalty. Within these limits great freedom was allowed. Personality was still important; an increased sense of security developed a greater sense of the joy and adventure of life; style and honesty seem to have come almost naturally to these privileged masters of the city-state. The strength and the limitations of this system can be seen most clearly in Sparta. Here the conquering landowners lived on the labours of the conquered who were reduced to the position of serfs and compared by Tyrtaeus to asses labouring under burdens. In the seventh century the landowners felt secure and developed their own brilliant culture. Its life and gaiety may be seen in its ivory-carvings and gold-work, in its wide trade reaching to Carchemish and Egypt, and above all in the poetry of Alcman. In his sprightly gaiety, his taste for the good things of life, his unaffected sincerity, Alcman is the perfect poet of an age which was not only sure of itself but aware of the many delightful pleasures which were open to it. Convention had not dulled its enjoyments, nor had bitter experience undermined its ethical standards. In the sixth century the Spartans lost confidence in themselves and developed a political system in which everything was sacrificed to the state. Its civilisation declined, and it left little of value to the world. But in Alcman's time the noble families were not afraid or exhausted. In it, more than at any other time of Greek history, the aristocratic spirit may be seen in its full strength and freshness. But it was still an aristocratic spirit. To this select society the conquered peoples, who were of Greek origin no less than their masters, were not admitted. They lived a life of their own, hostile to the Spartan aristocrats and based on customs not shared with them. Alcman spoke only for a class. The serfs who lay outside it were beyond his view.

A later and more self-conscious form of aristocracy than the Spartan may be seen in Lesbos in the last years of the seventh and first years of the sixth centuries. Here, too, there was a high degree of individualism and a wonderful sense of style. But here the opposition was less controlled than in Sparta and the landowners were challenged by the new class of merchants. The result was a great development of class-consciousness and class-hatred. Alcaeus, who was charming to his friends, spared no abuse for his political enemies. His chief opponent, Pittacus, whom posterity honoured as one of the Seven Wise Men, was for Alcaeus a low fellow for whom no abuse was too bad. Alcaeus takes any

stick to beat him with, but in every attack we can see that the real basis of Alcaeus' hatred was that this man was not one of his own class but an alien who was trying to usurp powers to which his birth did not entitle him. The poetry written about this quarrel has certain fine, direct qualities, but in it, on the whole, hate obscures beauty. Alcaeus' best gifts can be seen in the poems which he wrote for his friends. In these he allows his love of natural beauty and his buoyant gaiety to assert themselves. When Pittacus crossed his mind, he wrote in spite, and his delicate touch was obscured. He has both the strength and the weakness of a man who lives in a small, established circle. Inside it he saw and enjoyed many delightful things. But outside it he was capable of seeing little except bad. The preference of his fellow citizens for Pittacus was incomprehensible to him; he thought them mad. Rooted in his own world he failed to foresee the future or even to sympathise with many of his contemporaries.

Alcaeus was a man and accepted what he thought to be the responsibilities of manhood. His contemporary, Sappho, had no such responsibilities and was far less the creature of her times. Indeed every word she wrote seems to have been written for eternity, so simple and enduring are the emotions which made her verse. Yet a success such as her was perhaps only possible in an aristocratic society. In it she was certainly allowed more liberty than she would have been allowed by a later century in democratic Athens. And the very circumstances which made her art possible, the training of young girls in art and song as the servants of Aphrodite, were themselves part of the aristocratic life which showed its solidarity in such shared ceremonies. Her extreme directness and honesty were possible because she wrote for a few friends who knew her well and would not misunderstand her. Because of this her poetry is far more intimate than any poetry written for an anonymous public or for posterity, and this intimacy is as far removed from irony as it is from rhetoric. Hardly noticing the political struggles of her time and feeling that political action belonged to men, she led a life of extraordinary fullness and depth. Her unfailing taste and sincerity saved her from sentimentality, her strong emotions were disciplined by consummate art. But neither in her circumstances nor her outlook was she a popular figure. She lived in a small circle and drew much of her strength from it.

The poetry of Alcaeus and Sappho is, then, the special product of an aristocratic society. And yet in a way it has, at least technically, a close relation to what was really a popular art. Behind it lies a tradition of folk-song which must have been vigorous on

Lesbos and well known to both of them. On this tradition both made great improvements. They elaborated its metres and must have written on many themes which lay outside its range. But from it they took a simple vernacular style and occasional traditional subjects such as the girl who cannot work at her loom for thinking of her lover, of the man and woman who quarrel and end by a renewal of love. But their poetry has not the unsophisticated artlessness of folksong. They remodelled its themes and language by trained judgment and a refined sense of style. Their attitude towards it was that of cultivated people who saw both its excellences and its defects. A close parallel may be seen in the brilliant Portuguese poetry of the thirteenth century. Behind this, too, lies an abundant and vigorous folk-song, which was followed in its themes and manner by kings like Dinis and nobles like Pai Gomez Charinho. But the noble Portuguese poets refined and improved on the rustic songs of countrymen and hillmen and gave to their work a delicacy which must have been lacking in their originals. They stood apart from the populace by virtue of their greater taste and sensibility. So too Sappho and Alcaeus, deeply rooted though they were in popular tradition, were as artists above and beyond it.

The political movement which destroyed the established aristocracies had considerable democratic support and represented the emergence of the mercantile classes. But since its political power was consolidated by „tyrants", that is by individuals with almost royal position, its art was of a special character. It was an age of patronage, and the tyrants, who encouraged the arts, also determined their direction and had considerable influence over them. Men like Polycrates in Samos and the sons of Peisistratus in Athens were princely connoisseurs like the men of the Renaissance. To them both sculpture and painting owed a great debt. Sculpture they needed both to adorn the temples which they built and endowed to perpetuate the memory of their parents or of themselves. In their architecture they had a taste for the grandiose, so that Polycrates built his great temple of Hera and Peisistratus the Hecatompedon on the Acropolis. But the real spirit of their arts may be seen in the Athenian vase-painting of the early red-figured period. This exquisite and delightful art reached at this time a delicacy and gaiety such as it never again reached. In its own way there is no vase-painting so fine or so accomplished as that of Oltus and Epictetus. But these painters worked for a definite end and their range was narrowed in consequence. They concentrated on giving pleasure and amusement to a small circle whose activities lay in public life and who needed

recreation. Their scenes from the playground or the feast, their figures of dancers and horsemen, are chosen simply to give pleasure. They have no dramatic interest, no deep emotional content. Their world is not so artificial as that of Watteau and Boucher, but it is at least as limited, and for the same reason. The tyrants did not wish art to be a criticism of life. They wanted it to be a relaxation and to throw its emphasis on moments of pleasure. Therefore their artists painted subjects suitable for men sitting over their wine and resting from affairs of state.

The conditions which obtained in painting obtained also in poetry. Polycrates invited to his court two men of genius, Ibycus and Anacreon, and in their work we have the first specimens of courtly poetry known to the world. It has not the faults of most courtly poetry. It is not insincere or over-elaborated. It is concerned with matters of vital and perennial interests. But it bears the marks of a society where a powerful patron knew what he wanted from his poets. It is primarily concerned with wine and with love because its place was at the tyrant's feasts when he wished to amuse himself after the day's labours. As befits such occasions, it is extremely gay. It is also witty and ironical. Anacreon keeps his more serious self in rigid control and is prepared to dismiss his emotions with a jest in case others should have the first laugh on him. Ibycus invented what was almost a mythology of love, which at times recalls Provence. Both avoid political and public themes; even ethical maxims are rare with them. They aim at giving pleasure with their songs, not at teaching or expressing their own emotions. For them poetry mirrors only a small part of life. This does not interfere with their skill but it limits their field. They cannot claim to be interpreters of their time, and they lack the sweep of Homer or even of Sappho. In different circumstances they might have written differently but at the tyrant's court they wrote what he wanted, and this was a poetry of relaxation. With them poetry ceased even to be the mirror of a class. It became the plaything of a single man and of his circle.

Until the end of the sixth century Greek poetry, in spite of certain popular affinities, cannot be called popular. It took no account of large sections of the populace and was usually composed for a small circle of privileged people. This did not in any way interfere with its success. The men who demanded it were the most lively and cultivated of their time, and the poets, who usually were members of a privileged aristocracy, felt at ease with their hearers. For this reason they spoke directly and freely and lacked those inhibiting forces which prevent a poet from being

at home in his world. They felt behind them not merely a similarity of tastes and interests but a certainty that they would be understood and appreciated. At few other times have poets been so fortunate. Even the Elizabethan songwriters were more dependent on the favours of the Court than Sappho and Alcaeus were on the circles in which they lived. Within their limited circle the Greek poets possessed freedom of speech and could write without worrying about punishment and disgrace. Even if, as in Samos, their sphere was limited, they could say what they liked inside it, and Anacreon seems to have expressed himself with some candour to Polycrates. The Greek aristocrats felt that the world belonged to them, and while this confidence lasted, their poets always assayed new subjects and lively sensibilities.

In the fifth century the political scene changed. Cleisthenes had created, and Pericles developed, the Athenian democracy. Every Athenian was politically as good a man as his neighbour, and if we exclude the slaves, who were often of foreign birth, there is no doubt that Periclean Athens was genuinely democratic. As such it needed new forms of expression and found them in Tragedy and Comedy. Athenian plays were not written for a few friends but were performed in a vast theatre before the whole population of Athens. Here then we might at last see an example of „Volkskunst" grown after long years of political and literary evolution. The occasion was solemn, and everyone's duty was to attend it. The views expressed by the tragedians, the figures assailed by the comedians, were of public interest and contemporary relevance. Aeschylus dealt with the supramundane aspects of questions so vital as the reform of the Areopagus, and Aristophanes pilloried politicians like Cleon and preached peace to a warring world. In their choral songs the tragedians often attempted to give a criticism of the events which they presented on the stage and to instruct their audiences in the right view of the problems involved. They were careful not to offend public opinion, and even Euripides, who made sly fun of the gods, never brought them into open ridicule. They observed the traditionalism of their form, and their drama never had the ease and sweep of the Elizabethan but kept its small numbers of actors, its choral songs, its formal speeches. It drew most of its plots from the heroic age and it kept, in spite of divergences, to the authorities on which it drew. It was then both traditional and popular, and in it we might expect to find an example of „Volkskunst" and the expression of „Volksseele".

If Greek drama is a popular art, it is certainly such in quite a different sense from popular epics and folk-song. For it was

not a spontaneous and natural growth in which many men shared. On the contrary, it owed its inception to the establishment of the Greater Dionysian Festival by Peisistratus and its yearly performance was strictly official. Prizes were given for the best plays and the expenses were borne by prominent citizens as a part of their public duty. In its early stages it existed because the tyrants wished to give the Athenian people a sense of solidarity by instituting great festivals at which all could attend, and when the tyrants disappeared from the scene, the festivals survived because they met a real need and still seemed useful to those who managed the state. It was, then, not a popular growth in the sense that the Elizabethan drama was. It did not pay for itself, and its plays were performed only on a few days in each year. But in spite of its official origins and character Greek drama was certainly deeply based on popular approval. This is clear from the jokes and parodies which Aristophanes makes on it. They would have been unintelligible and certainly not profitable if his audiences had not had a good knowledge of tragedy and of the chief mannerisms of its exponents. The almost technical criticism which Aristophanes makes of Euripides in his Frogs shows how well Euripides must have been known and what discussion he must have provoked.

In this sense, then, Greek drama was certainly popular, but it may still be doubted whether it was a „Volkskunst". The poet addressed a vast audience but he made few concessions to it. It is not merely that Greek tragedy lacks passages „to tickle the ears of the groundlings" such as seem to have been inevitable to the Elizabethans. Such omissions may well have been due to the solemnity and religious character of the festival at which the plays were performed. Far more striking is the language which the poets used and the demands it must have made on its hearers to understand it. The language of Aeschylus is complex, highly metaphorical, elliptic, and above all difficult. In his choral songs, which must in any case have been hard to follow, it is at its most elaborate and obscure. The choral songs of Sophocles are in their own way no less elaborate, and though Euripides is certainly more lucid than either of his predecessors, his language is by no means easy. All three tragedians use a highly poetical vocabulary which is no less artificial than the language of Homer or the earlier writers of choral odes. In this respect they resembled their aristocratic predecessors who wrote for small circles of cultivated people and they do not seem to have made any concessions for the far greater numbers of their hearers. They derived the traditions of their art from an earlier age, and in their language

especially they remained faithful to them. In this they are characteristic of their time. The Athenian system of the fifth century can only be understood if we regard it as an attempt to impart the standards and life of an aristocracy to a democracy, to give the grace and ease of life, hitherto enjoyed by a few, to a large number. Just as its citizens enjoyed leisure and took part in government, so in its art the dignity and difficulty of aristocratic art was maintained. Its painting was the natural development of the art of the sixth century, and its poetry rose out of the earlier choral songs and kept much of their style. It had neither the ease nor the simplicity of truly popular art. The poets expected their audiences to rise to their own level and took no trouble to explain themselves or to cater to more vulgar ideas.

If the poets made no concessions to the public in their technique they did not make any more in their opinions. Indeed, Aeschylus, Sophocles and Euripides equally used the stage for the expression of their highly individual views of life. Aeschylus attacked problems of theology in a revolutionary manner which must have surprised many of his hearers. His Prometheus Bound is an astonishing analysis of divine power, and his Oresteia attacked the deeply founded belief in blood-guiltiness. Euripides often showed up the gods as impostors or worse, and when he accepted their existence in his Hippolytus and Bacchae, he made them almost monsters and certainly beyond good and evil. Even Sophocles, who is known to have been a devout and reverent man in private life, raised questions about the problem of evil in the Trachiniae which were neither comfortable nor orthodox. In his own way each tragedian certainly departed from accepted views of religion and felt that his own opinions were more important than those current in his time. Each spoke for himself and not for others, not to express what was already accepted but to alter it and correct it. Although all Athenians were equal before the law, in their attitude towards tragedy they were prepared to accept the superior knowledge and wisdom of their poets and to acquiesce in the expression of opinions which differed from their own.

Tragedy then can hardly be regarded as a „Volkskunst" except in a very unusual sense, and it does not even seem to be the expression of a „Volksseele." For the views propounded in it were often not the traditional or usual views of Athenians but the creation of remarkable and original poets who belonged to an aristocratic tradition and endeavoured to impart their conclusions to men who must have found them strange if not hostile. Even Sophocles, conventional as he was, was certainly not a typical Athenian in the last twenty years of his life. In the age of Cleon he must

have seemed rather oldfashioned and out of date. Tragedy was a national institution and called to its service men who would in another place at another time have composed in quite different forms. But the fact of its existence was in a sense accidental. We can imagine an Athens without it, and we know that in its first stages it was the creation of the tyrants. Even comedy, which seems to have answered a deep need of the Athenians, was originally a foreign importation. It owed its strength and popularity to the belief in free speech at Athens, and it derived its fantastic dialogue from the language of the streets and the marketplace. But Aristophanes wrote with an extremely independent outlook and seems really to have disliked most of the more popular movements of his day. He looked back to a past generation and was frankly romantic about it. The present struck him as more worthy of ridicule than of serious admiration.

Despite its popularity the best poetry of the Greeks was not popular; it was the creation of small classes of educated men who refined on traditional forms and made them the vehicle for their own ideas. It is indeed remarkable that some important aspects of Greek life were untouched by then. There were many stories and themes which found their way onto vases but not into poetry. There was a popular art of story-telling, such as still exists in the Islamic Orient, which has left some traces in Herodotus and the Fables attributed to Aesop, but was never transformed into a great form of art. There must have been a considerable body of religious literature connected with the salvationist cults of Orphism which had a wide vogue among humble people, but of this few traces survive and their aesthetic merit is negligible. There may even have been popular epics akin to the Slavonic which were well known as repositories of myths but not seriously regarded as poetry. The poets, who filled the gaps of narrative between the Iliad and the Odyssey, were regarded as much inferior to Homer, and those who told the exploits of Heracles or Theseus have fallen into the oblivion which they seem to have deserved. In Greece there existed a genuinely popular poetry, a „Volkskunst", which had its roots among common men and a wide circulation, but it seems never to have reached any artistic excellence and it was never treated seriously by the Greeks. What they liked and admired was the much more conscious art of poets who did not claim to be speaking for the whole people and whose technical skill was a matter of trained judgment and invididual sensibility. It would, of course, be absurd to deny that Greek poetry as a whole possesses certain qualities which are acking or less prominent in other languages. Both in its positive

and negative qualities it has a certain historical unity. But this unity may be explained by two simple facts. In the first place, as we have seen, it was normally the product of a small privileged class and it shows the marks of its origin. So long as this class was vigorous and vital, its poetry reflected its life. When it failed or decayed, as at Alexandria, the marks of decadence are on its poetry. In the second place Greek poetry was remarkably traditional. All later poets owed much to Homer, and Homer himself was the child of tradition. Therefore their vocabulary and certain points of their technique were also traditional. The forerunners of Greek poetry set an impress on it which later generations observed. All artists must to some extent live on the achievements of their predecessors, and the Greek poets owed a great deal to Homer. But in spite of the apparent logic of their growth, in spite of their traditionalism and attachment to the past, they can not really be regarded as typical products of their race. It is unwise to assume that they owed their technique and artistry to popular art or their thoughts and feelings to a nebulous entity called the Greek Spirit.

Soziologische Bemerkungen zur griechischen Dichtung.

Während sich in England eine rein individualistische Interpretation griechischer Dichtung herausgebildet hat, steht die deutsche Forschung heute noch stark unter dem Einfluss der Konzeption der „Volksseele“ : Die Gestalten und Epochen der griechischen Dichtung werden als die Formungen eines einheitlichen Volkscharakters aufgefasst. Demgegenüber will der Aufsatz hervorheben, dass die griechische Kunst das Produkt jeweils sehr verschiedener gesellschaftlicher Schichten ist, nicht aber ein isoliertes Phänomen, das sich nach immanenten Entwicklungsgesetzen entfaltet. Die homerischen Gesänge, basiert auf überliefertem Material und überlieferten Gestaltungsmethoden, aber das Werk eines einzelnen Autors, waren für die herrschende Oberschicht abgefasst und empfingen ihre Inhalte und ihre Ideale von dieser kleinen Gruppe. Demgegenüber repräsentiert Hesiod den kleinen Bauern, für den die Könige nicht Helden, sondern Feinde waren und dessen Weltanschauung völlig der homerischen widerspricht. Mit dem Aufkommen des Stadtstaates und des ihn beherrschenden, grundbesitzenden Adels erscheinen neue Kunstformen und neue Inhalte. Und selbst innerhalb der städtischen Kultur finden sich weitgehende Verschiedenheiten, wie durch einen Vergleich des Tyrtaeus und Alcman in Sparta mit der lyrischen Dichtung auf Lesbos deutlich wird, wo den Grundbesitzern ein starker Kaufmannsstand gegenübertrat. Das folgende Zeitalter der Tyrannen produzierte vor allem eine höfische Kunst, die nur der Erholung und dem Vergnügen diente : Spiel für einen einzelnen Herrscher und seinen Kreis. Der Aufsatz schliesst mit einer Diskussion der Tragödiendichtung des 5. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zur Demokratie und deren Bedürfnissen und Forderungen.

Remarques sociologiques à propos de la poésie grecque.

Tandis que, en Angleterre, s'est développée une interprétation purement individualiste de la poésie grecque, la science allemande subit, aujourd'hui encore, fortement l'influence du concept de „l'âme d'un peuple" : les figures et les époques de la poésie grecque apparaissent comme les formes successives dans lesquelles s'est exprimé le caractère d'un peuple un en son essence. Contre cette interprétation, l'article montre que l'art grec, loin d'être un phénomène isolé qui se développe d'après des lois immanentes, est le produit de couches sociales diverses selon les époques. Les poèmes homériques, œuvre d'un seul auteur, étaient fondés sur une tradition qui transmettait à la fois la matière et les méthodes de mise en forme ; ils s'adressaient à la classe dominante. Hésiode, en revanche, représente le petit paysan aux yeux duquel les rois étaient non des héros mais des ennemis — sa conception du monde s'oppose entièrement à celle d'Homère. L'état urbain, la cité, et la noblesse qui la domine de propriétaires de terre, amènent des genres et des thèmes nouveaux. A l'intérieur même de la culture de la cité, on observe des différences très poussées, comme le montre une comparaison entre Tyrtée et Alcman de Sparte, et la poésie de Lesbos, où aux propriétaires de terre s'opposait la puissance des marchands. L'époque suivante des tyrans produit surtout un art de cour, qui ne servait qu'à la récréation et au plaisir — divertissement offert au seul prince et à son entourage. L'article se termine par une discussion de la poésie tragique du V^e siècle, dans ses rapports avec les besoins et les exigences de la démocratie.

Les sciences sociales en France.

Par

C. Bouglé.

L'Exposition qui vient d'être inaugurée à Paris sera bientôt l'occasion d'une impressionnante procession de Congrès internationaux. Plus de 300, dit-on, se sont inscrits pour défiler dans le somptueux et éphémère décor, qui bientôt ne sera plus qu'un souvenir. Mais beaucoup d'entre eux pourront sans doute susciter, dans le monde des sociologues, des réflexions durables qui mèneront aux coordinations plus que jamais nécessaires.

Une sorte de „Guide" s'offre à nous, dû à la collaboration du Centre d'études de Politique étrangère et du Centre de Documentation sociale de l'École Normale Supérieure, ligués pour la préparation de la Conférence Internationale des Sciences sociales (enseignement et recherche). Les programmes établis, les mémoires reçus par les organisateurs et les publications préalables qu'ils ont lancées donnent un premier aperçu — déjà assez instructif — des discussions qui vont s'ouvrir.

Le programme général est ainsi composé :

1) L'État des sciences sociales dans les différents pays. Monographies et synthèses ;
2) Les rapports des sciences sociales entre elles. Sociologie et disciplines spéciales ;
3) L'influence des sciences sociales sur l'Éducation intellectuelle et morale et notamment sur la formation de l'esprit international.

Désireuse de préparer pour son pays une série de rapports répondant à la première question, la Commission française a préparé tout un volume intitulé Les sciences sociales en France (enseignement et recherche) inspiré, lit-on dans la préface, d'un double exemple, celui qui fut donné après l'Exposition de 1900 par M. H. Hauser lorsqu'il rédigea un livre sur l'enseignement des sciences sociales; et puis celui qui vient d'être donnée par des auteurs de Survey, comme MM. Shotwell, Bernard et Bailey[1]) à propos de l'enseignement de la paix aux États-Unis ou en Angleterre.

Dans les deux derniers bilans, l'américain et l'anglais, les préoccupations pratiques sont au premier plan. On veut offrir une satisfaction, encouragement ou consolation, aux éducateurs pacifistes de tous les pays en leur mettant sous les yeux ce qui a été tenté en certains pays déjà, et ce qu'ils peuvent tenter à leur tour pour préparer les esprits des jeunes générations à cet effort de compréhension mutuelle dont le monde de demain aurait si grand besoin. „La science sociale au service de la paix", c'est à la fois le leitmotiv et le mot d'ordre.

---

[1]) The study of International Relations in the United States. Survey pour 1934. Introd. de Shotwell. New-York 1934. Bernard (L. et J.), Sociology and the study of international relations. Washington 1934. Bailey (S. H.), International Studies in Great Britain. Londres 1933.

Les sociologues français sont bien loin de dédaigner ce vœu. Et les auteurs du volume n'ont pas manqué de confier à M. Lambert, titulaire de la chaire d'enseignement de la Paix créée par M. Herriot à l'Université de Lyon, le soin d'établir ce qui a été fait en France dans les divers ordres d'enseignement pour éliminer de l'esprit des enfants ou des étudiants les préventions de l'orgueil nationaliste, père des mépris et des méfiances mutuelles. L'auteur montre en même temps ce qui devrait être essayé pour coordonner plus rationnellement les enseignements qui visent chacun à leur façon à cet idéal.

Mais avant d'établir ce qui pourrait ou devrait être tenté pour la formation d'un esprit international, par des sciences sociales mieux enseignées, les auteurs français ont estimé qu'il ne serait pas inutile de déterminer — non pas en raisonnant dans l'abstrait, mais en réfléchissant sur des exemples concrets — ce que peuvent ou ce que ne peuvent pas les recherches scientifiques en matière humaine et comment il les faut orienter vers la précision sans pourtant les détourner des synthèses. Aussi le livre comprend-il une série de chapitres sur les diverses sciences sociales, sociologie (R. Aron), ethnologie (R. Polin), géographie (Demangeon), économie politique (R. Picard), histoire (A. Meuvret), pédagogie (Milhaud), linguistique (Vendryès), sciences politiques et juridiques (Blondeau), science des religions (Vignaux et Puech), histoire de l'art (Focillon). Chacun d'eux a pour objet de préciser l'état de l'enseignement et de marquer les tendances de la recherche (principales doctrines, hypothèses directrices, problèmes actuels). L'ouvrage ne veut pas être seulement un instrument bibliographique, il s'efforce de dégager les problèmes décisifs pour chaque discipline et de préparer la coordination nécessaire de disciplines trop souvent isolées.

Grave difficulté : il n'y a de scientifique que le précis ; mais en même temps il n'y a de scientifique que le synthétique. Nous voulons des pierres solides, directement extraites de la carrière. Mais aussi des pierres qui s'ajustent les unes aux autres, pour composer des ponts. Il nous faut des propositions localisables, mais qui préparent des propositions généralisables. Telle est la double ambition des sciences sociales à l'heure actuelle, leur honneur et leur tourment. Leur honneur : car c'est renoncer à comprendre la multiplicité des faits historiques que de ne pas réussir à les grouper autour de quelque loi, de quelque type, de quelque tendance générale. Leur tourment : car presque fatalement les esprits oscillent entre les deux pôles ; ils sont comme tiraillés entre le fait et l'idée. Et l'impression vient à beaucoup que si l'on veut rester objectif il faut renoncer à devenir synthétique. Ou inversement : si l'on veut devenir synthétique, il ne faut pas chercher à rester objectif.

Pour sortir de cette difficulté, les confrontations de Congrès ne seront sans doute pas inutiles. C'est du moins ce qu'ont pensé les organisateurs de la Conférence internationale des sciences sociales, qui proposent deux séries de confrontations : 1° entre les tendances des sciences sociales dans les différents pays ; 2° entre les points de vue des différentes sciences sociales.

Ce n'est un mystère pour personne que les sciences humaines conservent, plus que toutes les autres sciences, leur marque d'origine sociale. Jusqu'à nouvel ordre, on reconnaît à première vue un traité de sociologie allemand,

français, américain. Ici les préoccupations du service social se font jour très vite. Là des catégories de tradition hégélienne continuent à s'imposer. Chez nous, ce sont plutôt les cadres positivistes qui persistent. Toute rencontre qui amène en contact des sociologues de pays différents incite chacun d'eux à s'élever au-dessus du point de vue national, à faire effort pour incorporer à son bagage mental les résultats acquis par les autres et pour éprouver l'efficacité de leurs méthodes. Devant l'immensité variée des faits sociaux à décrire et à coordonner, il est évident que la recherche suppose plus et mieux que les efforts individuels dispersés. Il est temps de lever des fanions et de planter des jalons pour la nécessaire convergence des travaux. On a plus d'une fois insisté en France sur cette nécessité, en fondant des „Comités de recherches collectives". Il va de soi que si ce travail collectif peut être en même temps organisé internationalement, le bénéfice intellectuel en sera plus large encore. Une des salles de l'Exposition — un Musée dit des Échanges intellectuels — rappellera, par d'ingénieuses illustrations, que les grandes découvertes des sciences physiques, chimiques ou biologiques sont rarement le monopole d'une nation : elles supposent le plus souvent la collaboration d'esprits que l'espace éloigne les uns des autres, et dont les idées font la navette par dessus les frontières. Aux sciences humaines de se laisser guider. Plus d'une institution a commencé : l'Institut de Recherches Sociales qui a son siège central à Genève et des succursales à New-York et à Paris, la Fédération internationale des Sociétés et Instituts de sociologie, qui mène ses congrès de capitale en capitale, sans parler de l'Institut français de sociologie, qui ouvre les Annales sociologiques aux savants de toutes origines, ont méthodiquement poursuivi cet effort de rapprochement. Après les rencontres de Paris on en comprendra encore mieux sans doute la fécondité : Moins recherches et théories sociologiques demeureront choses nationales, plus il y a de chances pour qu'elles prennent le chemin de la science.

Mais qu'on travaille seul ou à plusieurs et que les collaborateurs soient ou non des compatriotes, on ne fera avancer la connaissance scientifique des sociétés humaines que si, non seulement pour décrire mais pour expliquer leur structure et leurs évolutions on s'entend sur un certain nombre de principes directeurs de la recherche elle-même. Il n'y a de recherches vraiment fécondes que les recherches orientées par un questionnaire préalable. Or l'établissement d'un questionnaire suppose certaines notions reçues, au moins provisoirement, touchant les institutions sociales et leurs rapports entre elles et avec les forces qui les sous-tendent. C'est dire combien il importe que soient confrontés les points de vue des disciplines qui s'appliquent à l'étude spécifique des divers aspects des groupements humains. Trop souvent chacun a mené cette étude à part, sans tenir assez grand compte des résultats obtenus par d'autres disciplines. Ou bien elle croit pouvoir, de ce qu'elle a observé dans son champ propre d'observation, tirer des conclusions valables pour l'ensemble de la réalité sociale. Aussi voit-on les esprits osciller du spécialisme abstrait à un impérialisme envahissant : ceux-ci trop ambitieux et ceux-là trop modestes.

Nous dirons qu'une discipline cède à l'instinct impérialiste lorsque, sortant de ses cadres primitifs, elle prétend appliquer aux objets d'autres

disciplines, les procédés de recherches et les principes d'explications qui lui ont réussi. Tel fut le cas naguère de l'anthropogéographie lorsqu'elle invoquait le climat, le sol, la faune, la flore, pour rendre compte, non seulement du tempérament des habitants, mais de leurs institutions tant politiques qu'économiques. L'économie politique fait preuve aujourd'hui des mêmes ambitions lorsque, revigorée par un marxisme interprété de manière simpliste, elle explique par le matériel, par la technique, par le mode de production et l'organisation qui s'ensuit, la superstructure des sociétés, et aussi bien les tendances de l'art que les mécanismes de l'État. A l'usage, ces hypothèses ont révélé une valeur heuristique indéniable : elles ont suscité toutes sortes de recherches et orienté toutes sortes de discussions sûrement utiles à l'avancement des sciences sociales. Est-ce à dire que celles-ci aient trouvé du coup, avec le système définitif qui l'unifie, le seul type d'explication dont elles puissent valablement user ? Beaucoup paraissent le penser qui nous présentent aujourd'hui le marxisme comme une sociologie intégrale, laquelle aurait d'ores et déjà supplanté le positivisme dans son rôle de centre organisateur.

Nous estimons pour notre part que la question reste ouverte, et qu'il est de l'intérêt des sciences sociales qu'elle reste ouverte. Car il est possible que le „pluralisme" — pour reprendre une expression proudhonienne dont M. Gurvitch aime à user en matière juridique — n'ait pas dit son dernier mot. En dépit des ironies dont Deville accablait le „Syndicat des facteurs" qu'on opposait aux philosophies monistes, il est possible qu'il faille toujours tenir compte d'une diversité de forces sociales qui ne découlent pas toutes de la même source, et dont les luttes ou les accords expliquent le maintien ou la transformation des institutions elles-mêmes. Qui nous assure d'ailleurs que ce sera toujours, à toutes les époques de l'histoire et pour toutes les formes de société, la même force qui prédominera ? Il y a temps pour tout. Il y a des temps peut-être qui admettent la prééminence des mystiques, religieuses ou nationales, d'autres plutôt celle des intérêts économiques ? En tout cas ce serait pour chaque circonstance concrète à l'observation d'en décider. Et c'est seulement sur la somme des résultats de tant d'enquêtes contrôlées que pourrait s'édifier un système scientifique.

Les combinaisons ou les dissociations qui se produisent entre les éléments constituants de la vie sociale, il appartiendrait à la sociologie de les mettre en lumière, en exerçant une sorte d'arbitrage vis-à-vis des sciences sociales spéciales, pour les amener à préciser leurs rapports et à coordonner leurs efforts. Ainsi jouerait-elle, se plaçant par définition au cœur des ensembles sociaux et faisant converger vers eux les institutions qui les servent, le rôle de synthèse ordonnatrice qui devrait lui revenir.

Mais ici même on sait les difficultés que l'on va rencontrer : puisque nombre de sociologues, bien loin d'admettre avec Durkheim et Fauconnet que leur discipline doive réaliser la synthèse des sciences sociales, maintiennent qu'il lui faut se placer elle-même à un point de vue spécial, et par exemple suivre à part, dans leurs causes et conséquences propres, les formes sociales qui se maintiennent les mêmes, abstraction faite de la diversité des contenus. C'était la position préférée de G. Simmel. Et elle est restée, comme M. R. Aron nous le rappelait récemment, celle de beaucoup de sociologues allemands.

Les deux tendances sont-elles incompatibles ? La sociologie de type synthétique est-elle exclusive de la sociologie de type formel, et inversement ? Ou bien peut-on découvrir entre les deux, un champ de travail commun ? On conçoit qu'une science prenne son centre d'intérêt dans les groupements humains et leurs formes variées, qu'elle s'attacherait d'abord à décrire et à classer. Mais pour comprendre comment ces formes se constituent, se maintiennent, évoluent, force lui serait d'en appeler à autre chose qu'à une puissance de développement interne des groupes. Elle aurait à tenir compte des milieux où ils se sont installés, des contacts qui s'établissent entre eux, des institutions de toutes sortes — institution étant entendu au sens large — par lequel s'entretient leur vie. Ce qui revient à dire que la sociologie rencontrerait sur sa route des problèmes déjà abordés par d'autres disciplines — géographie humaine, étude des relations internationales, histoire économique, histoire des religions, etc... Elle aurait à utiliser les recherches déjà menées par celles-ci, à les faire converger, à les orienter au besoin de façon à pouvoir répondre aux questionnaires généraux qu'elle aurait dressés.

Ainsi s'instituerait une collaboration qui permettrait sans doute de tenir compte des deux exigences en présence : celle de la précision et celle de la généralisation. Les conversations de Paris autour des Congrès que nous avons évoqués, dans les jardins de l'Exposition, avanceront-elles l'heure de ces rapprochements si désirables ? Si ce souhait se réalise les sciences sociales à leur tour tireront quelque profit du grand Concours des Nations.

Besprechungen.

Philosophie.

Jaspers, K., *Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Walter de Gruyter. Berlin und Leipzig* 1936. *(VIII u. 437 S.; RM. 7.—, geb. RM. 8.—)*

Nietzsche, F., *Mein Leben. Moritz Diesterweg. Frankfurt a. M.* 1936. *(15 S.; RM. 1.—)*

Oehler, R., *F. Nietzsche und die deutsche Zukunft. Armanen-Verlag. Leipzig* 1935. *(132 S.; RM. 3.—)*

In Jaspers' neuem Buch ist von Nietzsches Aktualität schlechthin nichts zu verspüren. Seine breit angelegte Einführung scheint, jenseits aller Fragen der Zeit, im reinen Äther eines allseitigen Wissens zu schweben. Das Schema, nach dem J. Nietzsches Schrifttum zergliedert und auslegt, ist durch die Unterscheidung von blossem „Dasein", eigentlicher „Existenz" und „Transzendenz", d. h. durch J.' eigene, dreibändige Philosophie bestimmt. J. setzt sich somit von vornherein über Nietzsches Anspruch hinweg, dass mit dem Zarathustra eine neue Stellung zum Ganzen des Seins entspringt, welche der Philosophie „im tragischen Zeitalter der Griechen" grundsätzlich näher steht als der gesamten nachplatonischen Philosophie. Die an der Physis orientierten Lebensbegriffe von Nietzsche werden von J. durchgehends umgedeutet zu seelischen Existenzbegriffen, die ihrerseits wieder auf eine göttliche Transzendenz verweisen, wie sie niemand radikaler als Nietzsche in all ihren Formen verneint hat. Die Rangordnungen des natürlichen Lebens verdunsten zu „Möglichkeiten" der Existenz, und soweit Nietzsches Metaphysik des Lebens und seine Ideen zur „grossen Politik" unbestimmt bleiben, wird diese Unbestimmtheit von J. nicht etwa als Ansatz zu einer positiven Kritik benutzt, sondern als Anzeichen einer philosophischen „Offenheit" ausgelegt, als „Möglichkeitsreichtum" und Freiheit von dogmatischen Fixierungen. Nietzsches Gedanken über die künftig Herrschenden werden zu einer „unsichtbaren" Herrschaft verinnerlicht und und vergeistigt. Der Feststellung, dass Gott tot ist, wird ihre aggressive Schärfe genommen, indem J. überhaupt jede „ausgesagte" Wahrheit in einen existenziellen „Anspruch" verwandelt. Der Sinn von Nietzsches „Überwindungen" sei, dass er sich an kein Positives und Negatives endgültig hingibt, sondern stets unterwegs, in Bewegung und in der Schwebe bleibt. Wo Nietzsche ein eindeutiges Ja und Nein festsetzt, kann J. nur dogmatische Verfestigungen einer transzendierenden Bewegung erkennen. Alles Positive und Bestimmte erscheint ihm als platt und banal und noch nicht im Bereich des Philosophierens. Es ist aber

die ungewollte Paradoxie dieser Existenzphilosophie, dass J. gerade dort, wo er zu „appellieren" vermeint, in Wirklichkeit eine lange Rede hält, durch die er das „Ganze" von Nietzsches Bewegung zu umgreifen und zu überschauen scheint, während er doch nur das Entweder-Oder von Nietzsche und Kierkegaard umgeht, in der Ausflucht zu einem „philosophischen Glauben", der inhaltslos zwischen der Gottlosigkeit und dem Glauben an die christliche Offenbarung schwebt.

Das gesuchte Ganze von Nietzsches Philosophie ist nicht das „unbestimmte Grenzenlose", was übrigbleibt, wenn man von allen einzelnen Gegenständen, Inhalten, Positionen und Alternativen, in denen sich Nietzsches Denken bewegt, abstrahiert, sondern das Entscheidende, welches in Nietzsches Willen zu einer radikalen Entscheidung zwischen Antike und Christentum liegt. Nicht Nietzsche verkehrt sein eigenes Transzendieren, wenn er es in der Weise des Gegenteils tut, sondern J. verwechselt sich selbst mit Nietzsche, wenn er von ihm sagt : „Es ist kaum zu leugnen dass den Leser Nietzsches an entscheidenden Stellen etwas wie eine Öde überfallen kann, dass ihn das Endigen in nicht sprechenden Symbolen enttäuscht, dass ein leeres Werden, eine leere Bewegung, ein leeres Schaffen, eine leere Zukunft das stumme letzte Wort zu sein scheint." Diese Leere erklärt J. jedoch positiv aus der Bewegung des Transzendierens, die alles Bestimmte und Positive zum Verschwinden bringt. Es wäre aber allzuleicht, im Besitz der Wahrheit und „unüberwindlich" zu sein, wenn diese unüberwindliche Wahrheit darin bestünde, dass sie als erfüllte und ausgesagte unhaltbar ist. Der Aufwand, den J. auf 400 Seiten macht, um uns immer wieder zu versichern, dass alle bestimmten Positionen und Negationen unphilosophische Festlegungen, Vergegenständlichungen, Verabsolutierungen und Naturalisierungen sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Nietzsches Werk nicht von der Erweichung aller festen Konturen lebt und in der Tiefe nur eine „schwindelerregende Bewegung" oder gar eine blosse „Beschwörung der Unendlichkeit" ist. Was Nietzsche von Anfang an und bis zu Ende wollte, war vielmehr jene alte, „endliche" Welt, von der die ewige Wiederkunft handelt, und zugleich ein „neues Wozu" oder Ziel. Dass aber Nietzsches menschlicher Wille zu einem neuen Wozu in einem fundamentalen Widerspruch steht mit seiner dionysisch geschauten Welt, das ist kein „dialektischer" Widerspruch, den man nach J.' Methode in einer Gesamtbewegung auflösen kann. Die Form von Nietzsches Philosophieren ist keine vage Dialektik, sondern bestimmt durch eine dreifache Verwandlung, welche die erste Rede des Zarathustra beschreibt. Und das eindeutige Grundproblem des scheinbar so vieldeutigen Nietzsche wird von J. selbst als der Weg vom Nichts zum Sein bezeichnet. Auf diesem Weg drängt Nietzsche aber nicht über alles Bestimmte hinaus auf unbestimmte „Grenzen und Ursprünge" hin, sondern er setzt einen — wenn auch noch so fragwürdigen — Anfang und ein — wenn auch noch so fragwürdiges — Ziel.

J. sagt von Nietzsches Werk, es ist, als ob eine Bergwand gesprengt sei, aber das Bauwerk, um dessentwillen gesprengt wurde, liege nur in halbbehauenen Bruchstücken, deren Zusammenhang undeutlich ist, umher. J. versucht nun aber nicht etwa, den verborgenen Bauplan interpretierend

herauszustellen, sondern sein reflektierender Überblick macht den Eindruck, als habe Nietzsche weder gebaut noch zerstört, sondern nur endlos und ziellos im luftleeren Raum Gedanken bewegt. Der Sprengstoff in Nietzsches Philosophie scheint bei J. wie ausgelaugt und in einem kunstvollen Netz von farblosen Begriffen seiner geschichtlichen Wahrheit und Wirkung beraubt, wobei sich die Ohnmacht gegenüber dem Angriff, der Nietzsche ist, als überlegen „umgreifende" Führung durch eine gedankliche Formenwelt gibt : ein Monolog am Grabe von Nietzsches sämtlichen Werken, aber keine produktive Auseinandersetzung mit ihm, wie sie selbst die borniertesten Zurechtlegungen hervorrufen können, gerade weil sie keine „umgreifenden" sind. Und so bleiben als beste Einführung in Nietzsches Philosophie nach wie vor seine autobiographischen Dokumente bestehen, zu denen der 1. Teil von J.' Buch („Nietzsches Leben") eine Ergänzung ist.

In diesen autobiographischen Dokumenten ist ein neuer Beitrag aufgefunden worden. Diese Skizze des jungen Nietzsche bezeugt eine erstaunliche Einsicht des Neunzehnjährigen in sein eigenes Wesen und seine künftige Aufgabe, eine Einsicht, aus der mehr über die Struktur seines Werkes zu entnehmen ist als aus dem ganzen Buch von Jaspers. „Ich bin als Pflanze nahe dem Gottesacker, als Mensch in einem Pfarrhause geboren", dieser Satz leitet die Selbstcharakteristik ein, welche mit der die ganze spätere Entwicklung vorausnehmenden Alternative schliesst : entweder Gott oder der „Ring" der Welt.

Oehler, dem die neue historisch-kritische Ausgabe Nietzsches anvertraut ist, hat eine Auswahl von Nietzschezitaten zusammengestellt und mit Randbemerkungen versehen. Eine photographische Aufnahme, die Hitler im Nietzschearchiv, den Blick auf eine Nietzschebüste gerichtet zeigt, veranschaulicht O.s Fragestellung nach Nietzsches Verhältnis zur deutschen Zukunft. Der „erlösende Glücksfall", um dessentwillen man nach Nietzsche „den Glauben an den Menschen" festhalten darf, er ist im Nationalsozialismus gegeben, dessen „Bewegung" O. jener „ersten Bewegung" gleichstellt, von der Nietzsche in der ersten Rede des Zarathustra spricht. Auch Wagner und Nietzsche sind keine Gegensätze mehr, denn : „der Führer fährt nach Weimar ins Nietzschearchiv und von dort zur Eröffnung der Festspiele in Bayreuth." Der Nihilismus ist überwunden, denn was Nietzsche so „nennt", dafür sagen „wir" : Kommunismus und Bolschewismus. Diese Gleichschaltung von Nietzsches Werk mit Hitlers Kulturreden vollzieht O. mittels der stereotypen Formel : „bei Nietzsche wie bei Hitler".

K. Löwith (Sendai, Japan).

Bemerkungen zu Jaspers' „Nietzsche". — Für J. ist es „das Verwirrende, dass Nietzsche zwar niemals ästhetisch beschauend und geniessend wird, vielmehr leidet bis zur Verzweiflung, und doch für seinen Anker keinen Grund zu finden vermag, daher nie eins werden kann mit einem Menschen, mit der Idee eines Berufes, mit dem Vaterlande. Er ist eins allein mit seinem Werke." Die Verwunderung darüber, dass eine Verzweiflung existiert, die sich nicht bei der Pflege privater Beziehungen, der Familie, eines Berufs oder des Vaterlands beruhigt, weist deutlich auf den

Ursprung dieser „Einführung in das Verständnis" Nietzsches hin. Der Spiessbürger führt das Wort.

Der formalistische Idealismus, in dessen Gestalt die Philosophie nach den aufregenden Erfahrungen der Öffentlichkeit mit der Hegelschen Schule wieder an deutschen Universitäten geduldet war, ist nachgerade jedem als der Weg bekannt, über die Welt nachzudenken, ohne mit ihr in Konflikt zu geraten. Er verlieh dieser Epoche die Sicherheit, dass der Mensch seiner Bestimmung genügen könne, wenn er alles mitmache, was die je herrschenden Gewalten von ihm verlangten. Die Reaktion auf diesen Idealismus, der von der Hegelschen Metaphysik nur das schlechteste Erbteil bewahrte, die Verklärung gegebener Formen des gesellschaftlichen Lebens, war die Wendung zum „Realismus". Die Versicherungen, dass es darauf ankomme, eine materiale Philosophie aufzurichten, zum „Konkreten" vorzudringen, die „echte" Realität aufzudecken, eine „Sachphilosophie" zu liefern, das Denken „existentiell" zu machen, haben jedoch an dem formalistischen und konformistischen Charakter dieses Denkens nicht das geringste geändert. Im Gegenteil. Da die sozialen Schichten, mit denen die Universitäten in Deutschland lebensnotwendig verbunden sind, in immer grösseren Gegensatz zu den wahren Interessen der Massen gerieten, wurde die jeder bewussten Beziehung zur geschichtlichen Aktualität entbehrende Philosophie immer eindeutiger reaktionär. Zwar blieben auch die scheinbar sachhaltigen Kategorien nichtssagend wie ihre formalistischen Vorgänger, aber das fortwährende Reden von Geschichtlichkeit, Echtheit, Heroismus, Mythos, Schicksal und Tod, dieser einerseits vornehme, andererseits volkhafte Stil, bei dem nur eines klar ist, nämlich dass es nicht um die Veränderung der ungerechten Verhältnisse geht, trug auch in den Fällen, wo er noch Bildung und Kulturliebe bezeugt, den Stempel der heutigen Zustände an sich, in denen solche Eigenschaften freilich entbehrlich geworden sind. Die zynische Denkfeindschaft des neusachlichen Positivismus und der neusachliche Ton der gepflegten Metaphysik haben es gemeinsam, dass man sich im Besitz der Wahrheit wähnen und dabei ein Spiessbürger bleiben kann.

J. macht aus Nietzsche auch so einen Denker. Er bringt das Kunststück fertig, ihn darzustellen, ohne anzustossen. Dabei braucht er sich selbst keine Gewalt anzutun. Seine verbindliche Sprache bezeugt ihre Herkunft aus der liberalistischen Ideologie noch dadurch, dass in ihrem Medium alle Gegensätze untergehen.

Nietzsche hat den objektiven Geist seiner Zeit, die psychische Verfassung des Bürgertums analysiert. Angesichts der irdischen Möglichkeiten des Menschen, die er überschwänglich beurteilt wie nur je ein Utopist, erschien ihm der Typus, den er vor sich sah, mit seinen masochistischen Trieben unerträglich. Verwandt mit repräsentativen Denkern des frühen Bürgertums, wie Hobbes und Mandeville, hat er die Wahrheit der bürgerlichen Ordnung ausgesprochen : „Man hat kein Recht weder auf Dasein, noch auf Arbeit, noch gar auf ‚Glück' : es steht mit dem einzelnen Menschen nicht anders, als mit dem niedrigsten Wurm." Das Christentum, vor allem Luther, vaterländische Begeisterung, jede Art, die gegebene Wirklichkeit zu vernebeln, erschien ihm als Vorzeichen einer neuen Barbarei. Die

Ersatzbefriedigungen des Kleinbürgertums, metaphysische und andere Sekten, den Germanenkult, den Antisemitismus, hat er verabscheut. Sein Ziel war eine Zukunft, in der auf Grund äusserst gesteigerter Naturbeherrschung unbestimmbar viele menschliche Kräfte freiwerden. Der Begriff des Übermenschen bezeichnet diesen Zustand. Nietzsches Theorie, wie er verwirklicht werden kann, die naiven eugenischen und anderen sozialpolitischen Massnahmen, unter denen die Rassenmischung immerhin eine besondere Rolle spielt, gehören zum Preis, den er für seine Einsamkeit bezahlte. Er hat trotz allem gewusst, dass es viele „Übermenschen" geben wird oder gar keine : „alle Güte entwickelt sich nur unter ihresgleichen." Die Idee, die den Übermenschen aus einer undenkbaren, sich selbst widersprechenden Utopie zum substanziellen geschichtlichen Ziel gemacht hätte, der Begriff der klassenlosen Menschheit, war ihm durch ihre Träger verleidet. Er hat nicht Marx, sondern bloss die damalige Sozialdemokratie gekannt ; sie hat er gar nicht so verkehrt beurteilt. Infolge seines Widerwillens, sich auf politische Ökonomie einzulassen, eines Widerwillens, in dem auch der Hass gegen eine von der Ökonomie beherrschte Welt enthalten ist, missverstand er den geschichtlichen Charakter der Arbeit. Er meinte, dass sie ihre versklavende Wirkung nicht verlieren könnte. Die Massenbeherrschung erschien ihm daher als Bedingung des Übermenschen. Hinter seinen scheinbar menschenfeindlichen Formulierungen steckt aber nicht so sehr dieser Irrtum als der Hass gegen den geduldigen, sich duckenden, mit der Gegenwart ausgesöhnten, passiven und konformistischen Charakter.

Die schönrednerische Überdeckung des Widerspruchs von Nietzsches Lehre zur Gesellschaft der Epoche korrumpiert J.' gesamte Darstellung. Die Existenz jener politischen Illusionen Nietzsches verbietet es gewiss, einem Urteil, das ihn mit der Vorbereitung der totalitären Gesellschaft in Zusammenhang bringt, jeden Grund abzusprechen. Einige Apologeten dieser staatlichen Wirklichkeit drehen ihm daraus einen Strick und machen ihn zum Propheten von Unterdrückung und Lakaientum. J. weiss es besser. Er bemerkt die Kluft zwischen der Lehre vom Übermenschen und dem, was er in Deutschland vor sich sieht. Daher bietet er Nietzsche erst einmal als grossen deutschen Denker an, er gilt ihm als „Philosoph von Rang", der ein „angemessenes Studium" verdient. Er entschuldigt ihn, er macht ihn akzeptabel. Man darf Nietzsche nicht „fälschlich dogmatisieren", soll sich nicht an „falsche Vergegenständlichungen, Verfestigungen, Verabsolutierungen, Naturalisierungen" halten, kurz ihn um jeden bestimmten Inhalt bringen. Was bedeutet schon für J. Philosophie ! „Philosophieren als solches führt weder zu Gott noch von Gott fort, sondern geschieht aus dem Ursprung transzendenter Bezogenheit des Selbstseins. Es ist die menschliche Wirklichkeit, die suchend aus der Tiefe der Vernunft und der Existenz hervorholen will, woraus es faktisch lebt, und zwar in dem heimlich-offenbaren Gespräch durch die Jahrtausende", also wirklich eine Angelegenheit innerhalb der Fachschaft. J. braucht schreckhafte Worte. Er spricht vom „Grauen dieses faktischen Kommunikationsabbruchs", von Abgründen, Opfern und Unerbittlichkeit. Aber er versichert, gleichsam als Fürsprech vor einem imaginären Volksgericht, Nietzsches Kampf vollziehe

sich „auf einer Ebene, auf der keine realen Kampffronten des Daseins entstehen ; es ist der tiefere, entscheidendere Kampf in der Seele jedes einzelnen und in der Seele der Völker, der innere, unsichtbare und unhörbare Kampf, für dessen existentiellen Sinn Nietzsche die Waffen gibt : suchende Fragen, als Missverstehbarkeiten, als Bewährungsmöglichkeiten." Gewiss sind diese Waffen harmlos, und schliesslich wird sich auch Nietzsche trotz Missverstehbarkeiten, die man heute freilich nicht so leicht verzeiht, bewähren.

„In seinen zahllosen verwerfenden Wendungen über die Masse" wolle man nicht „eine existenzlose Volksfremdheit" finden. „Dass er oft Volk sagt, wenn er Masse meint, darf als Sprachgebrauch nicht irreführen." Ob nicht angesichts dessen, was sich inzwischen ereignet hat, Nietzsche im Gegenteil versucht sein könnte, sich zu entschuldigen, weil er die Masse mit den Taten des Volks belastet, diese Frage kommt seinem Anwalt nicht in den Sinn. — Gewiss hat Nietzsche aus dem Atheismus unangenehme Konsequenzen gezogen. Aber alles ist „zweideutig", und jedenfalls kann man nicht sagen, es handle sich „um eine fraglos und platt gewordene Gottlosigkeit." Ominöse Formulierungen lassen sich in eine Sprache übersetzen, die man auch heute noch dulden kann. Die Reformation hat Nietzsche „eine der verlogensten Eruptionen von gemeinen Instinkten" genannt ; Luther „einen wüsten und uneigentlichen Bauern, der mit der ‚evangelischen Freiheit' allen aufgehäuften gewalttätigen Bedürfnissen Luft macht : man will einmal wieder Herr sein, rauben, niederwerfen, verfluchen, eingerechnet dass die Sinne ihre Befriedigung finden wollen : vor allem man sieht lüstern nach dem ungeheuren Reichtum der Kirche." „Ein Volk, welches sich der Intelligenz eines Luther unterordnet !" Der Protestantismus hat sich bisher nur „im mediokren Norden zu konservieren gewusst." So dachte er über jenes frühe deutsche Erwachen. Auch bei J. findet sich der Hinweis auf Nietzsches Stellung zur Reformation. Er lautet wie folgt : „Immer von ihm abgelehnt werden Paulus, Rousseau, fast immer Luther." „Urzeiten, antike Welt, Indien, das Christentum, Renaissance und Reformation, Aufklärung, die modernen Völker, erreicht sein (Nietzsches) Blick und umkreist sie mit knappen, charakterisierenden Formulierungen", deren Wortlaut man besser für sich behält. Eine besonders charakterisierende Formulierung Nietzsches lautet, dass die deutsche Reformation „ein wüstes und pöbelhaftes Gegenstück zur Renaissance Italiens" gewesen sei.

Dass J. Nietzsche nicht durch seine Stellung zu den Juden kompromittiert, versteht sich von selbst. Hätte er dann aber nicht aus Gerechtigkeit auch die Griechen beiseite lassen sollen ? Hat doch Nietzsche gesagt, diese hätten bei gewissen Juden des Alten Testaments in die Schule gehen können. Man mag darüber im Zweifel sein, ob in der Gegenwart Nietzsches Beziehung zu Griechen, Juden, Deutschen oder Franzosen für das Verständnis seiner Lehre am entscheidendsten ist. Jedenfalls wird es erschwert, wenn man die Juden und Franzosen ganz fortlässt. J. hat es nicht einmal beim Schweigen bewenden lassen. Nachdem er die verständigsten und ehrendsten Zeilen über diese europäischen Kulturfaktoren, die je aus einer deutschen Feder geflossen sind, hat unterschlagen müssen, wagt er es zwar nicht, die paar drastischen Äusserungen über ihre Mängel hinzusetzen.

Aber er richtet es so ein, dass Juden und Franzosen, wenn schon einmal von ihnen gesprochen wird, wenigstens in abfälligem oder nur neutralem Sinn Erwähnung finden. „Ich glaube nur an französische Bildung", sagt Nietzsche. „Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris : ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herrn Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugetan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren grossen Lehrern vor, die allesamt durch deutsche Philosophie verdorben sind (Herr Taine zum Beispiel durch Hegel, dem er das Missverständnis grosser Menschen und Zeiten verdankt). Soweit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur." Bei J. heisst es, Nietzsche habe „eine Zeitlang die Franzosen La Rochefoucauld, Fontenelle, Chamfort, besonders aber Montaigne, Pascal und Stendhal ganz ausserordentlich geschätzt" (Sperrung vom Referenten), und zitiert wird der Satz „Im heutigen Frankreich ist der Wille am schlimmsten erkrankt." Dass Nietzsche „Pascal und Stendhal" geschätzt hat, mag ihm in Deutschland noch verziehen werden — der Umgang mit Maupassant und Anatole France ist eine „Missverstehbarkeit".

Die Juden hat Nietzsche immer und offenkundig nicht bloss „eine Zeitlang" mit höchster Achtung genannt. Er war ein aufgeklärter Bürger. Die Juden sind nach ihm „die älteste und reinste Rasse. Überall, wo sie zu Einfluss gekommen sind, war es ihre Aufgabe, ein Volk ‚zur raison' zu bringen." Juden, Franzosen und Chinesen haben esprit. „Die Antisemiten vergeben es den Juden nicht, dass die Juden Geist haben — und Geld. Die Antisemiten — ein Name der ‚Schlechtweggekommenen'." Ihr Kampf ist immer „ein Zeichen der schlechteren, neidischeren und feigeren Naturen gewesen : und wer jetzt daran teilnimmt, muss ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen." Dies darf J. nicht sagen, aber wo er einen Satz zitieren kann, nach dem mit Manu, Plato und Konfuzius auch „die jüdischen und christlichen Lehrer" nicht an ihrem Recht zur Lüge zweifelten, oder wo er einen Gegensatz Nietzsches gegen das Judentum zu erkennen meint, hat er daraus kein Hehl gemacht.

„Für das Prinzip ‚Deutschland, Deutschland über alles' oder für das deutsche Reich uns zu begeistern, sind wir nicht dumm genug." „‚Deutschland, Deutschland über alles' ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist." Der Nationalismus, die „Vaterländerei" galt Nietzsche als „kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt." Seine Äusserungen darüber sind so eindeutig und nehmen soviel Raum in seinem Werk ein, dass selbst J. schwerlich über es schreiben könnte, ohne ein Wort davon zu sagen. Aber es geschieht mit Vorsicht : „Wie immer versucht Nietzsche auch diesen Gedanken bis zu seiner äussersten Konsequenz. Daher kann für ihn in solchem Zusammenhang ‚jetzt, wo alles auf grössere und gemeinsame Interessen hinweist', das ihm in seiner Zeit sichtbare Nationale eher eine Gefahr bedeuten : ‚das Nationale, wie es jetzt verstanden ist, fordert als Dogma geradezu die Beschränktheit'." (Sper-

rungen vom Referenten). Nietzsches Gedanken heute bis „zu seiner äussersten Konsequenz" auszusprechen oder auch nur zu denken, könnte in unserer Zeit freilich „eher" eine Gefahr bedeuten.

Dass Nietzsche nicht bloss an der Oberfläche ein „freier Geist", ein „guter Europäer" war und den Nationalismus, „die Krankheit dieses Jahrhunderts", nie zu hassen aufhörte, erhellt aus der Schärfe seiner sozialpsychologischen Urteile über den sogenannten deutschen Charakter. „Deutschland in seiner Aktion und Reaktion zeigt sich barbarisch." Die Deutschen, „ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Überwiegen des vorarischen Elementes", hat er um ihrer logischen und moralischen „Unsauberkeit" willen seine Feinde genannt. „Wie entartet in seinem Geschmack, wie sklavisch vor Würden, Ständen, Trachten, Pomp und Prunk muss ein Volk gewesen sein, als es das Schlichte als das Schlechte, den schlichten Mann als den schlechten Mann abschätzte! Man soll dem moralischen Hochmute der Deutschen immer dies Wörtlein ‚schlecht' und nichts weiter entgegenhalten!" Ihre Grausamkeit malt er in den grellsten Farben. Das Rädern sei „die eigenste Erfindung und Spezialität des deutschen Genies im Reich der Strafe." Es finden sich wahrhaft prophetische Urteile, die allein schon genügten, Nietzsche trotz aller Beschränktheiten als Theoretiker ernst zu nehmen. „Die Deutschen meinen, dass die Kraft sich in Härte und Grausamkeit offenbaren müsse, sie unterwerfen sich dann gerne und mit Bewunderung : sie sind ihre mitleidige Schwäche, ihre Empfindlichkeit für alle Nichtse auf einmal los und geniessen andächtig den Schrecken. Dass es Kraft gibt in der Milde und Stille, das glauben sie nicht leicht.', „Bei unseren grössten Männern muss man immer noch sagen : möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein." „Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit — sie schämen sich nicht einmal, bloss Deutsche zu sein... Sie reden über alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend, ich fürchte, sie haben selbst über mich entschieden... Mein ganzes Leben ist der Beweis de rigueur für diese Sätze. Umsonst, dass ich in ihm nach einem Zeichen von Takt, von délicatesse gegen mich suche. Von Juden ja, noch nie von Deutschen." Und wirklich „entscheidet" J. über ihn : Er macht ihn zum wahren Deutschen. „Durch sein ganzes Leben geht die ursprüngliche Identifizierung eigener Möglichkeiten mit den griechischen ; sie ist eins mit seinem Willen zur Verwirklichung des hohen Deutschtums, das dem Griechentum verwandt sei. Während aber das Griechentum abgeschlossen ist und in zweifelsfreier Schätzung als der Knotenpunkt der Geschichte für Nietzsche dasteht (fast wie die Erscheinung Christi für die gläubigen Christen), ist das deutsche Wesen ihm durchaus Zukunft, in unerhörter Gefahr durch sich selbst, so dass Nietzsches Liebe zum eigentlich Deutschen, von dem er in der zerfallenden Welt Alles erhofft, in der Erscheinung einer leidenschaftlichen, im Laufe seines Lebens sich steigernden Kritik zutage tritt", die also nur aus „grenzenloser oft enttäuschter Liebe" stammt. Und dazu wird dann die „Wiedergeburt Griechenlands aus der Erneuerung des deutschen Geistes" nach einem gelegentlich notierten Plan des jungen Nietzsche zitiert, und ferner was sonst an wenigen im

„deutschen" Sinn verwertbaren Stellen ausfindig zu machen war. Auch dies ist freilich noch mager und unbestimmt genug. Mit der Wagnerbegeisterung verschwinden nämlich selbst die spärlichen, an Heine gemahnenden Wünsche des „ersten Nietzsche" und des ersten Nachlassbandes nach einem besseren Deutschland, denn „die grosse Enttäuschung und der grosse Ekel kommt", wie der Herausgeber Nietzsches selbst es nennt.[1]) Die räumliche Nähe, in die J. Nietzsches „ganzes Leben" und seinen angeblichen Willen zur Verwirklichung des „hohen Deutschtums" bringt, ist ein Trick. Von den „wahren" Germanen hat er zuweilen gewiss gesprochen. Sie „gingen ins Ausland ; das jetzige Deutschland ist eine vorslavische Station und bereitet dem panslavistischen Europa den Weg."

Die europäische Demokratie als möglicher Boden einer neuen Tyrannis ist von Nietzsche gut durchschaut worden. Wenn auch seine Vorstellung von der letzteren schwankend war, so dass er nicht wusste, ob sie der Beginn zur Barbarei oder zu einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung sei, treffen seine Formulierungen jedenfalls die sozialpsychologische Wirklichkeit. „Zuletzt wird die Unsicherheit so gross, dass die Menschen vor jeder Willenskraft, die befiehlt, in den Staub fallen." J. zitiert diese Stelle. Bei der Erörterung dieses Problems und Nietzsches Sorge, ob auch die richtigen Führer kommen werden, heisst es jedoch : „Das Bild dieser wirklichen neuen Herren umkreist Nietzsche, ohne sie schon als plastische Gestalt hinstellen zu können." Das „schon" enthüllt einen Charakter. Die Zitate zum Lob des Führertums und die Betonung, dass nach der Nivellierung in der Demokratie endlich die „Sklaverei" kommen müsse, die zur Steigerung des Menschen notwendig sei, greifen so geschickt ineinander, dass die neuen Herren Nietzsche viel verzeihen können. Seine Erinnerung an „die moralische Heuchelei der Befehlenden" kann dabei in Vergessenheit geraten. Dabei trifft Nietzsches Führerpsychologie ins Herz der Gegenwart. „Sie wissen sich nicht anders vor ihrem schlechten Gewissen zu schützen als dadurch, dass sie sich als Ausführer älterer oder höherer Befehle gebärden (der Vorfahren, der Verfassung, des Rechts, der Gesetze oder gar Gottes) oder selbst von der Herden-Denkweise her sich Herden-Maximen borgen, zum Beispiel als ‚erste Diener ihres Volks' oder als ‚Werkzeuge des gemeinen Wohls'." Dass sich die Deutschen besonders gut auf „das Berauschen" verstehen, hat er früh erkannt und richtig gedeutet. Nicht verborgen blieb ihm in diesem Zusammenhang „die Bedientenseele (idealisiert als Gelehrten- und Soldatentugend, auch als schlichter Sinn)." Der Umstand, dass J. die Verwechslung zwischen der von Nietzsche gemeinten Zukunft und der heutigen Gegenwart infolge seines Stils und seiner existentiellen Pose nicht auszuschliessen vermag und sogar nahezulegen scheint, zeigt vielleicht besser als alles übrige die Unangemessenheit dieser „Einführung". Nach ihr muss Nietzsche dem Leser ebenso erscheinen, wie ihm selbst Richard Wagner erschienen ist, nämlich als ein wohlgeratener „Typus deutscher Unklarheit", von dem man im Gegensatz zu Stendhal,

---

[1]) Vgl. Vorwort zu Band 9 und 10 des Nachlasses in der Grossoktavausgabe bei Kröner.

Heinrich Heine und Schopenhauer nicht einmal etwas über seinen Widerwillen gegen „die nationale Beschränktheit der Vaterländer" ohne ein „vielleicht" aussagen könnte.

Im Ausland ist Nietzsche so unbekannt, dass er selbst von vielen fortgeschrittenen Geistern als ein Vorläufer der gegenwärtigen Zustände angesehen wird. Man denkt ihn etwa als eine Mischung von grössenwahnsinnigem Genie und bramarbasierendem Feldwebel. Das J.sche Buch wirkt daher zuweilen wie die mutige Zerstörung einer Legende. Es wird also hüben und drüben toleriert. Trotz dieser Bildungslücken der anderen Völker im Hinblick auf deutsche Philosophen ist das J.sche Buch aber im tiefsten unwahr. Man kann von Nietzsche nicht sprechen, ohne ihn eindeutig zur Aktualität in Beziehung zu bringen. Er war nicht „eins allein mit seinem Werke", sondern hatte bestimmte historische Ziele, auf deren Verwirklichung es ihm ernsthaft ankam. Grossartig sagt J., „Nietzsches Denken schreckt vor nichts zurück." Aber er selbst schreckt davor zurück, Nietzsches Kritik der gegenwärtigen Zustände und des gegenwärtig herrschenden Menschentypus, die beide inzwischen noch viel schlimmer geworden sind, auch nur richtig darzustellen, geschweige denn richtig zu interpretieren.

Ohne sie gibt es jedoch kein Verständnis Nietzsches. Die Unabhängigkeit, die in seiner Philosophie zum Ausdruck kommt, die Freiheit von den versklavenden ideologischen Mächten ist die Wurzel seines Denkens. Wollte sich J. einen historischen Stoff wählen, den er in seinem Wesen nicht entstellen musste, um ihn einigermassen akzeptabel zu machen, so durfte er jedenfalls nicht auf Nietzsche verfallen. Als Kant sich in religiösen Dingen einer ähnlichen Situation gegenübersah wie J. in philosophischen Problemen überhaupt, entschied er sich, ganz darüber zu schweigen. Seine Sentenz, dass alles, was man sage, wahr sein müsse, dass man aber nicht alles, was wahr sei, zu sagen brauche, kann man auf Nietzsche jedenfalls nicht so anwenden, dass man die bedenklichen Stellen draussen lässt. Der tolerierte Nietzsche wird sonst selbst zum Spiessbürger wie sein Apologet.

Max Horkheimer.

Husserl, Edmund, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transcendentale Phänomenologie. In : Philosophia. Sumptibus Societatis „Philosophiae" edidit A. Liebert. Belgrad* 1936. *S.* 77-176.

Husserl will in dieser Schrift „auf dem Wege einer teleologisch-historischen Besinnung auf die Ursprünge unserer kritischen und wissenschaftlichen Situation die unausweichliche Notwendigkeit einer transcendentalphänomenologischen Umwendung der Philosophie" begründen. In einem Brief an den Herausgeber schreibt H., dass er in seinem Aufsatz eine „im ernstlichen Sinne radikale, auf die letzten historischen und sachlichen Wurzeln zurückgehende Kritik der neuzeitlichen Philosophie" sieht. Sofern solcher Anspruch von dem letzten Vertreter der Tradition deutscher Universitätsphilosophie kommt, verlangt er auch dann ernst genommen zu werden,

wenn er weniger seinem neuen Gehalt an Erkenntnis nach denn als persönliches Dokument gewürdigt werden muss.

Die Sprache verrät Verlassenheit und Desorientierung. Heideggersche, ja Jasperssche Termini schleichen sich ein. Die deskriptive Sachlichkeit des phänomenologischen Stils wird durchbrochen durch dunkle Erinnerungen an die geschichtlichen Aufgaben, an die Philosophen als „Funktionäre" der Menschheit, an „zusammengebrochenes Menschentum", — aber auch von Worten wie Bodenständigkeit. Die Geschichte der Philosophie erscheint als ein Stück des Kampfes der Vernunft gegen die Finsternis, der Aufklärung gegen die Barbarei.

Das Eingeständnis hörte man schon früher von H. — ebenso wie viele der in dieser Arbeit vertretenen Thesen. Aber in der veränderten Situation gewinnt sein Standpunkt einen veränderten Sinn. Es ist schon an anderer Stelle dieser Zeitschrift darauf hingewiesen worden, dass H.s Philosophie heute mehr mit den gegenwärtigen geschichtlichen Aufgaben zu tun hat als die positivistische Opposition. Gegen sie, d. h. gegen ihre Ursprünge n der Verselbständigung der mathematischen Naturwissenschaften seit dem Beginn der Neuzeit ist H.s kritische Auseinandersetzung gerichtet. Dass die mathematisch-naturwissenschaftliche Methode selbst nicht in den Kreis der grundlegenden Untersuchungen hineingezogen, sondern ihre Gewissheit und Gültigkeit sowohl von der rationalistischen Metaphysik wie vom Empirismus akzeptiert wurde, darin sieht H. den Anfang einer verhängnisvollen Entwicklung. Die Konzeption der „Natur" als einer prinzipiell mathematisierbaren reinen Körperwelt, ihr Anspruch, das „wahre Sein" der Welt zu begreifen, das totale Verkennen und Vergessen der geschichtlichen Voraussetzungen dieser Abstraktion (wodurch Produkte einer wissenschaftlichen „Methode" zum „wahren Sein" hypostasiert werden) : das sind Elemente einer Anschauung, die in dem Rationalismus des Descartes ihre entsprechende philosophische Ergänzung fand. H. erkennt die tiefe Verwandtschaft zwischen dem philosophischen Rationalismus und dem fachwissenschaftlichen Empirismus : der Rationalismus bleibt naturalistisch und der Naturalismus rationalistisch. Rationalistische Philosophie und wissenschaftlicher Empirismus abstrahieren beide von der „vorwissenschaftlichen" Praxis, von den Subjekten als „Personen" eines personellen und kulturellen Lebens, ohne diese Abstraktion jemals zurückzunehmen. Daraus erwächst ihre sehr bestimmte Begrenzung : die Grundlosigkeit ihres Anspruchs, Vorbild einer genuinen Methode der Philosophie zu sein — wenn anders Philosophie es wirklich mit den von jener Abstraktion zurückgelassenen Subjekten zu tun hat. Die transzendentale Phänomenologie soll wieder auf die vergessenen Subjekte zurückgehen. Damit ist die Funktion der Phänomenologie innerhalb der Krise der europäischen Wissenschaften, wie H. sie sieht, angedeutet ; in der angekündigten Fortsetzung seiner Studie will er noch einmal Absicht und Grundbegriffe seiner Lehre darlegen.

Eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem H.schen Idealismus ist für eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift vorgesehen.

Herbert Marcuse (New York).

Fischer, Aloys, *Die Existenzphilosophie Martin Heideggers. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(134 S.; RM.* 7.50*)*

Während es moderneren Interpreten scheint, als stelle Heideggers Existentialphilosophie eine Art Gegenreformation innerhalb des von seinen theologischen Bindungen befreiten Idealismus dar (so durch Betonung der „Endlichkeit" des Menschen anstelle seiner „Autonomie"), ist für Fischer Heidegger gerade der Säkularisator. Biographisch mag F. damit sogar recht haben; vieles am Pathos in „Sein und Zeit" mag auf das Konto der bewussten Häresie gesetzt werden. Aber was die Ausschärfung der Säkularisierung angeht, so ist das Buch vollkommen verspätet, es erschien in einer Zeit, in der Atheismus schon nicht mehr den Makel der Häresie an sich trug und schon als Sache der Väter galt. Was so viele der modernen deutschen Jugend zu Heidegger hinzog, war nicht der Atheismus, sondern umgekehrt das Religiöse, das Häresie als solcher immer noch innewohnt. F. argumentiert, Heidegger definiere den Menschen durch eine Formel, die allein für das „summum esse", für Gott gelten könne : durch die Hineinnahme der „Existenz" in den Essenzbegriff. Damit ist die Existenzphilosophie für ihn im Grunde erledigt. Heidegger hat eben versehentlich oder hybriderweise zwei Dinge, Gott und Mensch, verwechselt.

Es ist deutlich, dass F. damit den Heideggerschen Existenzbegriff, also das Kernstück der Lehre vollkommen verfehlt. Denn „Existenz" bedeutet bei Heidegger eben durchaus nicht blosses Existieren, sondern „Erschlossenheit", das heisst das Faktum des Offenseins des Menschen für Seiendes, sein „In-der-Welt-sein", das wenig zu tun hat mit seinem Existieren unter anderen existierenden Objekten, dagegen sehr viel mit dem, was man in der herkömmlichen Philosophie als „Subjekt" zu bezeichnen pflegt. Im Grunde also polemisiert F. gegen diesen Subjektbegriff, und was er gegen Heidegger sagt, betrifft Kant nicht weniger : beide trifft es freilich gar nicht.

Aber sehen wir ab von diesem sachlichen Missverständnis. Wesentlicher als dieses ist die allgemeine Charakterisierung Heideggers als des grossen Hybriden. Wie steht es damit ?

Wenn Heidegger einerseits die „Geschichtlichkeit", andererseits das „Sichvorweg-sein" des Menschen (in der „Sorge") zu tragenden Begriffen macht und dennoch beide — die zusammen politisch würden — nicht verbindet ; wenn er das Phänomen der „Verdinglichung des Menschen" zwar sieht (im „man"), es aber so apriorisiert und ihre jeweiligen empirisch-geschichtlichen Ursachen so wenig ins Auge fasst, dass ihre effektive Beseitigung nicht in Frage kommt ; wenn er das „Mit-anderen-sein" des Menschen als fundamentale Bestimmung seines Wesens zugesteht, diesen Charakter aber so allgemein (d. h. so unverbindlich) lässt, dass jede Gemeinschaftsform oder Gemeinschaftsideologie auf ihn sich berufen kann ; wenn er die Eingebautheit des Erkennens in die Praxis wohl sieht, niemals aber, wie praktisch und für wen praktisch Erkenntnisformen sein können ; wenn er das Problem des „Seins des Seienden" zwar aufwirft, aber nicht als Problem der „Praktischen Vernunft", die über das to be or not to be, also über das „Sein oder Nichtsein eines Seienden", eines Dinges, einer Person, einer Situation

zu entscheiden hat ; wenn er das Feld des „Ich" zwar im Vergleich zur Transzendentalphilosophie bereichert, aber nur durch Hineinnahme des Emotionalen, dem der Mensch unterworfen ist, also genau durch Hineinnahme der Passivität des Menschen ; wenn er — und hier schliesst sich der Kreis — die Seinsfrage gerade aus den extremsten Formen dieser Passivität entspringen lässt : aus Angst und Langeweile, in denen menschlicher Wille und Entscheidung effektiv gelähmt sind und in denen das Sein nun tatsächlich zum „Nichts" wird, dann scheint es sehr zweifelhaft, ob Heideggers Philosophie wirklich so mutig ist, wie es der Titel „Hybris" glauben machen müsste ; aber über allen Zweifel erhaben, dass Heideggers Idealismus nur ein „Idealismus der Unfreiheit" ist.

Gewiss, noch nie hat sich eine reaktionäre Lehre ein so umstürzlerisches Gewand angetan. Die Parallele zu gleichzeitigen nichtphilosophischen Bewegungen ist schlagend. Aber gerade deshalb hat auch F. mit seiner Warnung vor Heideggers Hybridität völlig unrecht. Denn auch noch nie hat ein Idealismus eine praktisch so ungefährliche Form gehabt. Noch nie ist aus einem Idealismus so wenig abzulesen gewesen, wie der Mensch „sein Schicksal selbst in die Hand nehmen" solle. H.s ganz innerlich bleibender Radikalismus wird in der Aussenwelt nichts ändern, weit weniger ändern als Kants Idealismus es unmittelbar und mittelbar durch seinen Autonomiebegriff getan hat. Sein Idealismus ist gleichschaltbar. Und er war es. Günther Stern (New York).

Recherches Philosophiques, fondées par A. Koyré, H. Ch. Puech. A. Spaier ; t. V, 1935/36. *Boivin et Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(548 p. ; fr. fr.* 70.—*)*

Fondane, Benjamin, *La conscience malheureuse. Denoël et Steele. Paris* 1936. *(306 p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Hersch, Jeanne, *L'illusion philosophique. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(199 p. ; fr. fr.* 10.—*)*

Bachelard, G., *La dialectique de la durée. Boivin et Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(170 p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Les Recherches Philosophiques ont fait pénétrer en France, et en langue française, beaucoup des doctrines allemandes. Nous approuvons hautement cette influence qui promet d'être féconde sur une philosophie cristallisée dans des traditions, presqu'uniquement absorbée par la théorie de la connaissance, l'épistémologie, ou vouée à des discours littéraires ou esthétiques. Sur un point cependant des réserves s'imposent : la confusion idéologique dont témoigne la juxtaposition de tant d'études diverses par l'orientation et la qualité ne va pas sans inconvénients. Sans doute est-elle l'image de la période que nous traversons. Les pays qui consentent à la discussion, n'évitent pas aujourd'hui la mêlée des théories communautaires, totalitaires, existentielles, etc. L'incertitude sociale donne à l'angoisse métaphysique des aliments nouveaux, et au lieu de penser le réel, et de chercher à définir le futur auquel ils seraient prêts à travailler, les hommes préfèrent se révolter, et traduire leur révolte en divagations conceptuelles, confondant avec des valeurs d'avenir des désirs vains ou des exigences sentimentales.

Ce n'est pas le lieu d'examiner de ce point de vue les idéologies actuelles, il nous importe seulement de signaler un danger pour la philosophie française. Celle-ci souffre de ne pas connaître d'intermédiaire, sauf le bergsonisme qui n'a plus guère de disciples, entre les formes plus ou moins idéalisées du positivisme et un spiritualisme plus ou moins pénétré de christianisme. Dans notre pays où l'université se définit traditionnellement contre l'église, l'idéalisme critique s'oppose encore directement au réalisme chrétien, le rationalisme à la foi. Et ceux qui s'efforcent de tirer des sciences naturelles une philosophie totale, n'ont pas de plus puissant argument que l'irrationalisme ou christianisme auquel seraient, à les croire, condamnés ceux qui échappent aux disciplines rigoureuses de la mathématique ou de la physique. Il est à craindre que certains existentialistes ne viennent apporter à cette argumentation une justification nouvelle.

A la philosophie existentielle, assez mal représentée dans ce fascicule par M. Lévinas, nous pouvons rattacher les deux livres de Fondane et de Hersch. Le premier dénote une intéressante personnalité, le livre se lit sans fatigue, en dépit du ton pathétique et de la monotonie des idées. Au fond, F. n'a qu'une idée, celle de Chestov, à savoir la révolte contre la vérité, le refus de la condition finie, la volonté de l'absurde. Il oscille entre „l'impossibilité d'adhésion à une croyance religieuse et la stupidité de la croyance philosophique". Il ne veut pas d'une philosophie qui enseigne „la résignation", il veut être libre, et „nous ne sommes libres que jusqu'à l'acte de connaître". Les études consacrées à Nietzsche, Gide, Bergson, Freud, Husserl, Heidegger, Kierkegaard, Chestov, n'apportent à l'idée générale ni enrichissement ni prolongement. Stérilité au reste inévitable et que l'auteur sans doute revendique avec fierté, puisqu'autrement il retomberait dans l'esclavage philosophique. Révolte à laquelle on n'aurait rien à objecter, si, vécue plutôt qu'exprimée, elle restait silencieuse au lieu de se contredire en affectant de penser et de se penser.

Mlle Hersch est une disciple fervente de Jaspers, dont elle expose en un livre agréablement écrit les idées essentielles. L'illusion philosophique est celle de la philosophie sur elle-même : elle se figure avoir un objet et atteindre une vérité scientifique, alors qu'elle engage la décision, appelle à la liberté de la personne, et vise au delà des limites la totalité inaccessible, dont elle se borne à traduire en langage chiffré l'irréductible mystère. Ces idées sont bien connues, au fond elles ne constituent qu'une forme de „la conception du monde", opposée à la „Philosophie als strenge Wissenschaft", singularisée par des thèmes formalisés qui viennent de l'existentialisme.

Les articles les plus intéressants des Recherches traitent des problèmes du temps, on lira particulièrement les trois études de Poirier (Temps spirituel et temps matériel), de Groethuysen (De quelques aspects du temps), et de Pichon (Temps et idiomes). Les analyses de Poirier sont comme toujours très pénétrantes, mais les conclusions décevantes. Poirier, joint à une sorte de phénoménisme radical, une interprétation empiriste des symboles mathématiques, et il conclut avec des mythes dans lesquels s'exprime, peut-être, une foi religieuse. La critique des sciences contemporaines semble n'avoir d'autre but que de consacrer nos permanentes igno-

ranees et de restaurer la transcendance. M. G. tente une phénoménologie du temps et du récit, il dégage la spécificité des diverses dimensions, avenir défini par le faire, passé par le savoir, présent par le voir et à partir du souvenir du vécu et du rappel du passé esquisse une théorie de la mémoire qui devrait conduire à l'histoire. Il ne me paraît pas certain qu'existe un souvenir au sens de G., c'est-à-dire la reprise, pour ainsi dire la résurrection du passé. En tout cas, ces analyses, incomplètes, sont très suggestives.

M. Pichon, en un remarquable article, montre, par l'étude du langage, les divers sytèmes de notation temporelle. On se reportera en particulier aux systèmes de la langue française. Les distinctions des différentes répartitoires à partir de l'attitude psychologique, la séparation du tiroir-canon et des répartitoires de temporanéité, d'actualité, et d'ennarration ont un intérêt qui dépasse de beaucoup la linguistique. On lira aussi avec profit les études de Minkowski, qui résume son ouvrage sur le temps vécu, et de M. Strauss sur le mouvement.

On peut rattacher à ces études du temps le petit livre de M. Bachelard sur la dialectique de la durée. M. Bachelard défend la thèse de la discontinuité temporelle, affirme la réalité des lacunes, le primat de la négation sur l'affirmation, et décrit certains des rythmes qui scanderaient le devenir. Le temps continu serait construit et encore cette continuité laisserait place aux alternances de la vie psychique et à ses oscillations. Les analyses sont brillantes et subtiles, mais elles laissent une impression de malaise, tant les arguments utilisés, de la métaphysique à la psychologie en passant par la physique moderne, sont hétérogènes, tant l'indistinction du contenant et du contenu, des phénomènes temporels et du temps lui-même, peut-être admissible, semble non justifiée. L'auteur, spécialisé dans la critique des sciences, ne veut sans doute pas connaître de méthode philosophique. La métaphysique lui est occasion de variations spirituelles.

R. Aron (Paris).

De La Harpe, Jean, *De l'ordre et du hasard. Le réalisme critique d'Antoine Augustin Cournot. Secrétariat de l'Université Neuchâtel ; Librairie philosophique J. Vrin. Paris et Neuchâtel.* 1936 (377 *p.; fr. fr.* 60. —)

Les grandes lignes du probabilisme de Cournot sont claires. Le mérite de M. de La Harpe, dont le livre est peut-être le meilleur de ceux qui ont été consacrés à Cournot, n'en est que plus grand, d'avoir sur des points importants apporté du nouveau. M. de La H. a étudié la philosophie mathématique de Cournot et en particulier l'ouvrage sur les limites de la correspondance entre géométrie et algèbre, et il montre de manière convaincante les applications diverses de cette idée de correspondance. Même dans l'exposé de la théorie du hasard, il insiste utilement sur le fait que le hasard s'attache à la rencontre elle-même, ce qui lui permet de ramener le hasard-rencontre au schéma combinatoire, puisque la fortuité de la rencontre a pour signe la variabilité, au moins possible, de l'événement (d'ordinaire on déduisait au contraire le hasard répétitionnel de l'indépendance des tirages les uns par rapport aux autres). De même M. de La H. donne une explication satisfaisante de la fortuité attribuée à la suite des décimales du nombre π (limites

de la correspondance entre géométrie et système de numération). Tout ce qui concerne l'évolution de la pensée de Cournot est également excellent. La partie consacrée à la sociologie et à la philosophie de l'histoire, plus brève et moins originale, constitue une bonne introduction.

M. de La H. admire beaucoup Cournot qu'il met au niveau des plus grands. La lecture de son livre, comme la lecture de Cournot lui-même, montre une fois de plus la grande richesse, la subtile pénétration d'un esprit à la fois encyclopédique et sage. La philosophie de l'histoire de Cournot abonde en vues prophétiques (en particulier le thème des sociétés rationnelles de l'avenir); Cournot est créateur de la sociologie au même titre que Comte, il a fondé l'économie mathématique (Walras lui a rendu justice), sur les sciences de la nature, en particulier les mathématiques, il a multiplié les remarques ingénieuses. Mais ses concepts fondamentaux, en particulier celui de l'ordre, clef de voûte du système, sont mal élucidés. M. de La H. lui-même reconnaît que l'ordre va du mécanisme à l'esthétique en passant par la finalité — une telle idée peut-elle, comme le dit Cournot se critiquer elle-même ? D'autre part le probabilisme lui permet à bon compte le passage du subjectif à l'objectif, de la raison humaine à la raison des choses. Il s'est borné à exemplifier ces idées, à en retrouver partout l'application, au risque de se contenter de lointaines analogies et de méconnaître les difficultés spécifiques. R. Aron (Paris).

Foster, M. B., *The Political Philosophies of Plato and Hegel. Oxford University Press. New York and London* 1935. *(XII and* 207 *pp.; $* 3.—, 7 *s.* 6 *d.)*

The tone of Foster's book is set in his preface with the statement of a central conviction for him that „To philosophize is to study the history of philosophy philosophically." The book is wholly consistent with this initial statement. It concerns itself entirely with two works — Plato's Republic and Hegel's Philosophie des Rechts. The author does not feel it necessary to relate these texts to the widely differing social contexts in which each was written or even to other works by the same authors. The chief reason for choosing Plato and Hegel is to exemplify the essential differences between ancient and modern political philosophy, between polis and state, but because of F.'s narrow interests the method is an arbitrary one.

Plato's polis breaks down, F. holds, because it is based on the notion of techne, i. e., the imposing of a form by a craftsman on a material other than himself. The form of the polis is the tripartite organization of classes (with corresponding division of labor) and the matter, the individuals composing these classes. Now for the rulers to be able to frame the laws and possess a complete understanding of them necessitates „a kind of activity no longer analogous to techne, since it presupposes in the ruling class a knowledge of the form of which it (the ruling class) is the matter", Plato is willing to grant understanding of the laws to the chief citizens of his polis, but not the ability to make and impose laws upon themselves. As a result the Republic remains a matter of conversation, because the

persons in the dialogue, though law-givers themselves, cannot make a place for law-givers within the ideal polis.

With the state, we learn, it is otherwise. In the modern scheme, of which Hegel is chosen as the greatest exponent, the governors, being endowed with the power of constitution-making, are no longer merely a ruling class but a sovereign body. The state is thus raised above any political struggle. Throughout the sections of the book on Hegel's criticism of Plato and Hegel's own theory of the state, F. identifies himself with such thoroughly abstract analyses. He shifts without any misgivings from „the state" to „the idea of the state", taking the formulations of philosophers always at their face value. Thus the state is like God, for its essence implies its existence, and, like God, its „essence is (not specific, but) individual." It is timeless, immutable, unaffected, for their chief interest is in making „freedom the ground, end, and limit of the state." In short „the state" is pure spirit, like nothing at all in this world.

B. Hellman (New York).

Allgemeine Soziologie.

Droysen, J. G., *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Hrsg. v. R. Hübner. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1937. *(XIX u. 444 S.; RM. 16.50)*

Ausser dem zuletzt von Rothacker herausgegebenen „Grundriss der Historik" enthält der Band die erste Veröffentlichung der grossen Vorlesung Droysens über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, für die jener Grundriss als Leitfaden dienen sollte. Als einer der bedeutendsten Versuche idealistischer Geschichtsschreibung, sich ihrer Arbeit bewusst zu werden, verdient er noch heute Beachtung.

Allerdings : das Erbgut Hegels ist bei D. schon zum grössten Teil vertan. Die Kategorien der hegelschen Philosophie verlieren sich in den würdig-zufriedenen Optimismus der liberalen Welt. D. hat seine Vorlesung von 1857 bis 1882/83 gelesen ; der Abdruck erfolgte nach der letzten Ausarbeitung von 1881. Der Historiker hält fest an der Ansicht, dass „die Geschichte der Arbeit... die der Freiheit und ihres Fortschreitens" ist und dass „jenes alte Fluchwort : ‚im Schweiss deines Angesichts sollst du dein Brot essen', zum Segensspruch für die Menschheit geworden" ist. Er spricht von dem „ruhigen Niveau der Produktion und Konsumtion, des Angebots und der Nachfrage, welches nur noch geringe Wertschwankungen eintreten lässt, wo sonst Hungersnot oder plötzliche Verarmung unausbleiblich war." Sein Blick ruht ernst und wohlgefällig auf der Geschichte als einer „sittlichen Welt", in der die mannigfachen „Gemeinschaften" : Familie, Volk, Gesellschaft, Staat fraglos unter einem geistig-sittlichen Prinzip stehen. Zwar liegen ihnen allen sehr materielle Bedürfnisse zugrunde, die aber „sofort sich umsetzen zu den sittlichen Formen der Familie, der Arbeit, des Rechtes und Staates." Die Art und Weise solchen „Umsetzens" wird von D. nicht näher untersucht ; in diese Richtung hat

er seine berühmte Frage : „wie wird aus Geschäften Geschichte ?“ nicht vorgetrieben.

Nicht in der Systematik der geschichtlichen Formen liegt das Grosse der D.schen Historik, sondern in den Untersuchungen über Gegenstand und Methode der geschichtlichen Arbeit. Hier sind noch die vorwärtstreibenden Kräfte des Idealismus voll wirksam. Das Bewegende in der Geschichte ist der menschliche Wille, gerichtet auf eine „Hervorbringung und Veränderung“, also dass „jeder solche Willensakt gleichsam auf die Zukunft geht und das Gegenwärtige und Vergangene zu seiner Voraussetzung hat, darauf gerichtet, dem Gedanken ein Sein entsprechend zu machen, in welchem er seine Wirklichkeit und Wahrheit hat, das Sein diesem Gedanken gemäss umzuprägen und neu zu gestalten.“ Der Inhalt der Geschichte ist die „rastlos werdende humanitas, die fortschreitende Bildung“, bei der jedes einzelne Individuum ein unersetzliches Stück der Menschheit darstellt. — Auf die weiteren Bestimmungen der Geschichte können wir hier nicht eingehen. Vielfach führen sie unmittelbar an die Grundbegriffe Diltheys heran : so die Ausarbeitung der Kategorie des „Verstehens“ als der höchsten geschichtlichen Erkenntnis, die Aufzeigung der wesentlichen „Geschichtlichkeit“ der menschlicnen Welt u. a. m.

Herbert Marcuse (New York).

Reine und angewandte Soziologie. Eine Festgabe für Ferdinand Tönnies zu seinem 80. *Geburtstage. Hans Buske. Leipzig* 1936. *(VII u.* 403 *S.; RM.* 16.50*)*

Die vorliegende Festschrift, deren Redaktion Ernst Jurkat, Tönnies' langjähriger Assistent, besorgt hat, veranschaulicht T.s Rolle in der Sozialforschung. In der Einleitung der Festschrift wird durch v. Wiese der gegenwärtige internationale Entwicklungsstand der Soziologie charakterisiert ; die folgenden vier grossen Abschnitte des Buches sind besonderen soziologischen Problemkreisen gewidmet : der erste bietet Beiträge zur Geschichte der Soziologie, der zweite enthält Arbeiten zur theoretischen Soziologie, zur Systematik und Methode der Soziologie und zur Theorie der sozialen Erscheinungen. Der dritte Teil ist Problemen der empirischen Soziologie gewidmet, für die T. den Namen Soziographie geprägt hat. Der vierte Teil endlich befasst sich mit Problemen der Geschichtsphilosophie, während der fünfte Abschnitt ausschliesslich der Persönlichkeit von T. gilt und den Band mit dem Verzeichnis seiner Schriften abschliesst. Den zahlreichen Beiträgen fehlt trotz ihrer Einordnung in grosse Problemkreise der gemeinsame Boden.

Es ist unmöglich, auf jeden einzelnen Beitrag einzugehen ; eine Reihe namhafter Gelehrter — u. a. Boas, Meinecke, Sorokin, Thurnwald — haben Erläuterungen und Ergänzungen ihrer Lebensarbeit vorgelegt ; wir müssen uns auf die Beiträge beschränken, die für das Verhältnis der gegenwärtigen deutschen Gesellschaftslehre zu T. wesentlich sind. Durch das Studium von Hobbes wesentlich in der Analyse der Gesellschaft gefördert, hat T. sehr eindringlich den Rationalismus der Neuzeit geschildert und seine Wirkungen, verglichen mit dem organischen Leben der Gemeinschaft in der

Vergangenheit, pessimistisch beurteilt. Wenn er auch diesen Pessimismus durch sein Vertrauen auf Sozialreformen schliesslich überwindet, so ist doch T. mit ein Exponent jener Bewegung, die Nietzsche als europäischen Nihilismus bezeichnete.

Der Entwicklung dieser Bewegung hat in der Festschrift Karl Löwith die Studie „Zur Problematik in der Philosophie nach Hegel" gewidmet. Sie will den Weg darstellen, den die deutsche Geschichtsphilosophie und Gesellschaftslehre von Hegel bis Nietzsche zurückgelegt hat. Bestimmt durch die Interpretation, die Nietzsche vom atheistischen Demokraten als Erben des Christentums gegeben hat, führt L. von Hegel über Feuerbach zu Ruge und Rosenkranz und spricht in Kapiteln über Marx und Stirner von der fortschreitenden Profanisierung des gottlos gewordenen Menschen. Wie T., der in seiner Schrift über den „Nietzsche-Kultus" 1897 bei aller Schätzung Nietzsches im einzelnen vom Standpunkt des Sozialreformers ihn nicht als besonders fruchtbar für die Sozialpolitik empfand, so sieht auch L., trotz stärkerer Anerkennung der wichtigen Fragestellung Nietzsches, im Willen zur Erneuerung der Antike keine Lösung für die Gesellschaft der Gegenwart.

Die Arbeiten von Ernst Jurkat (Die Soziographie des moralischen Lebens) und Rudolf Heberle (Die Bedeutung der Wanderungen im sozialen Leben der Völker) bieten Beispiele für die von T. gepflegte Methode theoretischer Erörterung und ihre praktische Anwendung.

Arno Coutinho (Hamburg).

Vierkandt, Alfred, *Familie, Volk und Staat in ihren gesellschaftlichen Lebensvorgängen. Eine Einführung in die Gesellschaftslehre. Ferdinand Enke Verlag. Stuttgart* 1936. *(150 S.; RM. 3.40, geb. RM. 4.80)*

Der erste Teil handelt von den „grossen Lebensgemeinschaften", wie Sippe, Familie, Stamm, Nation, Staat, Herrschaft und Genossenschaft. Der zweite, mehr sozialphilosophische Teil umfasst eine Mannigfaltigkeit von Phänomenen, wie Führung, Erziehung, Solidarität, Sitte und Moral, Recht und Strafe, das soziale Gleichgewicht und seine Störungen.

Das Buch vermittelt wenig von den heute doch nicht mehr so armen Ergebnissen soziologischer Forschung. Einen verhältnismässig breiten Rahmen füllt die häufig wiederkehrende Kritik am Individualismus und an der individualistischen Auffassung sozialer Erscheinungen. Vom Standpunkt einer Einführung in die Soziologie wäre die „Abkehr vom Individualismus", das Leitmotiv des Buches, ein propädeutisch ergiebiges Thema, wenn die Erörterungen auf konkreter Basis und nicht nur in höchst allgemeiner Weise geführt würden. Über das Stadium einer formalen Diskussion von Individuum und Gemeinschaft, von Gemeinschaft und Gesellschaft an sich aber ist die Soziologie schon lange hinaus. — Gemessen an den bereits existierenden Einführungen in die Soziologie des In- und Auslandes, aber auch an früheren Arbeiten, z. B. seiner „Stetigkeit im Kulturwandel", bedeutet die vorliegende Schrift V.s keinen Fortschritt.

Ernst Manheim (London).

Cuvillier, Armand, *Introduction à la Sociologie. Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(208 p.; fr. fr.* 10.50*)*

Ce livre caractérise assez bien l'état de la théorie sociologique en France. Non seulement M. Cuvillier semble ne connaître directement — à quelques rares exceptions près — que les sociologues français (parmi les sociologues contemporains), mais encore son intention majeure, combiner l'enseignement de Durkheim et celui de Marx, s'explique par des circonstances actuelles, locales et même personnelles. A l'enseignement de Durkheim on rattachera le souci de démontrer la spécificité du social (chap. 2 et 3), d'affirmer l'existence d'un déterminisme sociologique analogue à celui qu'élaborent les sciences naturelles, la critique de la méthode monographique, le primat accordé à la méthode historico-comparative. A Marx et surtout au marxisme on rattachera le lien établi entre théorie et pratique (la science elle-même devient action, elle modifie son propre objet, p. 90) et le choix du travail humain comme hypothèse directrice qui „doit en dernière analyse guider les recherches du sociologue." „La technique contient en puissance toute la vie spirituelle de l'homme."

Les chapitres sur les postulats, les méthodes et les hypothèses directrices de la sociologie rendront des services aux étudiants, mais il est à craindre que la synthèse de Durkheim et de Marx fasse tort à l'un et à l'autre. L'opposition entre une sociologie de la société et une sociologie des classes, que M. C. signale en passant, a une portée décisive. D'autre part, le marxisme ne saurait être dépouillé de l'idée de „totalités historiques", de régimes sociaux spécifiques, liés à l'intérieur d'une dialectique totale, idée que Durkheim aurait sans doute rejetée. Les réflexions de M. C. sur le déterminisme historique empruntées aux Durkheimiens devraient être revisées de ce point de vue. M. C. montre très justement que le marxisme n'est pas un fatalisme, qu'il ne méconnaît ni l'interaction des causes ni l'influence des idéologies. Mais ces remarques sont insuffisantes, la dialectique n'est pas assez définie par l'action réciproque. Pensée dialectique et positivisme sont incompatibles. R. Aron (Paris).

Duprat, G. L., *Esquisse d'un raité de sociologie. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(200 pp.; fr. fr.* 25.—*)*

This is an outline for a systematic treatise on sociology, developed in the form of a series of geometric theorems. Duprat conceives the object of sociology to be the creation of an explanatory science of social life. Social life is a positive irreducible reality; the goal of sociology is knowledge of abstract types. Its method shall be the observation, documentation, comparison, classification and interpretation of facts in such a way as to lay the basis for prognosis. D. proposes a kind of geographic morphology of society: nations, regions and cities are his abstract types. He then proceeds to sketch the factors of social evolution, ethnic, national, regional and urban, under the heading, „Social Physics and Physiology". The final section on applied sociology brings the whole program together by pointing to the ultimate significance of sociology, its

ability to guide the organization and reorganization of society and to cure it of its illnesses. The very nature of the book makes it difficult to analyze D.'s ideas in any great detail.

F. N. Howard (New York).

Mosca, G., *Histoire des doctrines politiques depuis l'antiquité jusqu'à nos jours ; Préface et Traduction de Gaston Bouthoul. Payot. Paris* 1936. *(335 p. ; fr. fr. 20.—)*

In der Vorrede bezeichnet es der Übersetzer als einen besonderen Vorzug des vorliegenden Buches, dass es bisher nur in ihrer Vereinzelung gesehene Elemente der politischen und sozialen sowie der Ideengeschichte zu einer einheitlichen Synthese zusammenfasst. In der Tat vereint das Buch Moscas eine bunte Fülle von Tatsachen der politischen und sozialen Geschichte mit Lebensbeschreibungen von Staatstheoretikern und mehr oder minder ausführlichen Darstellungen und Kritiken ihrer Werke. Zeitlich reicht es von den grossen vorderasiatischen Reichen bis zur Güntherschen Rassenlehre. Stil und Darstellungsweise ist den Universalhistorikern des beginnenden 19. Jahrhunderts entnommen, von Ergebnissen und Methoden der neueren ausseritalienischen Forschung nimmt der Verf. keinerlei Notiz. Die Auswahlprinzipien für die behandelten Autoren und Ideologien sind recht willkürlich.

Dass Jakob I. ein einflussreicher Schriftsteller war, erfährt der Leser nicht, die Existenz der Levellers bleibt ihm ebenso verborgen wie die staatstheoretische Bedeutung von Harringtons Oceana. Die Utopie als Literaturgattung wird ebensowenig im Zusammenhang gewürdigt wie das Naturrecht des 18. Jahrhunderts. Die Bedeutung der Souveränitätslehre ist dem Verf. völlig entgangen, bei Bodin wird sie nicht einmal erwähnt. Das Vorhandensein der Vereinigten Staaten nimmt der Leser zwar anlässlich einer Besprechung Tocquevilles „Démocratie en Amérique" zur Kenntnis, aber die Existenz Madisons und Jeffersons sowie des Federalist bleibt unerwähnt.

Von anderen Dingen spricht M. zwar, aber die Art und Weise der Erwähnung — man vergleiche etwa seine Bemerkungen über Althusius, Hegel oder Lassalles System der erworbenen Rechte — lässt es mehr als fraglich erscheinen, dass der Leser über das Werk des betreffenden Schriftstellers, die Tradition, in der er steht, und über seinen Platz in der Ideengeschichte auch nur eine nebelhafte Vorstellung erhält.

Die eigene Ideologie des Verf. stellt eine Variation der Paretoschen Elitentheorie durch einen recht selbstbewussten Vertreter der Oberklasse dar. Das Vorhandensein, die Notwendigkeit und die Ergänzungsprinzipien einer „classe dirigeante" ist ihr Thema. Der enge Zusammenhang dieser „classe dirigeante" mit den Eigentümern der Produktionsmittel wird keineswegs geleugnet, der Marxismus als simplistisch aber ebenso abgelehnt wie die Rassentheorie.

Otto Kirchheimer (Paris).

Strauss, Leo, *The Political Philosophy of Hobbes. Translated from the German manuscript by Elsa M. Sinclair. Oxford University Press. London und New York* 1936. *(XVIII u.* 172 *S.; 10 s., $ 3.50)*

Ein neues Buch über Hobbes' politische Philosophie muss sich durch neue Thesen rechtfertigen. Sie sind bei Strauss reichlich vorhanden. Als die wichtigsten greifen wir heraus : die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode betrifft so wenig die Grundlagen der politischen Philosophie, dass sie den wirklichen Charakter dieser Philosophie eher verhüllt als entdeckt ; sie ist erst verhältnismässig spät erfolgt und steht mit einer entscheidenden Wendung des Hobbesschen Denkens im Zusammenhang. Hobbes' ganze Lehre hat eine Entwicklung durchgemacht, die von einer ursprünglichen Verherrlichung der „aristocratic virtue" als Basis der rechten sozialen Ordnung zu einer auf der neuen bürgerlichen Moral basierten Gesellschaftstheorie führt. War früher die „Ehre" das Prinzip, aus dem die Gesellschaft aufgebaut wurde, so ist es jetzt die „Furcht vor dem gewaltsamen Tod" als dem grössten Übel. Stand Hobbes' erste Konzeption stark unter dem Einfluss des Aristoteles (besonders in der Psychologie der Leidenschaften), so nähert er sich später Plato. Erkannte Hobbes vordem „natürliche" Verpflichtungen als den Ursprung des Staates an, so leugnet er später jede solche Verpflichtung und kennt nur noch „natürliche Ansprüche". Und die wohl erstaunlichste These : Hobbes' Philosophie bezeichnet einen völligen Bruch mit dem traditionellen Rationalismus, sofern sie von der Ohnmacht der Vernunft ausgeht und von der Unmöglichkeit, die rechte Vernunft sowohl in der Natur wie in der Menschenwelt festzustellen.

Seine der traditionellen Hobbes-Deutung an entscheidenden Stellen diametral entgegengesetzte Ansicht zwingt S., die ursprüngliche Fassung der Hobbesschen Lehre, die er vor allem in der Thukydides-Vorrede, in den „Elements of Law", aber auch noch in „De cive" erkennen zu können glaubt, überzubetonen und scharf vom „Leviathan" abzugrenzen. Der „Leviathan" ist nach seiner Meinung keineswegs eine zureichende Quelle für das Verständnis von Hobbes. Es ist unseres Erachtens S. nicht gelungen, die Notwendigkeit solcher Konstruktion zu beweisen. Zum Beleg seiner Thesen werden die einzelnen Phasen und Teile des Hobbesschen Werkes isoliert gegenübergestellt. S. nimmt dieses Werk wie ein philosophisches System und vergleicht die auf den einzelnen Systemstufen verwendeten Begriffe. Aber solche Interpretationsmethode bringt sich um ihre eigene Wirkung gegenüber einer Lehre, die ihre ganze Begrifflichkeit von Anfang an unter eine dem System transzendente Absicht stellt und alle Widersprüche und Unstimmigkeiten in dieser Absicht aufhebt : in der ideologischen Begründung der absoluten Souveränität auf dem Interesse der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Die immanent-philosophische Interpretation, wie S. sie handhabt, führt dazu, den geschichtlichen Gehalt der Hobbesschen Lehre (der zugleich ihr philosophischer Gehalt ist) zu verdunkeln. Die Anpassung der Theorie an die gesellschaftliche Situation erscheint als ein rein philosophisches Geschehen. — Wird die falsche Akzent-Verteilung zurückgenommen, so erweist es sich, dass S.' Thesen das tradi-

tionelle Hobbes-Bild nicht erschüttern, sondern sich selbst in es einfügen. Dies sei kurz an einer seiner auffälligsten Neudeutungen gezeigt : an der Behauptung des Bruchs mit dem Rationalismus. S. stützt sie durch den Hinweis auf die Leugnung jeder „natural standards" bei Hobbes (in der endgültigen Fassung seiner Lehre), auf Hobbes' Überzeugung von der Nicht-Existenz der „richtigen Vernunft" und die daraus sich ergebende Fassung der Souveränität als Wille statt als Vernunft. Aber das Misstrauen in die allgemeine Macht der Vernunft ist ebensosehr ein Ausfluss des bürgerlichen Rationalismus wie die voluntaristische Souveränitätslehre ; die Erhöhung des souveränen Willens ist rational in dem Interesse der entscheidenden bürgerlichen Gruppen begründet. Die anti-rationalistischen Stellen sind nur Momente eines konsequenten Rationalismus, der die Entfaltung der freien Konkurrenz-Gesellschaft mit allen Mitteln sichern will. Ein Zusammenhang, den S. selbst erkennt, wenn er die „neue bürgerliche Moral" als das Zentrum der Hobbesschen Lehre darstellt und zeigt, wie für Hobbes „Vernunft" geradezu identisch mit „Furcht" wird.

Muss den Grundthesen des S.schen Buches ein entscheidender Erkenntniswert abgesprochen werden, so sei ausdrücklich betont, dass die gründliche, an der deutschen Tradition geschulte Methode der Interpretation manche überraschende Einsichten und Durchblicke zeitigt. Besonders wichtig erscheint uns S.' Versuch, den Ursprungsbegriff der Hobbesschen Sozialphilosophie noch am Ende der grossen bürgerlichen Philosophie, bei Hegel aufzuspüren. Wie Hobbes die Gesellschaft aus der wechselseitigen Furcht vor dem gewaltsamen Tode (als dem „natürlichen" Ende des Kampfes aller gegen alle) aufbaut, so vollzieht sich auch bei Hegel der Fortschritt des Selbstbewusstseins zur Freiheit nur im gegenseitigen „Kampf auf Leben und Tod" : die Selbständigkeit kann sich nur durch den Willen zur physischen Vernichtung des anderen bewähren ; — ein Hinweis, der die sich durchhaltende kategoriale Struktur des bürgerlichen Denkens in schöner Weise erhellt. Herbert Marcuse (New York).

Treves, Paolo, *Joseph de Maistre. Dante Alighieri, Albrighi, Segati & Co. Mailand und Rom* 1936. *(84 S. ; L. 7.50)*

Von der üblichen „Geistesgeschichte" hält sich diese Studie sorgfältig fern. Wenn überhaupt, so könnte die abstrakte Betrachtung von „Ideen" dort keine wirkliche Klärung bringen, wo, wie im Falle de Maistre, persönliches Schicksal und Denken so unlöslich miteinander verbunden ist. Treves stellt in einer Folge kurzer Bilder und knapper Kennzeichnungen dar, wie aus dem Justizbeamten von Chambéry, dem Abkömmling savoyardischen Beamtenadels, im Wirbel der französischen Revolution der Emigrant und legitimistische Diplomat sich entwickelt, der sein persönliches Erleben zum Anlass nimmt, um die Grundlagen der „alten" und der neuen Gesellschaft zu erfassen. Das alles wird ausgezeichnet geschildert, der geistige Ertrag an Theorie vorzüglich charakterisiert. De Maistres Weg wird sichtbar, wie er über Jugendarbeiten und höfische Huldigungsschriften zu den „Considérations sur la France", zum Werk über das Papsttum und den „Soirées de Saint-Pétersbourg" hinleitet. Auch die Konstanten im Werke

des „eigentlichen" Maistre werden klar herausgearbeitet. Zwei Fragen bilden die Grundlage : Souveränität und Vorsehung. Maistres Deutung des Souveränitätsproblems leugnet die Möglichkeit einer Souveränität des Volkes als unvereinbar mit dem Wesen der von Gott stammenden Souveränität selbst. Souverän ist nur der legitime Herrscher, letzter irdischer Verleiher von Souveränität der Papst. Daneben aber steht jene quälende Frage, die de Maistre zuerst klar und rückhaltlos aussprach : ob auch die Revolution mit allen ihren Folgen, trotz oder wegen ihres Terrors, nur ein Zeichen göttlicher Vorsehung sei. Welches nun die Lehre sei, die aus solcher Schickung gezogen werden müsse, das ist eigentlich, wie T. sehr fein zeigt, der Kern des Denkens de Maistres. — Mit dieser Grundanalyse verbindet die Studie eine Fülle scharfer und kennzeichnender Bemerkungen : über Frankreichs Sendung in Europa, nach de Maistres Konzeption, über den rationalistischen Charakter der Methode des Grafen, über den Einfluss seines ehemaligen Illuminatentums auf sein Denken.

Hans Mayer (Genf).

Löwith, Karl, *Jacob Burckhardt. Der Mensch inmitten der Geschichte. Vita Nova Verlag. Luzern* 1936. *(380 S.; Schw. Fr.* 9.50, *geb. Schw. Fr.* 11.—*)*

Nicht das geringste Verdienst des Buches besteht darin, mit einer landläufigen Legende aufzuräumen, die glauben machen will, Jacob Burckhardt habe zwar keine Geschichtsphilosophie besessen, von der zu sprechen sich lohne, er habe „dafür" aber ästhetisch reizvolle Darstellungen gegeben. Löwith zeigt dagegen die unlösliche Einheit von Weltbild, Geschichtsauffassung und Darstellungsweise im Werke B.s ; mehr noch : die enge Verbundenheit von Lebensweise und Geschichtsbild des grossen Historikers. Burckhardt, der „Mensch inmitten der Geschichte", wird geschildert, und dieser Ausdruck ist doppeldeutig : er rührt einmal an einen entscheidenden Punkt der Burckhardtschen Geschichtsphilosophie, der in allem geschichtlichen Ablauf das Schicksal und Erleben des konkreten Menschen vor allem wichtig und betrachtenswert erscheint. Dann aber wird durch jene Formel auch kundgetan, dass von dem Menschen Jacob Burckhardt inmitten der von ihm erlebten und erfahrenen Geschichte die Rede ist, vom Anblick der „Unordnung" von 1848, der entscheidend sein Weltbild beeinflusste ; von seinem „Entschluss zur Apolitie" angesichts des politischen Treibens der Epoche der „Gründerzeit" ; von seiner Hinneigung zu den Übergangsepochen der Weltgeschichte, die den Untergang einer grossen Kultur bedeuten ; von seinem Bestreben, angesichts eines politischen Chaos aus der politischen Welt in die Anschauung von Kunstwerken, aus der politischen zur Kultur-, das heisst hier : Kunstgeschichte zu flüchten. So aber erscheint die Haltung dieses Betrachters von Kunstwerken und von kulturgeschichtlichen Prozessen durchaus als besondere und unverwechselbare Stellungnahme zur Geschichte überhaupt.

Aus Burckhardts Werk entwickelt L. die Antwort, die Jacob Burckhardt vor sich selbst — ohne sie öffentlich auszusprechen — auf jene Frage gab,

die Nietzsches zweite „Unzeitgemässe Betrachtung" an ihn gestellt hatte: worin der Nutzen der Betrachtung geschichtlicher Vorgänge „für das Leben" bestehe. Burckhardts Antwort auf die geschichtsphilosophische Frage wird zugleich Richtschnur seines privaten Seins. L. stellt sie in Beziehung zu Hegel und zum äussersten Antihistorismus, zu „Kierkegaards existenzieller Einziehung der Weltgeschichte auf den Einzelnen". — So ergibt sich mehr als eine Fülle schöner Formulierungen, mehr als ein Querschnitt durch Jacob Burckhardts Werk; es wird die Frage nach der Struktur des Jahrhunderts berührt, das Geschichtsbetrachtungen wie jene Burckhardts bedingte, das Lebensentscheidungen wie jene Burckhardts möglich machte. Hans Mayer (Genf).

Psychologie.

Thurstone, L. L., *Vectors of Mind. Chicago University Press, Chicago. Cambridge University Press, London* 1935. *(XV u. 266 S.; $ 4.—, 18 s.)*

Flanagan, J. C., *Factoranalysis in the Study of Personality. Stanford University Press, Stanford University, California. Oxford University Press, London* 1935. *(X u. 103 S.; $ 1.25, 6 s.)*

Bogardus, E. S., *Introduction to Social Research. Suttonhouse. Los Angeles* 1936. *(668 S.; $ 3.—)*

Culver, Dorothy C., *Methodology of Social Science Research. University of California Press. Berkeley* 1936. *(169 S.; $ 2.—)*

Kelley, F. L. und **A. C. Krey,** *Tests and Measurements in the Social Sciences. Charles Scribner's Sons. New York* 1934. *(635 S.; $ 3.—)*

Es ist nicht verwunderlich, dass die grosse Zahl von empirischen Untersuchungen, die jeden Monat erscheinen, auch von methodologischen Untersuchungen begleitet wird. Bald handelt es sich um neue technische Versuche, bald um Zusammenfassung des bisher Bewährten. Zur ersteren Gruppe gehört die Methode der Faktorenanalyse, die jetzt allmählich von der Psychologie auf die Soziologie übergreift. Ein Beispiel: die grosse Zahl von Zeitschriften, die Amerikas eigentliche Lesenahrung ausmachen, haben in verschiedenen Städten verschiedene Zirkulation; manche haben in Industriestädten ihren grössten Absatz, manche in Kleinstädten usw. Man kann nun mit Hilfe der Korrelationsrechnung die Zirkulation vieler Zeitschriften vergleichen und sie in Gruppen einteilen, so dass alle, die in eine Gruppe gehören, untereinander ähnliche, aber von den anderen Gruppen verschiedene Zirkulation haben. Jeder Gruppe würde dann ein eigener Typus des Interesses entsprechen, der seinerseits wieder durch Faktoren der Rasse, Beschäftigung, geographischen Lage oder sonstwie bestimmt wäre. Diese Analyse der Faktoren, die statistischen Erscheinungen zu Grunde liegen, hat in den letzten Jahren immer mehr Beachtung gefunden. Die recht schwierigen mathematischen Methoden, die angewendet werden müssen, sind im Augenblick wohl am besten in Thurstones Buch dargestellt. Er zieht zwar vor allem psychologisches Material heran, aber die Darstel-

lung ist von grosser Allgemeinheit und daher praktisch auf jedes Gebiet anwendbar. T. ist selbst ein Pionier auf dem Gebiet der Faktorenanalyse und hatte bei der Verfassung dieses Buches die Hilfe seiner statistischen und mathematischen Kollegen in Chicago.

Die Arbeit von Flanagan ist eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Methoden der Faktorenanalyse. Der ausführliche Literaturnachweis ist von Wert. Auch kommen die Leistungen von Männern wie Kelley und Krey gut zur Geltung.

Die empirische Sozialforschung selbst (oder wenigstens die in ihr herrschenden Moden) verändert sich so rasch, dass relativ selten jemand ein Lehrbuch schreibt. Das Buch von Bogardus hat alle Vor- und Nachteile einer Publikation, die unter solchen Umständen entsteht. Es enthält Kapitel, die es in früheren Lehrbüchern nicht gegeben hat, insbesondere über die Anlegung von Lebensgeschichten und die Verwendung von Tagebüchern und Briefen. Auch finden sich in den anderen Kapiteln, insbesondere in denen über Statistik, Meinungs-Messungen und community surveys Hinweise auf die neuere Literatur, die sehr willkommen sind. Andererseits aber macht B. nicht den Versuch eines systematischen Aufbaus. Er gibt eine Sammlung von Anweisungen, „so dass jede intelligente Person sich wissenschaftliche Methoden der Erhebung zu eigen machen kann." Wir glauben umgekehrt, dass das Buch für den nützlich sein wird, der Beispiele und Bibliographie für eigene Überlegungen braucht. B. kennt sehr genau die vielen Erhebungen, die an der pazifischen Küste über die Rassenbeziehungen zwischen Weissen und Gelben gemacht wurden. Über dieses Material weiss man im Osten Amerikas viel zu wenig, und schon aus diesem Grunde ist die Publikation ein willkommener Beitrag.

Culver hat für den Praktiker und Lehrer eine Bibliographie zusammengestellt, die folgendermassen eingeteilt ist : Methodenlehre, Auswahl und Definition von Problemen, Materialquellen, Sammlung von Daten, Technik der Analyse und Interpretation, Herstellung des Manuskripts. 1509 Einheiten sind aufgewiesen und den meisten kurze Erläuterungen beigegeben. Ein Namen- und ein Sachregister erleichtern die Verwendung. Die Publikation ist ohne Zweifel von grossem Wert. Stichproben zeigen, dass die Auswahl der Einheiten glücklich ist.

Zum Abschluss sei hier ein Bericht der Kommission für das Studium der Sozialwissenschaften referiert, welche die historische Gesellschaft vor 10 Jahren eingesetzt hat. Der vorliegende Band von Kelley und Krey enthält Tests, mit denen der Fortschritt von Schülern gemessen werden soll. In jahrelangen Vorstudien hat die Kommission zu ermitteln versucht, worin das Wesen der Begabung für sozialwissenschaftliche Studien besteht und in welchen Schritten und Schwierigkeitsgraden Fortschritt im Studium vor sich geht. Die Kommission kam zu dem Schluss, dass allgemeine Aussagen darüber nicht gemacht werden können. Es einigte sich die Kommission schliesslich auf drei unabhängige Gruppen von Tests : solche, die Verständnis und Kenntnis prüfen, solche, die elementare Fähigkeiten untersuchen, und solche, die sich mit Interesse und Einstellungen befassen.

Die besondere technische Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Beschluss der Kommisson, sich auf „objektive" Tests zu beschränken, d. h. solche,

die mit „ja“ und „nein“ oder mit einem graphischen Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung beantwortet werden können. Bei den Verständnistests ist das nicht schwer, weil sie vom folgenden Typus sind : „Welches Wort bedeutet, Waren in ein Land zu bringen, ohne Zoll zu zahlen ? a) Skandal, b) Bestechung, c) Fälschung, d) Schmuggel.“ Viel komplizierter ist das dort, wo z. B. Fähigkeit zur Interpretation geprüft werden soll. In einem Beispiel wird eine Reihe von vier Tatsachen mitgeteilt, die sich alle auf den Bau der ersten Eisenbahn quer durch den amerikanischen Kontinent beziehen : 1) Der Kongress gab jeder Gesellschaft $ 32.000 und ein grosses Stück Land für jede gebaute Meile. 2) An einem bestimmten Tag in 1869 legten 4000 chinesische Arbeiter mehr als 10 Meilen Schienen aus. 3) Gelegentlich vertrieben Indianer die Arbeiter. 4) Bald nach Fertigstellung der Bahn sah man keine Büffel mehr, sondern Rinder grasten auf den Wiesen. Nachdem diese Mitteilungen gemacht sind, werden nun eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, und der Schüler hat anzugeben, von welchen der vier Tatsachen die Behauptungen gestützt oder widerlegt werden. Die Behauptungen sind : 1) Der Kongress war neutral gegenüber den konkurrierenden Baugesellschaften. 2) Chinesische Einwanderung war 1869 noch nicht verboten. 3) Die Regierung legte grossen Wert auf die Verbindung der Ost- und Westküste. 4) Es war schwierig, Eisenbahnen zu bauen. 5) Die Auswanderer nach dem Westen betrieben Viehzucht.

Wir haben dieses ausführliche Beispiel wiedergegeben, um dem Leser ein Bild zu vermitteln, welches Mass von Scharfsinn auf solche Arbeit verwendet wird. Erst muss man den Lernvorgang in Elemente zerlegen ; dann muss man Dutzende von Fällen dieser Art finden und herrichten, und schliesslich sind statistische Untersuchungen an hunderten von Kindern notwendig, um den Skalenwert der einzelnen Antworten zu ermitteln. Angesichts dessen wäre es vermessen, solche Versuche als schlechthin nutzlos darzustellen. Im Augenblick allerdings scheinen die besten Ergebnisse die Nebenprodukte zu sein ; z. B. eine Untersuchung über die Häufigkeit, mit der gewisse Worte in den Sozialwissenschaften in verschiedener Bedeutung verwendet werden, oder einzelne feine statistische Methoden, die gelegentlich dieser Arbeiten entwickelt wurden.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Factors Determining Human Behavior. Harvard Tercentenary Publications. Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London 1937. *(VII u.* 168 *S. ;* $ 2.50, 10 *s.* 6 *d.)*

In diesem philosophisch-anthropologischen Sammelband (dem ersten der drei geplanten Buchausgaben der Harvard Symposia 1936) wird der Versuch gemacht, die auf das „Ganze des Wissens“ gerichtete Tradition der Harvard-Gründer wieder aufzunehmen : dem „knowing more and more about less and less“ soll eine Synopse gegenübergestellt werden. Die Herausgeber sind sich darüber klar, dass es nur eine Synopse, keine Synthese sein kann. In der Tat enthalten die acht Aufsätze acht Anthropologien.

Der erste der von der Physiologie bis zur Kulturtheorie reichenden und nach dem klassischen Prinzip Physis-Psyche-Nous geordneten Aufsätze

behandelt „The Nervous System" (Edgar Douglas Adrian). Adrians „report" gipfelt in der Idee eines „physiologischen Übermenschen" : wenn es gelänge, das Hirn des Menschen auch nur unwesentlich zu vergrössern, so würde der Gesamthabitus, Macht und Erkennen des Menschen geradezu gottgleich werden. Das Ziel sei vielleicht „unattainable". Aus dem in der Theologie zwischen Tier und Gott stehenden Menschen wird ein zum Gotte aufzüchtbares Tier. Der zweite Beitrag „Hormones in Relation to Human Behavior" von James Bertram Collip betont gerade das allen Lebewesen Gemeinsame : die Hormone der niedersten wie der höchsten Lebewesen sind chemisch identisch ; sie sind gewissermassen die materiale Bestätigung der Zusammenfassung des Tierreiches als eines Reiches. — In dem Vortrag Piagets : „Principle Factors Determining Intellectual Evolution from Childhood to Adult Life" ist gleichsam der Weg der Hegelschen Phänomenologie als Prinzip der Entwicklungspsychologie durchgeführt : der Weg von der „blossen Empfindung" des Kindes zur Objektivierung seiner Welt. Wenn P. freilich das erste Stadium des Kindes „egozentrisch" nennt, so scheint uns diese Deutung der Phänomene zu cartesianisch zu sein. Niemand ist so wenig „ego" wie das ganz und gar abhängige, „bei" der Mutter befindliche Kind. Dieses „Bei.. sein" ist wohl ein von Egozentrismus und Extravertismus gleich entferntes Phänomen. — Jung behandelt in seinem Vortrag „Psychological Factors Determining Human Behavior" vor allem die Instinkte. Es ist interessant zu beobachten, dass für ihn auch „der schöpferische Drang" zum Instinkt wird. — Janet findet in seinem Beitrag „Psychological Strength and Weakness in Mental Diseases" sehr glückliche Kategorien, die sowohl für das psychische wie für das physische Sein des Menschen anwendbar sind. Seine Andeutungen über Bewusstsein als „Behavior", die die Alternative dieser beiden Begriffe neutralisiert, hätten in dem folgenden Aufsatz über „Logik" (des Begreifens, Generalisierens und Schliessens) ausgeführt werden müssen. Statt dessen geriet leider die blosse Satzlogik Carnaps in den Band hinein. Carnap selbst gesteht (zu Unrecht), dass Logik und Behavior kaum etwas miteinander zu tun haben. Abbot Lawrence Lowell („An example for the Evidence of History") zeigt an einem Fall : der Geschichte des englischen Parlamentarismus, wie sich das rationale und vollkommene System (des englischen Parlamentarismus) aus der Resultante okkasionellster, auf unmittelbarste Zwecke ausgerichteter Handlungen ergab ; denn keiner der partiellen Urheber hätte das Resultat (das sogar den „preconceived ideas of Englishmen" widersprach) beabsichtigt oder auch nur gutgeheissen. Was von rückwärts rational aussieht, war „von vorwärts gesehen" ein aus Teilhandlungen komponiertes blosses Geschehen. — Einen schönen Abschluss des Bandes und zugleich eine theoretische Ergänzung seiner ethnologischen Arbeiten bringt Malinowski mit seinem „Culture as Determinant of Behavior". M. versucht, die Fülle und Verschiedenartigkeit aller Kultursysteme auf eine beschränkte Reihe von necessities zurückzuführen. Diese formale Reihe stellt gewissermassen eine materialistische Anthropologie in nuce dar. Höchst konkret wird die Korrelation zwischen need, spezieller Umweltsituation und spezifischer Kulturleistung nachgewiesen. Die Funktion der Leistung — verglichen mit den beiden anderen

Faktoren — nimmt M. als konstant an. Die heutige Kultur wird von M. nicht erwähnt. Diese Nichterwähnung ist nicht uninteressant : was wir zwischen den behandelten Menschen : dem Kind, dem Geisteskranken, dem Primitiven, dem Instinktwesen vergeblich suchen, ist der heutige Mensch in der heutigen Welt. Günther Stern (New York).

Osborn, R., *Freud and Marx. Victor Gollancz. London* 1937. *(285 S.; 8 s. 6 d.)*

Osborn gibt im ersten Teil des Buches eine Übersicht über die wichtigsten Theorien der Psychoanalyse, im zweiten Teil eine Darstellung der Geschichtsauffassung des historischen Materialismus und der dialektischen Methode. Er diskutiert einige der Versuche der Anwendung der psychoanalytischen Theorie auf gesellschaftliche Phänomene und kritisiert den in diesen Versuchen zutage tretenden Mangel an richtiger Einschätzung gesellschaftlicher und ökonomischer Faktoren. Er kommt zum Schluss, dass die psychoanalytische Methode eine dialektische ist, wenn dies auch den Psychoanalytikern selbst nicht bewusst war, und dass das Verständnis der im Menschen unbewusst wirkenden Kräfte, wie es die Psychoanalyse lehrt, einen wichtigen Platz im Gesamtsystem des historischen Materialismus ausfüllen kann. In einem Schlusskapitel versucht der Autor zu zeigen, dass die Anwendung psychologischer Einsichten für den politischen Kampf der Arbeiterparteien von Wichtigkeit sei. Es scheint uns nicht besonders glücklich zu sein, dass er als wichtigste Konsequenz solcher psychologischen Einsichten die Notwendigkeit einer Verstärkung der Rolle des „Führers" ansieht. Der Schluss, zu dem er kommt, ist : „The first necessity would seem to be to crystalise the leadership in the shape of a leader — someone who may be referred to in such terms as will awaken the required emotional attitudes. In other words, we must idealise for the masses some one individual to whom they will turn for support, whom they will love and obey." O. antizipiert den Einwand, dass man diese Anschauung für eine umgekehrte Form faschistischer Demagogie ansehen könne, und entgegnet, dass tatsächlich der Faschismus für viele subjektiv dieselben Bedürfnisse befriedige wie der Kommunismus und dass der Unterschied der sei, dass jener seine Basis in einer Welt der Illusion, dieser in der Wirklichkeit habe.

Wenn auch O. nur einige der zu seinem verzweigten Thema gehörigen Probleme behandelt und auch dabei durch die unkritische Übernahme der gesamten Theorie Freuds (einschliesslich der Todestriebtheorie), soweit sie sich nicht auf die Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Phänomene bezieht, eine Reihe von Problemen gar nicht oder schief sieht, so stellt doch im ganzen das Buch eine erfreuliche Bereicherung der Literatur auf diesem Gebiete dar. Es ist bedauerlich, dass dem Verf. die in deutscher Sprache geschriebenen Arbeiten verschiedener Autoren zu dem gleichen Thema nicht zugänglich waren. Erich Fromm (New York).

Horney, Karen, *The Neurotic Personality of Our Time. W. W. Norton & Company. New York* 1937. *(XII u. 299 S.; $ 3.—)*

Wie schon der Titel dieses für den Psychologen wie den Sozialwissenschaftler wichtigen Buches andeutet, wird in ihm eine Beziehung zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und den Konflikten der neurotischen Persönlichkeit dieser Zeit erörtert. An Hand einer reichen klinischen Erfahrung weist Horney nach, dass hinter den verschiedenartigen Symptomen neurotischer Erkrankungen tiefere Gemeinsamkeiten stehen; Gemeinsamkeiten, die den Inhalt der neurotischen Konflikte und der treibenden Kräfte betreffen, durch die diese Konflikte nicht nur am Leben erhalten, sondern in einem circulus vitiosus noch verstärkt werden. Die zentrale Quelle aller neurotischen Konflikte ist die Angst. Feindseligkeit und emotionale Isolierung, die in der Kindheit diese Angst erzeugten, verstärken sie immer mehr. Auch im normalen Menschen unserer Gesellschaft sind solche Faktoren wirksam, aber in schwächerem Masse. Der Neurotiker vermag sie nicht nur wegen ihrer quantitativ grösseren Stärke nicht zu überwinden; sondern durch einander widersprechende Versuche, sich gegen die Angst und Isolierung zu schützen, vergrössert er sie. Die Inhalte dieser Konflikte, die aus widersprechenden Schutzmassnahmen gegen die Angst hervorgehen, sind im wesentlichen: ein zwangshaftes Suchen nach Liebe bei gleichzeitiger Liebesunfähigkeit und Feindseligkeit; ein gesteigertes Wettbewerbsstreben, das auf alle menschlichen Beziehungen ausgedehnt wird; ein gesteigerter Hunger nach Macht über andere, nach Besitz und Prestige: Bestrebungen, die in Widerspruch zu dem gesteigerten Verlangen nach Schutz durch die Liebe und Zuneigung anderer Menschen treten. Mit besonderer Eindringlichkeit und Klarheit werden die verschiedenen einander widersprechenden Methoden dargestellt, durch welche die neurotische Persönlichkeit sich die Zuneigung anderer Menschen zu sichern sucht, deren sie zum Schutz vor der Angst so dringend bedarf.

Das methodische Prinzip, aus dem alle diese neurotischen Konflikte verstanden werden, ist nicht ihre Rückführung auf die Fixierung oder Regression sexueller Libido an bestimmte erogene Zonen (orale, anale, phallische und genitale Struktur), sondern ihre Erklärung als Schutzeinstellungen gegen spezifische Umweltsituationen, die in der Gegenwart und in der Vergangenheit des betreffenden Menschen eine psychisch bedeutungsvolle Rolle spielen. Von hier aus wird die Möglichkeit eröffnet, typische neurotische Konflikte als Reaktionen auf typische Widersprüche zu verstehen, die in unserer Gesellschaftsordnung bestehen und mit denen sich die Mehrzahl aller Menschen auseinanderzusetzen hat.

Ernst Schachtel (New York).

Bourjade, Jean, *L'intelligence et la pensée de l'enfant. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(161 p.; fr. fr. 10.—)*

Piaget, Jean, *La naissance de l'intelligence chez l'enfant. Éditions Delachaux & Niestlé. Neuchâtel-Paris* 1936. *(429 p.; fr. fr. 40.—)*

Janet, Pierre, *Les débuts de l'intelligence. Ernest Flammarion Editeur. Paris* 1935. *(260 p.; fr. fr. 12.—)*

Janet, Pierre, *L'intelligence avant le langage. Ernest Flammarion Editeur. Paris* 1936. *(292 p.; fr. fr.* 12.—*)*

Les préoccupations d'inspiration sociale ou pédagogique, en imprimant à l'étude de l'enfance leur caractère utilitaire, se sont longtemps opposées au succès de la pédologie. Celle-ci, description positive d'une étape par laquelle passe l'histoire pédagogique de l'homme, n'a pu se constituer comme science spéculative que lorsque l'enfant bénéficia de l'individualisation du droit qui marque le recul des mentalités „communautaire et didactique". La psychologie de l'enfant devient désormais autre chose qu'une technique de manipulation destinée à socialiser l'individu. Elle est un chapitre de la psychologie générale et comparée.

Procédant par allusions souvent plus que par d'amples analyses, M. Bourjade dresse le bilan des lois auxquelles obéit le développement intellectuel de l'enfant : Notion de croissance, thème central de la pédologie, classifications des âges, loi de décalage, démarche caractéristique de l'intelligence, rapports entre la pensée instrumentale et la pensée symbolique dans la perception, l'énumération, l'élaboration de l'espace et du temps. L'interprétation de ces étapes fonctionnelles fournit à M. B. l'occasion de préciser quelques problèmes plus généraux : structures mentales, passage à l'„univers rationnel de la science" par la dissolution progressive de l'„univers qualitatif et substantialisé du réalisme conceptuel". Dans ces conclusions l'auteur retrouve manifestement les thèmes doctrinaux de MM. Delacroix et Brunschvicg.

Le substantiel volume de M. Piaget peut, en un sens, s'intégrer également dans cette tradition de l'intellectualisme fonctionnel où les instruments de la pensée finissent par apparaître comme des moments de la pensée. C'est au problème biologique de l'intelligence que M. P. s'attache avec tout le scrupule de l'observation directe qui lui est propre, en décrivant tour à tour les stades des adaptations sensori-motrices-élémentaires et les étapes des adaptations intentionnelles. La richesse des matériaux en empêche l'exposé schématique et cette impossibilité même est une invitation à consulter l'ouvrage. Et ajouter que ce volume égale les plus beaux de ceux dont M. P. dota la science de l'âme enfantine, n'est-ce pas s'interdire tout commentaire ?

Décrire et systématiser les conduites intelligentes, les replacer dans la hiérarchie des tendances, retrouver la construction des objets intellectuels et définir notre comportement à leur égard, tel est l'objet des deux volumes où M. Janet demeure fidèle à la position fonctionnelle des problèmes psychologiques qui caractérise son apport à la science des réactions. L'originalité de la méthode s'y retrouve avec le souvenir de ses recherches antérieures et aussi l'habitude contractée par leur auteur de ramener les doctrines nouvelles à la science propre, non point en contestant leur intérêt, mais en retrouvant dans ses écrits personnels les remarques qui les annoncent ou les dépassent. L'exposé de la Gestalttheorie (Déb. de l'intell., 2e partie, ch. V) est à ce point de vue révélateur.

Dans le tableau hiérarchique des tendances les actes intellectuels élémentaires occupent la quatrième place. Le lecteur trouvera donc un examen

des conduites sociales (conduites perceptives adaptées à ce que Baldwin appelle le socius), une explication purement psychologique de l'imitation qui insiste sur la confusion entre le corps du socius et le corps propre, une analyse des combinaisons intellectuelles (fonction de secret, actes publics, commandement et collaboration réglementée par les cérémonies, par exemple) et dans le chapitre consacré aux sentiments et aux jeux un rappel des notions désormais classiques : sentiments régulateurs de l'action, exploitation du jeu comme triomphe, etc. Signalons particulièrement (p. 94/95) les remarques sur le rôle joué par les familiers dans les obsessions des possédés.

La seconde partie, consacrée aux premiers objets intellectuels (direction du mouvement, route, grande place du village, outil, ressemblance, forme, tels sont les thèmes principaux) fournit à M. J. l'occasion de traiter des notions les plus variées à l'aide de sa méthode et de son érudition habituelles (cf. l'étude du trompe-l'œil et du portrait).

Le second volume, plus riche de suggestions, est consacré à la quantité, aux relations sociales, aux débuts du temps : actes de rassemblement, d'encombrement, de partage, récit, symboles, signes. Du commandement à l'action verbale, les transitions sont révélées par la coïncidence entre la pathologie du langage et la pathologie du commandement. Par la narration la mémoire devient une fonction sociale en ce que le récit „transforme les absents en présents" ; tout en ressuscitant le passé par l'utilisation du portrait, du panier et du langage. Mais dans l'analyse des manifestations verbales l'auteur, plus attentif aux conduites individuelles qu'à leurs conditions objectives, considère continuellement le langage comme une combinaison de conduites inférieures, jamais comme un fait social.

V. Feldmann (Saint-Quentin).

Hetzer, Hildegard, *Psychologische Untersuchung der Konstitution des Kindes. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1937. *(208 S.; RM.* 9.60*)*

Die Verf. gibt eine Anleitung und zahlreiche Beispiele zu einer umfassenderen Auswertung der von ihr und Charlotte Bühler bereits früher beschriebenen Entwicklungstests für Kinder vom 2.—7. Lebensjahr (Bühler-Hetzer, Kleinkindertests, Leipzig 1932). Von methodischem Interesse dabei ist ihr Ergebnis, dass zu einer Erfassung der psychischen „Konstitution" die blosse Verrechnung der Testleistungen (analog der Berechnung des Binet-Termanschen I. Q.) unzulänglich ist, vielmehr die genaue Beobachtung aller Reaktionen des Kindes während des Versuchs einen entscheidenden Beitrag liefert. Die — recht problematischen — theoretischen Annahmen der von der Verf. vertretenen psychologischen Schule, insbesondere über veränderliche und unveränderliche Faktoren in der kindlichen Persönlichkeit, die für die Prognose von besonderer Wichtigkeit sind, werden in dieser Veröffentlichung nicht weiter erörtert, sondern vorausgesetzt.

Ernst Schachtel (New York).

Geschichte.

Menzel, Adolf, *Griechische Soziologie. Hölder-Pichler-Tempsky. Wien und Leipzig* 1936. *(199 pp.; RM. 10.—)*

Hertzler, Joyce O., *The Social Thought of the Ancient Civilizations. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(XV and 409 pp.; $ 4.—)*

Brake, Jürgen, *Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. Gerhard Schulte-Bulmke. Frankfurt a. M.* 1935. *(151 pp.; RM. 6.50)*

These three books, two of which are by professed sociologists, suffer from a general failure to attack the social and economic theory of antiquity from the material base of ancient society. A tendency to project medieval and modern institutions and concepts back into the ancient world serves to obscure the precise character of ancient production and distribution. Slavery receives too little attention, as usual. The gradations of society and their dynamic interrelations are brushed aside for a false „Volksgeist" conception of the history of ideas.

Menzel is so wrapped up in the search for „true" sociological discussion in Greek literature and what may be called the „pseudo-genealogy of ideas" (e. g. Plato antedates Freud's libido theory of leadership), that the sole value of his book lies in the texts quoted. Many of the most important problems are deliberately omitted on the ground that the Greeks treated them „ethico-politically" rather than „sociologically". The most striking example is his refusal to discuss Aristotle's analysis of slavery. In each section, Menzel takes his material wherever he happens to find it, with complete disregard for the environment or social character of the individual author. The product is therefore a patchwork with the same value as, let us say, a treatise on American sociology similarly constructed from isolated portions of Giddings, Veblen and MacIver, as well as Elbert Hubbard and Will Durant.

Hertzler's textbook only merits consideration because he, unlike Menzel, has entered a relatively unworked field. The title of the book is misleading, since H. limits himself to early India, China and the pre-Hellenic Near East. He throws together a mass of extracts and paraphrases on law, ethics, sex relations, sanitation and anything else that could conceivably be termed „social thought". The introductions and commentaries are filled with historical blunders and show little understanding of fundamental sociological problems, but H. has made a measurable addition to the collection of historical source materials available to the non-specialist.

Brake, on the other hand, sees not only the methodological problems in the history of social thought but also their connection with the crisis in modern society. He finds himself in a distressing dilemma. Unable to accept traditional humanism as a „Weltanschauung", he is still more repelled by a materialistic solution and its supposed „extirpation of the soul". Retaining and endlessly reiterating his idealistic philosophy, he turns to Greek antiquity to seek a historical basis for remedying the intoler-

able conditions of modern life, with specific reference to the nature and role of education. Expressed more concretely, it is the opposition of „Wirtschaften" and „Geist" which B. finds at the root of his difficulties. The book is a history of the attitudes to work and wealth, their „characterological" effects and their meaning for spiritual life and for society as a whole from Homer and Hesiod to Plato and Aristotle.

B. has an unerring sense of relevance in selecting his material, and as a description of ideas the book is full, subtle and suggestive, though not well organized. The discussions of Plato, aristocratic morality, the reflection of early Greek social relations in religion and the Homeric attitude to work may be singled out as particularly valuable contributions. But B. forces himself consciously to stay within the realm of ideas. Slavery is acknowledged, its effects suggested but never properly developed. Obviously sympathetic to an aristocratic position, B. devotes proportionately too much space to the leisure class, makes the typical mistake of identifying its ideology with that of the Greeks as a „Volk", and deliberately refuses to recognize the defensive character of leisure class activities and ideals (which Veblen has so brilliantly portrayed). Therefore, B. cannot understand the self-contradictory attitude of Greek statesmen to economic production, to cite but one example. Here we enter the field of propaganda, of the conscious molding of attitudes and perspectives for the maintenance of an equilibrium satisfactory only to one group — for B. a virtually non-existent field. Above all, the book suffers from a neglect of Greek society itself and its history. There is nothing particularly Greek about his Homeric heroes or Athenian aristocrats. Nor is there any satisfactory consideration of changes in ideology as they grow out of new developments in society. Only when he feels out of sympathy, as in the case of the Sophists, does B. turn to a materialistic explanation. That is his automatic sign of condemnation.

M. I. Finkelstein (New York).

Carcopino, Jérome, *La République romaine de* 133 *à* 44 *av. J.-C. (t. II de l'„Histoire romaine" dans l'Histoire générale, publiée sous la direction de G. Glotz). Les Presses Universitaires de France. Paris* 1935/36. *(2 vol.* 1059 *p.; fr. fr.* 45.— *et* 60.—*)*

Glotz, G. et R. Cohen, *La Grèce au IV^e siècle : la lutte pour l'hégémonie* 404-336. *(T. III de l'„Histoire grecque" dans l'Histoire générale publiée sous la direction de G. Glotz). Les Presses Universitaires de France. Paris* 1936. *(*538 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Avant d'analyser les deux ouvrages de cette collection que nous indiquons plus loin (celui de Glotz et celui de Carcopino), nous croyons devoir signaler la valeur de cette collection, prise dans son ensemble. Elle se distingue de plusieurs tentatives d'histoire générale par son souci d'offrir au lecteur les renseignements les plus complets sur les matériaux qui ont servi à préparer le travail. Des notes nombreuses renvoient fréquemment aux textes, et en tête de chaque chapitre, une bibliographie claire et précise guide ceux qui désirent approfondir leurs études. Méthode particulièrement heureuse, où se trouvent conciliés l'effort de synthèse et la préoccupation

de ne pas dissimuler au lecteur curieux le détail des recherches analytiques.

Le livre de Carcopino est un très beau livre. En dehors même des historiens, quiconque s'intéresse aux problèmes politiques ou sociaux trouvera son profit à consulter ce travail.

Le récit du dernier siècle de la République romaine est précédé d'un tableau du monde romain au IIe siècle avant J.-C. Dès le milieu du IIe siècle, l'armature de la vieille société romaine était déjà transformée. Tout le monde sait le rôle joué par les publicains et leurs sociétés financières pour l'exploitation des provinces. On a moins souligné les répercussions de ces faits sur toute la société romaine : par l'attraction qu'elles exerçaient, les compagnies publicaines changeaient „de libres travailleurs en employés, des propriétaires en spéculateurs et en rentiers, des sédentaires en aventuriers" (p. 85). D'autre part, si l'Italie reste un pays agricole, la structure intime de cette économie agraire a beaucoup changé : le blé étranger a ruiné les producteurs italiens, et les cultures nouvelles (vigne, olivier) ou la transformation des champs en pâturages ne sont praticables que pour des propriétaires riches. Il faut lire tout ce tableau (p. 1-168), qui s'achève sur une mise au point précise du problème de l'„ager publicus", point de départ de la politique gracchienne.

M. C., après avoir noté l'ampleur et la cohérence des réformes de Caius Gracchus (problème agraire, sort de la plèbe, réforme politique et sociale), souligne les difficultés de la question italienne, cause initiale de l'échec, la plèbe romaine n'étant pas prête à accepter que l'Italie participât aux privilèges de Rome.

Le livre de M. C. nous fait suivre pas à pas les transformations politiques et sociales qui conduisirent lentement à la Monarchie. Malgré le caractère personnel d'un Marius ou les manœuvres d'un Pompée, malgré des détours, malgré aussi la brièveté d'une expérience comme la „Monarchie manquée" de Sylla, Rome mûrit progressivement pour le pouvoir personnel qui trouve son expression achevée dans la dictature de César. On lira avec le plus grand intérêt la dernière partie du livre, où M. Carcopino explique, non seulement ce que César a voulu faire de sa puissance, mais comment il est parvenu à la faire accepter des partis politiques les plus divers et des classes sociales qui auraient semblé devoir être les plus rebelles à cette dictature personnelle (940-958). Problème de psychologie politique qui n'intéresse pas seulement l'histoire romaine.

On consultera d'autant plus volontiers le livre que publie M. Cohen et que feu M. Glotz avait élaboré en grande partie, qu'il reste de nombreux problèmes à étudier ; sur plusieurs questions délicates, on trouvera là un point de départ plutôt qu'une synthèse. Si l'on s'intéresse avant tout à l'histoire politique, l'ouvrage offre une mise au point excellente et répond parfaitement à son sous-titre : „la lutte pour l'hégémonie". — Les efforts de Sparte, d'Athènes, de Thèbes, la prépondérance finale de Philippe de Macédoine y sont clairement exposés. Mais le plan même du livre risque d'orienter trop exclusivement le lecteur vers ce seul problème politique. L'évolution économique et sociale du monde grec est esquissée à grands traits dans un premier chapitre très court, et il n'en est plus guère question dans le reste du livre. — Sans doute on nous renvoie à un autre ouvrage remarquable de G., Le

Travail dans la Grèce ancienne (Librairie Félix Alcan, Paris 1920). Mais précisément cet ouvrage nous donnait deux exposés, tous deux extrêmement intéressants mais isolés l'un de l'autre, sur la „période athénienne", puis sur la „période hellénistique". — On pourrait attendre d'un livre important sur le IVe siècle qu'il nous indiquât avec quelque détail comment se fit la transition : le commerce s'est transformé, des banquiers comme Pasion et Phormion ont eu dans la vie de leur temps un rôle fort actif, indiqué dans le livre sur le Travail, mais brièvement résumé ici au lieu d'être précisé davantage. Nous n'en ferons pas grief aux auteurs : la tâche était déjà lourde ; mais notre remarque s'adresse surtout aux lecteurs préoccupés d'histoire sociale : il reste, à ceux qui veulent chercher, tout un travail à accomplir.

Sur un autre point, la transition entre la Grèce classique et l'époque d'Alexandre reste également difficile à apercevoir. Les auteurs nous donnent l'histoire de la Grèce, au sens strict, plutôt que du monde grec (sauf une exception, d'ailleurs très heureuse, le chapitre sur la Grèce occidentale, c'est-à-dire surtout Syracuse). On peut se demander si les Grecs ont dû attendre les conquêtes d'Alexandre pour voir plus loin que les murailles de leurs petites cités. Il y avait des problèmes communs à l'ensemble du monde grec, et l'on trouvera à cet égard un peu brèves les indications des pages 374/375. On regrettera aussi de suivre de manière si fragmentaire les rapports des Grecs et de la Monarchie perse ; il semble pourtant que ce soit une des questions qui ont dominé le IVe siècle, en tout cas une de celles dont l'exposé suivi éclairerait peut-être des événements parfois compliqués.

Les auteurs de La Grèce au IVe siècle n'ont d'ailleurs pas négligé au passage des rapprochements suggestifs : ainsi (p. 169) la collaboration des Carthaginois et des Thébains contre les Athéniens alliés à Denys le Jeune, tyran de Syracuse : Carthage et Syracuse, la querelle des cités grecques se complique de plus vastes rivalités sur la Méditerranée. C'est en ce sens que l'on peut encore travailler pour chercher dans quelle mesure, avant les Macédoniens, l'histoire „grecque" dépasse l'histoire de la Grèce. Le livre de Glotz et de Cohen, sans être définitif, sera à cet égard un guide bien informé.

F. Henry (Lille).

Lovejoy, Arthur O. and **George Boas,** *A Documentary History of Primitivism and Related Ideas. Vol.* 1 *: Primitivism and Related Ideas in Antiquity. The Johns Hopkins Press, Baltimore. Oxford University Press, London* 1935. *(XV and* 482 *pp. ;* $ 5.—, 22 *s.* 6 *d.)*
Haussleiter, Johannes, *Der Vegetarismus in der Antike. Alfred Töpelmann. Berlin* 1935. *(VIII and* 427 *pp. ; RM.* 22.50*)*

Under the guidance of Lovejoy, Johns Hopkins University is producing a stream of books and articles centering about the general problem of „man's reflection upon the general course of his own history and upon the value of those achievements of his which have been most distinctive of that history." This book is the first of a four-volume work designed to present a critical documentary history of primitivism and related ideas (anti-primitivism, progress, cyclical theories, concepts of the state of nature and uses of

‚nature' as a normative term, noble savage, animalitarianism) from the earliest Western literature through the eighteenth century. The collection of materials has been amazingly thorough, and the texts are presented both in the original and in translation, fully annotated, cross-referenced and indexed. In the prolegomena, the two types (by no means antithetical) of primitivism, chronological and cultural, are broken down by a subtle formalistic analysis into their various manifestations. Each concept is systematically analyzed into its root-meanings, its corollaries indicated and the constantly shifting fusions described and classified. Equally brilliant is the chapter in which the normative meanings of ‚nature' are distinguished and their historical genesis, evolution and implications worked out (an appendix gives 66 definitions). The bulk of the book then traces this intricate, equivocal and often contradictory complex of ideas through the texts themselves.

To-day we see a great resurgence of primitivistic yearnings, unmistakably and significantly associated with the growing world crisis and the development of authoritarian ideologies. The Golden Age, in one form or another, has become a favorite subject in demagogic appeals. It is thus clear that no formalistic logical analysis of the history of primitivism can be complete, or wholly accurate. A study of the social roots, values and implications of such ideas is necessary in order to keep the concepts in their proper setting and to understand them correctly. This L. and Boas fail to do, except in scattered remarks and suggestions. For example, their formalistic classification almost completely excludes one aspect of the problem, namely, the class structure of the postulated primeval society. The formulations of this one idea vary greatly among the different systems which have appeared in the history of primitivism. To neglect these variations, so crucial for the understanding of the position of any thinker or school, is to distort the whole position. Similarly, we may point to the marked propagandistic intent of Tacitus' account of the Germans, to the significance of the primitivistic ideology of the Cynics in the turbulent fourth century B. C., or to the class character of Cicero's views.

The magnitude of the contribution made by L. and B. is amply illustrated by contrast with Haussleiter's book, which is an exhaustive scholarly history of vegetarian ideas throughout antiquity. Stemming chiefly from the Pythagoreans, these notions played an important part in ancient philosophy, religion and science. But H. lacks the philosophic insight and analytical ability of L. and B., and, as a result, the reader who wishes a real philosophical and sociological understanding of vegetarianism and related problems (e. g. animal psychology) will have to work out the ideas himself from the full material presented. This is perhaps best illustrated by his chapter on primitivism, where there is no trace of the sort of analysis to be found in the other book and where, therefore, the discussion is little more than a catalogue of quotations, more or less distorted by their isolation. M. I. Finkelstein (New York).

Bühler, Johannes, *Deutsche Geschichte. Zweiter Band. Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von* 1100 *bis um* 1500. *Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig* 1935. *(IX u.* 440 *S.; RM.* 7.20*)*

Rumpf, Max, *Das gemeine Volk. Ein soziologisches und volkskundliches Lebens- und Kulturgemälde. Erster Band : Deutsches Bauernleben. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1936. *(XX u.* 912 *S.; RM.* 24.—*)*

„Der deutsche Erlebniswert" ist der Standort, von dem, seinem Vorwort zufolge, Bühler die deutsche Geschichte sieht und darstellen will. Schicksal und Leistung des deutschen Volkes sollen erkannt und gewertet werden. Andererseits verlangt B. von sich selbst und seinen Gesinnungsgenossen, dass ihre Arbeit im Sachlichen ebenso „richtig" sein müsse wie jede andere Art von Historie. Im grossen und ganzen hat er sich an diese letztere Forderung seines Programms gehalten ; der Erlebnisstandpunkt tritt weit mehr in der Ausdrucksweise als in der Urteilsbildung zutage.

In der Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zeigt sich eine gewisse Divergenz zwischen dem ersten und zweiten Band. Im ersten[1]) widmet er ihr einen weit breiteren Raum und geht auch auf Streitfragen wie die des germanischen Agrarkommunismus ein (B. leugnet sein Vorhandensein). Eigenartig ist nur die Aufeinanderfolge : materielle Kultur, geistige und künstlerische Kultur, Gesellschaft und Staat, Sitte und Recht. Im zweiten Band dagegen stellt B. wieder die herkömmlichen Kulturkapitel zusammen und baut seine Darstellung viel entschiedener von der politischen Geschichte her auf. In der Beurteilung der wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten folgt er im allgemeinen derjenigen Richtung, welche in der Reichsgründung Karls des Grossen und der Italienpolitik seit Otto I. geschichtlich begründete, ja notwendige Vorgänge sieht. Die Argumente von Hofmeister, Brackmann und Haller gegen Below und Fedor Schneider bringt B. geschickt an, ohne ihnen wesentlich Neues hinzuzufügen. Er kämpft gegen die Idealisierung der Lage der Bauern im Mittelalter und schreibt : „Es gibt auch hier gewisse objektive Masstäbe : wenn Gewalt vor Recht geht, wenn Habe und Weib des Kleinen der Willkür des Grossen preisgegeben sind, wenn eine dünne Oberschicht in Reichtum schwelgt, die breiten Massen buchstäblich hungern und unter Umständen Tausende verhungern, dann wird man eine solche gesellschaftliche Ordnung kaum billigen, ob nun die Leidenden und Darbenden vor Schmerz und Wut aufschreien oder sich stillschweigend in ihr Schicksal ergeben." Nach B. hatte die einzelne bäuerliche Familie im Mittelalter durchschnittlich kaum den sechsten Teil dessen für sich zu verbrauchen, was heute auf sie trifft.

Rumpfs Buch ist weder ein Volksbuch, wie er selber es wünscht, noch ein wissenschaftliches Handbuch. R. will, den Spuren W. H. Riehls folgend, das bäuerliche Leben in allen seinen Bezogenheiten darstellen. Im Mittelpunkt stehen ihm die „Gestalten" des Bauern und seiner Bäuerin. Kennzeichnend für R.s Arbeitsweise ist hierbei, dass er zwar einmal erklärt, er verstehe unter dem Bauern wesentlich den Kleinbauern, dass er aber gleichzeitig eine Differenzierung des Begriffs ablehnt, weil die

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 290 f.

wesentlichen Merkmale des Bauern im deutschen Volksgebiet die gleichen seien! Als Beweis dienen ihm z. B. die verwandten Schilderungen des Alemannen Jeremias Gotthelf und des Friesen Friedrich Paulsen. Dieser Bauer gilt R. als Richt-Begriff (Typus) des deutschen Volksmenschen. Soziale Lebenslehre und Deutsche Volkssoziologie nennt R. seine Wissenschaft; über ihre Erkenntnisgrundlagen sagt er: „Lebenswissenschaftliches Verstehen ist nicht mehr und nicht weniger als ein in Gedankenzucht genommenes, in methodischer Selbstbesinnung geläutertes Verstehen, wie es ohne Verfeinerung und bewusste Pflege von jedem „Praktikus", auch vom gemeinen Manne... mit meist völlig hinreichender Verlässlichkeit und treffsicherer Schlüssigkeit gemeinhin geübt wird."

Hiernach wird es niemand in Erstaunen setzen, dass R. die Geschichte des deutschen Bauerntums kompilatorisch nach Amira, Fehr, Kötzschke, Below, Dopsch darstellt und für andere Teile seines Werkes entweder aus einer alten Quelle (Sachsenspiegel) oder aus schöngeistigem Schrifttum (Pestalozzi, Gotthelf, W. v. Polenz, W. Schäfer, Kolbenheyer) und Bauernpredigten des 18. Jahrhunderts schöpft. Walter Heimpel (Prag).

Langer, William L., *The Diplomacy of Imperialism.* 2 *vols. Alfred A. Knopf. New York* 1935. *(XVII and* 797 *and XXII pp.;* $ 7.50*)*

Clark, Grover, *The Balance Sheets of Imperialism, Facts and Figures on Colonies. Columbia University Press. New York* 1936. *(XII and* 136 *pp.;* $ 2.75*)*

Clark, Grover, *A Place in the Sun. The Macmillan Co. New York* 1936. *(XV and* 235 *pp.;* $ 2.50*)*

Langer's two volumes are an intensive study of the diplomatic history of the major European powers between 1890 and 1902, greater attention being devoted to problems arising from imperialist conflicts in colonial areas than to continental developments as such, though the latter are by no means neglected. The study is based upon a wide knowledge of the original and secondary sources, including those in Armenian, Russian and Japanese.

L. reveals a very extensive acquaintance with the facts of modern imperialism, but he makes no attempt to generalize from these facts in any systematic way, or to formulate a theory of imperialism. At one point he states that „The historian, in fact, is apt to feel that the abstractions of the political scientist are of little help in reconstructing or understanding the past", and believes that a historian can somehow work with the facts alone.

In regard to actual events, there is no adequate analysis of the factors, direct or indirect, which lead Foreign Offices to select one policy rather than another. Thus, although L. refers to the possibilities of trade and investment in disputed areas, he never shows specifically how economic interests make their power felt in the formulation of foreign policy. In short, the vast amount of valuable factual material is limited mainly to the sphere of political conflict.

Clark's two complementary books, the first a detailed statistical study, the second a popular exposition, attempt to expose the material errors of the

three major arguments used to justify imperialism and to gain popular support for it : surplus population, increased trade, and raw materials. His thesis is that imperialism does not pay, at least insofar as the common people of any major imperialist power are concerned. He supports this view with a considerable amount of statistical information on growth, cost, population, and trade of territorial holdings ; foreign trade, emigration, and immigration of imperialist powers ; trade figures by commodity classes ; and production of raw materials and foodstuffs, etc.

He argues, briefly, that colonial territories have absorbed an insignificant part of „surplus populations" ; that the costs of maintaining colonies have been much higher than profits, in several important cases being larger than the total trade itself ; and, in regard to raw materials, that in war time access to them depends upon control of the seas, while in peace time political control over raw material areas is becoming less important because of substitute products, development of new sources of supply, and the impossibility of complete self-sufficiency.

Although aware that imperialism is profitable to certain small economic groups, and that they apparently have had and still have a powerful influence in shaping governmental policies, C. suggests that, as the solution to imperialism, the imperialist powers establish „equality of economic opportunity" within their colonies and „give the League of Nations the right to insist that that policy be maintained."

Daniel Thorner (New York).

Kardorff, Siegfried von, *Wilhelm von Kardorff. Ein nationaler Parlamentarier im Zeitalter Bismarcks und Wilhelms II. E. S. Mittler & Sohn. Berlin* 1936. *(VIII u.* 384 *S. ; RM.* 8.—, *geb. RM.* 9.50*)*
Hellwig, Fritz, *Carl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg.* 1836-1901. *Westmark-Verlag. Heidelberg-Saarbrücken* 1936. *(VIII u.* 604 *S. ; RM.* 9.—*)*

Stumm und Kardorff waren die „freikonservativen" Führer jener Allianz der protektionistischen Interessen, die während der Wirtschaftskrise der 1870er Jahre den Umschwung der bismarckischen Handelspolitik herbeiführten und später für die sukzessive Erhöhung der Zölle Sorge trugen. Der Liberalismus hatte sich hierfür und für die Bekämpfung der Sozialdemokratie als undienlich erwiesen, nicht jedoch der Kanzler, der in handelspolitischer Hinsicht der geführte Führer war, wenn auch nicht in sozialpolitischer. Bei jenem log-rolling, wie der bildhafte politische Jargon der Amerikaner solche Harmonisierung der Interessen nennt, stand St. am westdeutsch-industriellen Ende, K., der Gründer des Centralverbandes deutscher Industrieller (1875), am ostdeutsch-agrarischen und schlesisch-industriellen. Das parlamentarische Mittel der Querverbindung im Reich war die Reichspartei, die sog. „Partei Bismarck sans phrase", ein parteipolitischer „Fürstenkonzern" aus Grossgrundbesitzern und Industriellen, die ihre persönlichen und gruppenmässigen, selten rein agrarischen Interessen am besten im engen Einvernehmen mit der preussisch-deutschen, z. T. aus ihren Kreisen hervorgehenden Bürokratie wahrge-

nommen wussten. Da dank der deutschen Parteikonstellation die eigenständige Macht dieser Bürokratie so überaus gross blieb, waren ihre eigenen Wünsche in Gestalt der Militär-, Marine- und Kolonialvorlagen zu berücksichtigen, welche „nationalen" Forderungen, „zum Zwecke der Stärkung der Staatsgewalt", St., K. und ihre Freunde im Wege der Gegenleistung, St. ausserdem als Panzerplattenfabrikant, stets gern bewilligten ; selbst wenn für sie kein direkter Vorteil aus der Kolonialpolitik des Reiches entsprang — deren direkte Vorteile blieben für immer gering —, so mochte sie immerhin als ;,der beste Ableiter für die sozialdemokratische Gefahr, die uns bedroht", dienen. Die Bürokratie enttäuschte K. mit ihrem Widerstand gegen seinen inflationistischen Bimetallismus, den sie zusammen mit der Mehrheit der Industrie, dem Bankenkapital und dem Aussenhandel ablehnte — diese Konstellation ist in der K.-Biographie übersehen —, und St. mit der Ablehnung seiner extremsten sozialpolitischen Forderungen, zu deren Verwirklichung Bismarck hätte wiederkehren sollen oder müssen.

Die Tätigkeit des Unternehmers als Vereins- und Parlamentpolitiker ist nicht allzu oft in ihren Details bezeugt ; dass dies und wie dies in den vorliegenden Lebensbeschreibungen geschieht, macht sie dem Historiker wertvoll. Die Verf. haben sich durch keinen Cant in Form von „Geistesgeschichte" verhindern lassen, die Identität der persönlichen und der gruppenmässigen und alliierten Interessen und die Darstellung gerade auch der ersteren zu belegen. So erscheint St. in aller Deutlichkeit als Eisenindustrieller mit Schutzzollwünschen für die Erzeugnisse seiner Werke und darum als Antiliberaler schon in den 1860er Jahren als Reserveoffizier und Neufeudaler, K. als Altfeudaler und Korpsstudent, als „Gründer" der Zeit um 1870 an Spekulationen beteiligt, deren Zusammenbruch seinen Grossgrundbesitz schwer verschuldet und ihn zum Agrar- und Eisenprotektionisten, Bimetallisten und Nutzniesser der Zölle und Brennereisubventionen macht, die den Preis seines Gutes steigern ; als K. am Ende seine private Unternehmung zu sehr vernachlässigte, wurde er, um ihn der Politik zu erhalten, von seinen Parteigenossen finanziell „saniert" wie etwa gleichzeitig der erprobte Protektionist McKinley von seinen politischen Freunden.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Neutrality, Its History, Economics and Law. Prepared under the auspices of the Columbia University Council for Research in the Social Sciences. Vol. I : The Origins, by Philip C. Jessup and Francis Déak. Vol. II : The Napoleonic Period, by Alison W. Phillips and Arthur H. Reede. Vol. III : The World War Period, by Edgar Turlington. Vol. IV : Today and Tomorrow. by Philip C. Jessup. Columbia University Press, New York. Oxford University Press, London 1936. *(XIV u.* 294 *S., IX u.* 339 *S., XVII u.* 267 *S., VII u.* 237 *S. ; Bd. I-III je* $ 3.75, 18 *s.* 6 *d., Bd. IV,* $ 2.75, 14 *s.)*

Millis, Walter, *Road to War. America* 1914-1917. *Houghton Mifflin Company, Boston. Faber & Faber, London* 1935. *(*466 *S. ;* $ 3.—, 15 *s.)*

Stimson, Henry L., *The Far-Eastern Crisis. Recollections and Observations. Harper & Brothers, New York. Royal Institute of International Affairs, London* 1936. *(*293 *S. ;* $ 3.75, 15 *s.)*

Noel-Baker, Philip John, *The Private Manufacture of Armaments. Vol. I. Victor Gollancz. London* 1936. *(574 S.; 18 s.)*

Das wertvolle von Jessup und Déak herausgegebene Sammelwerk untersucht die Entwicklung des Neutralitätsrechts seit etwa dem 16. Jahrhundert. Der I. Band befasst sich mit der Geschichte des Neutralitätsrechts vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in Ausführungen über Kontrebande, feindliches Eigentum, Prisengerichtsbarkeit und die Pflichten der Neutralen. Aus dem Konflikt der beiden Ansprüche : dem der Kriegführenden, den Handel mit dem Feind zu verhindern, und dem der Neutralen, diesen Handel fortzusetzen, haben sich eine Reihe von Regeln entwickelt, die J. in der Einleitung zum Band III klar darstellt. Der II. Band behandelt die Geschichte des Neutralitätsrechts während der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege. Diese Periode ist deshalb gesondert behandelt, weil in ihr die beiden Kriegsbegriffe, der kontinentale und der anglo-amerikanische, herausgearbeitet worden sind. Im III. Band werden wesentlich die ökonomischen Wirkungen der kriegerischen Massnahmen auf die Interessen der Neutralen behandelt, und zwar Land für Land. Besonders sorgfältig werden die britischen „Orders in Council" dargestellt, die praktisch das Recht des Handels der Neutralen beseitigen. Der wichtigste Band ist der vierte, in dem J. die in den vorhergehenden drei Bänden entwickelten Gedankengänge zusammenfasst und seine eigenen Schlussfolgerungen darlegt. Leider ist J.s Buch schon im Januar 1936 abgeschlossen. Er hatte infolgedessen nicht mehr die Möglichkeit, den Zusammenbruch der Sanktionspolitik des Völkerbundes zu verarbeiten. Seine Hauptthese ist nämlich, dass die Neutralen den Handel mit den Kriegführenden unterbrechen, aber mit den Neutralen pflegen sollten. Diese These basiert entscheidend auf dem Artikel 16 der Völkerbundsakte, welcher der Anwendung in der Wirklichkeit entbehrt.

Das Buch von Millis ist eine journalistische, glänzend geschriebene Arbeit, die Kritik nur gegenüber der Aussenpolitik Wilsons übt und — wie der Verf. in seiner Einleitung selbst zugibt —, den Anschein einer verhältnismässigen Feindschaft gegenüber der Entente erweckt. M. kritisiert die völlige Unerfahrenheit der amerikanischen Diplomaten, im besonderen des amerikanischen Botschafters in London ; er zeigt den ausserordentlichen britischen Einfluss auf die amerikanische Aussenpolitik, die Bedeutung des Finanzkapitals für die Wilsonsche Kriegspolitik, die Verletzung der amerikanischen Neutralität durch die englischen Orders in Council, den Lusitania-Zwischenfall, dessen Darstellung nicht sehr weit von einer Verteidigung Deutschlands ist, das Ende der Monroe-Doktrin und den Einfluss der Kriegserklärung auf Senat, Kongress und öffentliche Meinung. Neue Tatsachen enthält das Buch nicht. Es ist, wie der Verf. selbst bemerkt, mehr „interpretation" denn „research".

Das Buch des verantwortlichen Führers der amerikanischen Aussenpolitik während der Präsidentschaft Hoovers, Stimson, ist von ausserordentlicher Bedeutung. Denn es besteht kein Zweifel darüber, dass das Prinzip der kollektiven Sicherheit bereits im September 1931 zusammengebrochen ist, als der Völkerbund gegenüber der japanischen Verletzung der chinesi-

schen Souveränität sich weigerte, den Artikel 16 gegenüber Japan in Anwendung zu bringen. Dass dieses „Versagen des Völkerbundes" in Wirklichkeit eine Weigerung Englands gewesen ist, die traditionelle japanische Freundschaft durch Anwendung der Sanktion völlig aufzuopfern, dürfte heute bereits feststehen. Englische Historiker jedoch verteidigen die Inaktivität der englischen Aussenpolitik in diesen kritischen Monaten regelmässig mit dem Hinweis darauf, dass die Vereinigten Staaten, ohne die eine kollektive Aktion gegenüber Japan nicht möglich gewesen wäre, niemals bereit gewesen sind, eine solche Völkerbundsaktion zu unterstützen. Das Buch zeigt aber deutlich, dass die Verantwortung für das Versagen der kollektiven Sicherheitsmaschine allein auf die englischen Schultern fällt.

Das Buch von Noel-Baker, dem langjährigen persönlichen Sekretär des verstorbenen Präsidenten der Abrüstungskonferenz Arthur Henderson, ist die erste gründliche Verarbeitung des gesamten erhältlichen Materials über die politische Bedeutung der privaten Rüstungsindustrie. Dieses Material ist heute durch die Erhebungen der amerikanischen Nye-Kommission des Senats und der englischen Royal Commission on the Private Manufacture of and Trading in Arms der Öffentlichkeit zugänglich. Der I. Band beschäftigt sich im Teil 1 mit dem sogenannten moral background ; im Teil 2 mit den Wirkungen der privaten Rüstungsindustrie, im besonderen auf die Regierungspolitik ; der Teil 3 versucht darzustellen, wieweit die Rüstungsindustrien einen Einfluss auf die Ereignisse hatten, die zum Weltkrieg, zum Zusammenbruch der Abrüstungskonferenz und des Völkerbundes geführt haben. Ein zweiter Band soll folgen. Das Buch verdrängt durch seine Gründlichkeit und Zuverlässigkeit alle anderen Darstellungen dieses Problems. Franz Neumann (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

International Review for Social History. Vol. 1. *Edited by the International Institute for Social History Amsterdam. E. J. Brill. Leiden* 1936. *(413 S. ; Hfl.* 8.—*)*

Bulletin of the International Institute for Social History Amsterdam. Vol. 1, *No.* 1. *E. J. Brill. Leiden* 1937. *(80 S. ; Hfl.* 1.60*)*

Gleichzeitig mit der offiziellen Eröffnung des unter der Leitung von Prof. Posthumus stehenden Internationalen Instituts für soziale Geschichte beginnt dieses Institut die Herausgabe zweier Publikationen.

Die International Review for Social History ist eine gross angelegte, reichhaltige und besonders schön ausgestattete Zeitschrift. Neben einer Einführung von Posthumus, welche sich prinzipiell mit dem Platz der Sozialgeschichte im Rahmen der Sozialwissenschaften befasst, enthält der erste Band eine Reihe sehr gründlicher Aufsätze aus dem erwähnten Gebiet und erweist damit sofort die grosse Bedeutung dieses Instituts. Hans Stein liefert einen Beitrag über „Pauperismus und Assoziation" auf dem westeuropäischen Kontinent vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem im Rheingebiet. Neben einer sehr umfang-

reichen Dokumentierung bringt St. auch eine Reihe theoretischer Gesichtspunkte bei. Besonders aus dieser Arbeit wird deutlich, was Posthumus in seinem Vorwort klar zum Ausdruck bringt, dass zwischen Sozialgeschichte und anderen sozialen Wissenschaften „in many instances it will be impossible to draw the dividing line". B. Nikolajewsky behandelt unter dem Titel „M. A. Bakunin in der ‚Dresdener Zeitung'" ein Fragment aus dem politischen Kampf in Deutschland während der Jahre 1848/49. A. J. C. Rüter zeigt in einem in englischer Sprache veröffentlichten Aufsatz die Figur des politischen Kämpfers William Bendow, indem er sein „Grand National Holiday and the Congress of the productive classes" reproduziert und mit einer ausführlichen Einleitung versieht. Aus dem übrigen sehr instruktiven Inhalt nennen wir noch A. Izioumov „Leon Tolstoi et A. I. Hertzen" und K. Baschwitz „Schreckensherrschaften und ihre Presse, eine zeitungsgeschichtliche Studie".

Das „Bulletin" soll neben offiziellen und wichtigen Mitteilungen über die Tätigkeit des Institutes kleinere Forschungsarbeiten enthalten. In der ersten Nummer erscheinen ausser einem Aufsatz über die „Schriften aus der Anfangsperiode der niederländischen Friedensbewegung (ca. 1870)" eine Abhandlung über die „Utopie du Ruvarebohni", sowie Dokumente zur Geschichte des Jahres 1848 in Deutschland. — Eine ausführliche, nach Ländern gegliederte Biographie raisonnée bildet eine für Sozialhistoriker wie Soziologen gleich wertvolle Orientierungsquelle.

Andries Sternheim (Genf).

Report of the Director. International Labour Office. Genf 1937. *(82 S.; fr. s.* 1.75*)*

Pfister, Bernhard, *Sozialpolitik als Krisenpolitik. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1936. *(283 S.; RM.* 9.—*)*

Soziale Arbeit und Gemeinschaft. Hrsg. v. Hermann Althaus. Ein Beitrag zur 3. Internationalen Konferenz für soziale Arbeit, London 1936. *G. Braun. Karlsruhe* 1936. *(255 S.; RM.* 3.—*)*

Butschek, Wilhelm, *Die Arbeitslosenversicherung. Probleme und Lösungen. Ihre Regelung in den einzelnen Staaten der Welt. Rudolf M. Rohrer. Brünn-Wien-Leipzig* 1937. *(116 S.; ö. Sch.* 9.—*)*

Kuczynski, Jürgen, *Labour Conditions in Western Europe*, 1820-1935. *Lawrence and Wishart, London. International Publishers. New York* 1937. *(VII u.* 118 *S.;* 4 *s.* 6 *d.,* $ 1.50*)*

Auch in diesem Jahr erschien am Vorabend der Internationalen Arbeitskonferenz der Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts über die weltwirtschaftliche und internationale sozialpolitische Lage. Die instruktive Darstellung zeigt, dass sich die Konjunktur unter dem Einfluss zahlreicher Faktoren bedeutend gebessert hat, obwohl „no one feels sure that stability or equilibrium has really been attained." Das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit bleibt bestehen ; eine seiner wichtigsten Ursachen ist die unproduktive Aufrüstung. Übrigens ist es bedenklich, dass trotz zunehmender Beschäftigung der Prozentsatz der Arbeitslosigkeit in einer Reihe von Ländern immer noch bedeutend hoch bleibt. Der Bericht

behandelt ausführlich die Entwicklung der internationalen Sozialgesetzgebung und die sehr intensiven Bemühungen des Internationalen Arbeitsamtes auf diesem Gebiet.

Zweck der Arbeit Pfisters ist eine Untersuchung über die Verteilung des Sozialprodukts in einer sozialpolitisch durchorganisierten Wirtschaft. Als solche wird Grossbritannien gewählt, wo das System der Arbeitslosenversicherung sowie staatliche Lohn- und Rechtsprechung in Arbeitskonflikten seit Jahren besteht. P., der an Ort und Stelle diese Entwicklung verfolgt hat, stellt eingehende Untersuchungen über das Lohnniveau an und vergleicht es mit dem Lebenshaltungsindex. Dabei wird besonders die stabilisierende Wirkung des Mindestlohngesetzes sowie indirekt der Arbeitslosenversicherung gezeigt. Dazu kommt die äusserst vernünftige englische Währungspolitik, welche das Land in der ernsten Krisenzeit vor einem so starken Rückfall, wie er in anderen Ländern erfolgt ist, bewahrt hat. In weiteren Kapiteln wird die Bedeutung der englischen Finanzierungs- und Wohnungspolitik sowie das System der öffentlichen Arbeiten näher geprüft. Die Schlussfolgerung geht dahin, dass in England die Wirtschaftsentwicklung hauptsächlich von der Höhe der Massenkaufkraft der Konsumenten getragen wird. Die „totale Sozialpolitik" sei als das Gegenstück der durchorganisierten Wirtschaft zu betrachten.

Das Buch von Althaus umfasst eine Reihe von Berichten über die soziale Arbeit im heutigen Deutschland, welche einem im Jahr 1936 in London stattgefundenen internationalen Kongress vorgelegt wurden. Es informiert über die sozialen Fürsorgemassnahmen seit 1933 in Deutschland, wobei diese Bestimmungen immer wieder in Zusammenhang mit der offiziellen Weltanschauung gebracht werden. Dass die Errungenschaften so gross und vielseitig seien, soll besonders auf „der auf freiwilligem Entschluss beruhenden Einordnung und Unterordnung des einzelnen in die Gefolgschaft, der freien Anerkennung des Führers und dem unbedingten Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Einheit" beruhen.

Butschek bringt einen ausgezeichneten Leitfaden durch die Arbeitslosenversicherung und Gesetzgebung in den meisten europäischen Ländern, sowie in den Vereinigten Staaten, Kanada und Queensland, und zwar systematisch getrennt nach Ländern mit freier und Zwangsversicherung. Die Arbeit schliesst mit einer knappen Darstellung der vom Internationalen Arbeitsamt auf diesem Gebiet unternommenen Schritte und der erzielten Erfolge.

Interessant ist die Untersuchung Kuczynskis über die Art und Weise, wie die Arbeitsbedingungen des industriellen Proletariats am zweckmässigsten studiert werden können. Bekanntlich fehlt es nicht an historischer Literatur über Löhne und Arbeitsbedingungen in den industriell wichtigsten Ländern Europas. K. zeigt jedoch in seiner theoretisch gehaltenen ausführlichen Einleitung, dass meistens bei der Betrachtung des Lebensniveaus der Arbeiter nur einzelne Faktoren wie Löhne, Arbeitszeit, hygienische Massnahmen berücksichtigt und andere völlig vernachlässigt wurden. Er stellt ausführlich dar, wie eine wirkliche Sozialgeschichte aussehen müsste, welche Schwierigkeiten zu bewältigen und welche Ungenauigkeiten zu vermeiden wären. Im zweiten Teil seiner Arbeit folgt eine Übersicht der

Lebensbedingungen der Arbeiter in England, Deutschland und Frankreich. Leider vernachlässigt der Verf. hier bewusst (wie auch aus dem Vorwort hervorgeht) seine eigene Theorie, indem er sich bei seinen Untersuchungen ausschliesslich auf die Löhne stützt und alle anderen Faktoren, die von ihm gerade für so wichtig erklärt wurden, vernachlässigt.

Andries Sternheim (Genf).

Governmental Protection of Labor's Right to Organize. National Labor Relations Board, Division of Economic Research, Bulletin No. 1, *August* 1936. *U. S. Government Printing Office. Washington, D. C.* 1936. *(174 S.)*

First Annual Report of the National Labor Relations Board for the Fiscal Year Ended June 30, 1936. *U. S. Government Printing Office. Washington, D. C.* 1936. *(150 S.)*

Diese beiden Veröffentlichungen des NLRB haben eine ausserordentliche Bedeutung in der Literatur der neueren amerikanischen Geschichte der Arbeiterbewegung und Sozialpolitik. Nachdem jetzt der Oberste Gerichtshof den „National Labor Relations Act" als verfassungsgemäss erklärt hat, ist der Wert der beiden Veröffentlichungen weit mehr als nur akademisch.

Bulletin No. 1 ist eine vorurteilslose, gut dokumentierte Darlegung der Gründe für Kollektivverträge (collective bargaining). Der grosse Unterschied zwischen der Verhandlungsstärke der Unternehmer und der einzelnen Arbeiter in der modernen Industriegesellschaft ist augenfällig, ebenso auch, in welchem Ausmass Organisationsverhandlungen diese Unterschiede ausgleichen können und wie sehr die Verweigerung des Rechts zur Organisation und zu Kollektivverträgen wirtschaftliche Unruhe und Arbeitskämpfe verursacht. Eng verknüpft damit sind die Unternehmerpraktiken, die direkt zu Arbeitskonflikten führen : Diskriminierung wegen gewerkschaftlicher Betätigung, schwarze Listen, Arbeiterspionage. Wegen aller dieser Gründe befürwortet der NLRB den Schutz der gewerkschaftlichen Organisierung der Arbeiter und Anerkennung des Prinzips der Kollektivverträge. Diese Ziele können aber in vielen Industrien nicht ohne Hilfe der Bundesregierung verwirklicht werden. „Besonders in der Stahlindustrie", sagt Bulletin No. 1, „kann wegen der Unternehmungspolizeien und der von Unternehmungen abhängigen Haus- und Stadtverwaltungen mit der daraus sich ergebenden Unterdrückung aller Bürgerfreiheiten die freie Ausübung des Rechts der Arbeiter, sich zum Zwecke von Kollektivverhandlungen zu organisieren, nur durch bundesbehördliche Eingriffe sichergestellt werden." Eine bündige Zusammenfassung der Vereinbarungen zwischen organisierten Arbeitern und Unternehmern im Druckerei- und Bekleidungsgewerbe, in der Ölindustrie, im Kohlenbergbau und bei den Eisenbahnen dient dazu, die sich aus Kollektivverträgen ergebenden wirtschaftlichen und sozialen Vorteile zu beleuchten.

Der ausgezeichnete historische Überblick über Eingriffe der Bundesregierung in Arbeitskämpfe stellt eine weitere Rechtfertigung für die Gründung und die gegenwärtige Haltung des NLRB dar. Er zeigt auch, dass

diese Einrichtung keineswegs eine radikale Abwendung von der früheren Praxis bedeutet. Vielmehr ist sie aus mannigfachen Methoden entstanden, welche die Bundesregierung früher ausgebildet hatte. Die gegenwärtige Gesetzgebung, das Personal des NLRB und die von ihm aufgestellten Grundsätze sind jedoch besonders bemerkenswert wegen ihrer Arbeiter- und Gewerkschaftsfreundlichkeit. In der Vergangenheit waren Bundeseingriffe weit öfter nur eine Hilfe für die Unternehmer durch Bundesgerichte, die Bestallung von Federal Marshalls und Verwendung von Bundestruppen.

Der „1. Jahresbericht" vervollständigt das in Bulletin No. 1 enthaltene Material. Er beginnt mit einem kurzen Überblick über vergleichbare Behörden, die dem gegenwärtigen NLRB voraufgingen, und behandelt dann die Geschichte des National Labor Relations Act und weiter die Gründung des Board, sein Verfahren, seine Rechtsprechung und Leistungen. Die vom NLRB erarbeiteten Richtlinien werden ausführlich dargelegt. Der Bericht ist bei weitem die reichhaltigste und gründlichste Darstellung der Wirksamkeit des Boards im ersten Jahre seines Bestehens. Beide Regierungsveröffentlichungen sind für den wissenschaftlichen Sozialpolitiker von unschätzbarem Wert und verdienen weiteste Verbreitung.

Henry David (New York).

Social Work Year Book, 1937. *Ed. Russell H. Kurtz. Russell Sage Foundation. New York* 1937. *(709 pp.; $ 4.—)*

A large part of this volume, the fourth of the Social Work Year Book, is taken up with topical articles which describe „activities and programs rather than agencies." They are arranged alphabetically and with cross references, and those articles which are related are grouped together in a classified list. New articles dealing with recent changes in public welfare (Civilian Conservation Corps, Social Security Act, etc.) bring this volume up to date. The second part of the book lists national and state agencies, both public and private, with brief descriptions of their work and purposes. The Year Book is a helpful reference work, not only for social workers, but also for economists and sociologists whose research requires information in this field.

Thea Field (New York).

Winkler, Arnold, *Die Entstehung des „Kommunistischen Manifestes". Eine Untersuchung, Kritik und Klärung. Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. Wien* 1936. *(271 S.; ö. Sch.* 16.—*)*

Winkler behauptet nichts weniger als dies: „Das ‚Manifest der Kommunistischen Partei' ist inhaltlich in seinen wichtigsten Teilen ganz abhängig von Steins Buch ‚Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs'. Abgesehen von der inhaltlichen Abhängigkeit wäre jenes ohne dieses deshalb nicht entstanden, weil Steins Buch auch den rein äusserlichen Grund der Manifestherstellung gerade durch Marx und Engels bildete... Marx und Engels haben die Massen zum Klassenkampf aufgerufen mit Hilfe von Gedanken, die ursprünglich einer fremden Darstellung dienen, gerade das Gegenteil erreichen wollten... so ist der marxistische Klassen-

kampf entstanden (!) aus dem Unrecht, das zunächst der Wissenschafter Marx an dem Wissenschafter Stein verübte, dann aus dem Unrecht, das allen an die Notwendigkeit des Klassenkampfes Glaubenden zugefügt wurde von den Manifestverfassern, die diesem Glauben eine feste Form gaben mittels Gedankengängen, die an ihrem rechten Orte bestimmt waren, gerade das Unheil des Klassenkampfes zu verhüten."

Dies „Resultat" der Untersuchungen des Verf. gipfelt in der naiven Behauptung : „Das Aufhetzen der Massen zum Klassenkampf verliert seinen Sinn durch die Erkenntnis der Entstehung des Kommunistischen Manifestes." Der Verf. stützt sich in seinen Überlegungen auf ganz oberflächliche Analogien, ohne zu bedenken, dass eine gewisse Ähnlichkeit der Gedankengänge des 1842 erschienenen Buches von Lorenz Stein mit den Gedanken des Manifestes sich schon aus der Übereinstimmung des Themas ergeben musste. Stein und Marx schrieben über das gleiche Objekt, den Sozialismus und den sogenannten Kommunismus, sie schrieben darüber ungefähr zur gleichen Zeit, so dass parallele Gedankengänge gar nichts Überraschendes an sich haben. Um seine Hauptthese aufrechterhalten zu können, schreckt der Verf. — oft gar im Namen einer misshandelten Logik — nicht vor Verdrehungen und Umdeutungen zurück, wobei er sogar zu dem immerhin „originellen" Mittel greift, offensichtlich gegensätzliche Auffassungen von Marx oder Engels zu den Ansichten von Stein dadurch zu „erklären", dass diese betreffenden Ansichten eben „Polemik" gegen die „besseren Einsichten Steins gewesen" seien.

Emil J. Walter (Zürich).

Dolléans, Edouard, *Histoire du mouvement ouvrier ; t.* 1 *:* 1830-1871. *Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(*397 *p. ; fr. fr.* 33.—*)*

Écrit avec générosité et passion par un homme qu'anime l'amour des humbles autant que le souci de la vérité historique, ce livre retrace en une large fresque l'époque héroïque du mouvement ouvrier en France et en Angleterre, depuis les premières tentatives de 1830 jusqu'au tragique épilogue de la Commune. M. Dolléans s'efforce de faire revivre et les masses innombrables et les chefs, militants ouvriers et idéologues. Il multiplie les faits, les dates, les anecdotes, peut-être même l'accumulation des détails nuit-elle à la netteté des grandes lignes, parfois on ne saisit plus exactement la dimension de chaque événement, encore que D. s'efforce toujours de décrire la structure sociale des pays et l'alternance des cycles économiques. Cette description ne constitue pourtant que l'arrière-plan, pour ainsi dire le fond du livre. En dernière analyse M. D. s'intéresse aux hommes plus qu'aux choses, et la cause authentique reste toujours à ses yeux le sentiment des foules, révolte, souffrances et espérances.

On lira particulièrement le chapitre sur le chartisme auquel M. D. a consacré un livre aujourd'hui classique, et on notera des portraits de militants (celui de Varlin par exemple) et, en pendant, celui de Thiers, général de guerre civile, vainqueur pour la cinquième fois d'une révolte qu'il avait lui-même provoquée.

Ce n'est pas le lieu d'examiner les problèmes que pose cette conception

d'une histoire des âmes. Il nous faut seulement relever quelques traits de l'éthique personnelle de l'auteur. D. n'aime pas les intellectuels, et dans la confrontation, à mon sens si injuste, de Proudhon et de Marx, il réserve toute sa sévérité pour celui-ci. Il n'est pas vrai, ni que Marx et Engels aient mis en formules l'expérience chartiste, ni que Engels ait révélé la réalité sociale à un Marx, philosophe pur. Erreurs imputables, je crois, aux passions de M. D., fidèle en dépit de tout aux idéologies de 1848.

R. Aron (Paris).

David, Henry, *History of the Haymarket Affair. Farrar & Rinehart. New York* 1936. *(XII and* 579 *pp.; $ 4.—)*

Yellen, Samuel, *American Labor Struggles. Harcourt, Brace & Co. New York* 1936. *(XVIII and* 398 *pp.; $ 3.50)*

David's book is extremely important to the labor and legal historian, the student of public opinion and propaganda, and to the sociologist because it furnishes the first comprehensive treatment of one of the central episodes in American labor history — the Haymarket Affair, that is, the sequence of events connected with the death of seven policemen as a result of the explosion of a bomb thrown at a meeting held in May, 1886 to protest the brutality of the Chicago police against labor. The attitudes which crystallized and spread throughout the press of the country during the trial and conviction of the accused „Anarchists" have persisted to the present as the basis of the traditional attitudes toward radical movements held by the propertied classes and shared by large sections of labor.

D. begins with an analysis of the effects upon labor of the sweeping post-Civil War economic transformation of the country. At the same time he shows the slight extent of state regulation of labor conditions, the antagonistic relations of labor and capital, and the questionable legal status of trade unions, strikes, and boycotts. This is followed by a careful account of the development of the „social-revolutionary" program and movement in the United States from 1877 to 1886, especially in New York and Chicago. D. makes clear the indirect relations between this movement and the national eight-hour day trade union movement of 1885-1886, and clarifies the connection of these with the meeting at which the bomb was thrown.

The major portion of the book, however, is devoted to an intensive analysis of the arrest, trial, conviction, limited pardon, execution, and, finally, complete pardon of those „anarchists" who had not been executed. The legal and judicial aspects of the case are treated fully, and D. shows that „A biased jury, a prejudiced judge, perjured evidence, an extraordinary and indefensible theory of conspiracy, and the temper of Chicago led to the conviction." A valuable feature of the book is the inclusion of extended quotations drawn from a large number of newspapers, learned periodicals, business journals, and government documents which reveal the attitudes of the articulate groups in American society toward the conditions and issues involved.

Yellen describes briefly ten of the most important episodes in the history of American labor : Railroad Strikes of 1877, Haymarket Affair

of 1886, Homestead Lockout of 1892, Pullman Strike of 1894, Coal Strike of 1902, Lawrence Textile Strike of 1912, Colorado Coal Strike of 1913-1914, Steel Strike of 1919, Southern Textile Strikes of 1929, and the Pacific Coast Maritime Strike of 1934. „The emphasis has been placed upon the weapons of industrial warfare devised and employed by labor and capital, the role of the government, and the attitude of social agencies." Popular in nature, Y.'s book is nevertheless useful because it presents a fairly accurate introduction to the development of the tactics, principles, and problems of American labor in the last sixty years.

Daniel Thorner (New York).

Spezielle Soziologie.

Lynd, Robert S. und **Helen Merrell Lynd,** *Middletown in Transition, A Study in Cultural Conflicts. Harcourt, Brace & Company. New York* 1937. *(XVIII u.* 604 *S.; $* 5.—*)*

Lynds Ruf als Soziologe ist durch die Studie „Middletown" begründet worden, die er vor zwölf Jahren über Muncie, Indiana, geschrieben hat. Dieses Buch wandte das neuentwickelte Instrument der amerikanischen empirischen Sozialforschung auf ein Thema an, das für die amerikanische Kultur so bedeutsam war, dass alle Forscher über der Alltäglichkeit des Phänomens seine Wichtigkeit übersahen: den amerikanischen Kleinstädter. Seit damals gilt L. in Amerika als der Mann, der dem intellektuellen und grossstädtischen Osten zu verdolmetschen hat, was im Mittelwesten vorgeht, in jenem halb belächelten und halb gefürchteten Teil Amerikas, der bisher der Nährboden aller grösseren Massenbewegungen gewesen ist.

Das neue Buch wurde mit grosser Spannung erwartet, weil es aus einer einzigartigen Forschungssituation erstand. Hier war zur Zeit des letzten grossen wirtschaftlichen Aufschwungs eine Stadt von 50.000 Einwohnern genau studiert worden, und gerade, als die Krise sich zu lindern begann, kam dieselbe Forschungsgruppe wieder, um zu sehen, welche Veränderungen vor sich gegangen waren. Vielleicht die grösste Überraschung an dem Buch war die Veränderung, die in dem Autor selbst vor sich gegangen ist. Aus dem L., der 1925 in liebevoller Kleinmalerei das Leben von Middletown geschildert hatte, ist ein Forscher geworden, der mit klar formulierten soziologischen Fragestellungen in die Stadt zurückgekehrt ist: Haben sich die Klassengegensätze verschärft? — Ist der Einfluss der herrschenden kapitalistischen Schicht grösser oder geringer geworden? — Waren die Arbeiter imstande, ihre Interessen zu vertreten? — und vor allem immer wieder im ganzen Buch in verschiedenen Formen auftauchend die Frage: Enthält das „sich verändernde Middletown" Elemente, die es zum Opfer oder gar Träger eines kommenden Faschismus machen können?

L. versucht, die Antwort für verschiedene Gebiete getrennt zu geben, und aus seinen Abgrenzungen erwachsen ihm gleichzeitig die Titel für seine Kapitel. Kapitel II, Das tägliche Brot in Middletown (getting a living), fasst alle statistischen Daten der letzten zehn Jahre zusammen und erstattet

Bericht über die wichtigsten Wirtschaftskörperschaften während der Krise. — Kapitel III, Die Familie X, ein Beispiel für die Herrschaft einer kapitalistischen Gruppe, zeigt, wie durch die Krise die Machtstellung der reichsten Firmen, die sich wirtschaftlich halten konnten, noch wesentlich verstärkt wurde. — Kapitel VI bis X handeln von Schule, Jugend, Religion, politischer Verwaltung und Presse. — In Kapitel XII wird der neuartige Versuch unternommen, den „Middletown-spirit" darzustellen, also zusammenzufassen, was Middletown glaubt und will, anerkennt und bekämpft.

Es ist in einem kurzen Referat nicht möglich, den Reichtum des Inhalts auch nur anzudeuten. L. hat mit Unterstützung seiner Frau zwei Jahre ausschliesslich sich mit der Verarbeitung seines Materials beschäftigt. Wer immer auf einem bestimmten Spezialgebiet tätig ist, wird viele Seiten in diesem Buch finden, die ihm erzählen, was sich in Amerika während der Krise für ihn Interessantes ereignet hat. Als Beispiel sei die Analyse der Arbeiterbewegung herausgegriffen. L. schildert, wie hilflos die Arbeiterschaft den grossen Unternehmungen gegenübersteht ; die American Federation of Labor ist unwillig oder unfähig, die Masse der unqualifizierten Arbeiter zu organisieren ; es wird gezeigt, wie mehr und mehr die Arbeiter durch die wiederholten organisatorischen Misserfolge entmutigt werden ; die grossen Betriebe beherrschen die Stadtverwaltung entweder wie die Gasfabrik, die alle wichtigen Institutionen in der Stadt finanziell bevormundet, oder wie die Automobilfabrik, die bei jeder Schwierigkeit mit der Verlegung der Maschinen in eine andere Stadt und damit mit der Arbeitslosigkeit von Tausenden droht.

Ist L.s Analyse der Arbeiterbewegung in Middletown der grösste Fortschritt gegenüber der früheren Studie, so wiederholen seine kulturpolitischen Analysen seine alte Fähigkeit zu Einsicht und Darstellung. Er schildert, wie Ehescheidung und geschlechtliche Ungebundenheit der jungen Generation sich tatsächlich durchsetzen, während noch immer der ganze alte Formelapparat kleinbürgerlicher Moral zur Schau getragen wird. Er beschreibt, wie die Intellektuellen aller Gruppen gegenüber den lokalen Geldgebern machtlos sind, die auf kulturpolitischen Gebieten entscheiden, was gesagt werden darf und was nicht. Er zeigt — und das ist vielleicht die beste literarische Leistung des Buches —, wie die Stadt wirtschaftlich schon seit einem Jahr von der Krise geschüttelt wird und niemand es öffentlich wahr haben will, manche es gar nicht wissen, welche Veränderungen über das Land gekommen sind. Die Geschicklichkeit, mit der Statistik, Bericht und Zitat ineinander verwoben sind, ist ausserordentlich.

L.s eigene Schlussfolgerungen sind in einem Schlusskapitel gegeben, das den bezeichnenden Titel führt : „Middletown blickt vor- und rückwärts zugleich". Er findet, dass sich ausserordentlich wenig durch die Depression geändert hat und dass Middletown dort weiterzugehen versucht, wo es 1929 aufgehört hat. Sein Ausblick scheint pessimistisch zu sein : er ist offenbar überzeugt, dass die reaktionären Kräfte noch für lange Zeit stark genug sein werden, um alle liberalen oder gar revolutionären Auswege aus der Krise bereits im Ansatz unmöglich zu machen und Middletown wie bisher auf einem kleinbürgerlichen „goldenen" Mittelweg zu halten.

Gegen die erste Middletown-Studie sind drei Einwände vorgebracht

worden : dass sie die dunklen sozialen Seiten Middletowns zu wenig gesehen, dass sie keinen einheitlichen theoretischen Gesichtspunkt gehabt und dass sie ihre Behauptungen mit zu wenig exaktem Material belegt hätte. Den zwei ersten Einwänden wird durch das neue Buch völlig begegnet. Das ganze Schwergewicht liegt auf den sozialen Problemen, und der theoretische Gesichtspunkt ist die Frage nach der Verschärfung der Klassengegensätze und nach ihren Zusammenhängen mit faschistischen Tendenzen. Dem dritten Einwand kann der Natur der Sache nach nicht ganz begegnet werden. Ein Versuch, die ganze kulturelle und soziale Wirkung der Krise in einem typischen Beispiel einzufangen, muss notwendig dazu führen, dass viele Details nicht ausgearbeitet werden. — L.s Buch bedeutet nicht nur einen entscheidenden Beitrag zur Geschichte der amerikanischen Gegenwart, sondern gibt auch der empirischen Sozialforschung im allgemeinen bei ihren Fragestellungen und der Entwicklung ihrer speziellen Erhebungsmethoden wichtige Anregungen.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Mélanges offerts à Ernest Mahaim. Hrsg. v. Laurent Dechesne. 2 *Bde. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1935. *(XXXV u.* 431, 687 *S.; fr. fr.* 75.—*)*

Die Sammlung von Artikeln, die Freunde und Schüler zum Rücktritt des bekannten Direktors des Institut de Sociologie Solvay und Präsidenten der Verwaltung des Internationalen Arbeitsamts in zwei Bänden vorlegen, gibt auf den beiden Hauptinteressengebieten Mahaims, der Nationalökonomie und der Jurisprudenz, einen vorzüglichen Überblick über praktische Gegenwartsfragen. Im Gegensatz etwa zu den Sammlungen von Beiträgen, wie sie z. B. in Deutschland für Lujo Brentano und Max Weber veröffentlicht wurden, stehen Fragen wie die Nachkriegsfinanzen (Paul Harsin), Planwirtschaft und Diktatur (Laurent Dechesne), der Staatsintervention und des sozialen Gleichgewichts (Max Lazard), der Binnenwanderungen und vor allem der statistischen Bedeutung der Mittelklassen (Fernand Baudhuin) im Vordergrunde gegenüber theoretischen Abhandlungen wie Dynamische Wirtschaft (Jean Lescure). Dagegen sind im soziologischen Teil besonders die allgemeinen Fragen hervorgehoben. E. Dupréel hat einen bedeutenden Beitrag über soziale Klassen und geistige Werte geschrieben, A. Boissard über die Renaissance des Korporationswesens von katholischer Seite, während Paul Pic den ganzen Korporativismus als eine „mystique" darstellt. Wennauch ökonomische Beiträge über die Lohnpolitik von Edgar Milhaud oder die amerikanische Geldpolitik von Bertrand Nogaro völlig auf die Gegenwart bezogen sind, so zeigt sich doch, dass die Soziologie französischer Sprache sich hauptsächlich den Primitiven zuwendet. Hervorzuheben sind der Aufsatz von Georges Smets „La méthode des survivances dans l'étude des institutions des peuples primitifs" und der Beitrag von R. Maunier über die nordafrikanische Sozialordnung. Die Stellungnahme der belgischen Mitarbeiter von Rang wie G. de Leener, L. Dechesne und F. Casters ist ausgesprochen liberal.

Der zweite Band ist ebenso inhaltsreich. Das Arbeitsrecht wird vor

allem für Belgien und die Schweiz, prinzipiell auch von Posada nach der spanischen Verfassung 1931 dargestellt. Der Artikel von Bourquin über die Krise des Internationalismus leitet die Aufsätze über das Völkerrecht ein. Die Zukunft der Neutralität von Politis bestimmt näher den neuen Völkerbundsstandpunkt. Neutralität muss infolge der Unteilbarkeit des Friedens und der gegenseitigen Beistandspflicht aufgegeben werden. Mirkine-Guetzévitch vergleicht die Verfassungen und das parlamentarische Verfahren beim Abschluss internationaler Verträge. Kelsen erklärt, u. a. am Beispiel Danzigs, dass es trotz Unvereinbarkeit mit dem Souveränitätsprinzip Staatsverträge zu Lasten Dritter gibt. Über die Wirkung von Verträgen für die einzelnen Staatsbürger handelt Sibert. Prinzipieller ist der Aufsatz über das Völkerrecht von Plato bis Hegel von Verdross. Natürlich spielt die Stellung Belgiens im internationalen Recht, die Kongokonvention ebenso wie die belgische Arbeitsverfassung eine besondere Rolle. Aus dem Artikel von Emil Vandervelde über Ernest Mahaim und die Kommission des internationalen Arbeitsrechts der Friedenskonferenz geht deutlich die Rolle Mahaims seit dem Kriege hervor. Damit sind aber nur wenige Beiträge genannt, um den umfassenden Charakter dieser „Mélanges" zu zeigen. Gottfried Salomon (Paris).

Aron, R., V. V. Obolensky-Ossinsky, L. R. Franck, P. Vaucher, R. Polin, G. Prache, G. Lefranc, M. Déat, *Inventaires II. L'économique et la politique. Introduction de C. Bouglé. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(242 p.; fr. fr.* 15.—*)*

On reconnaîtra sans doute au deuxième fascicule de cette série les mêmes mérites qu'au premier : importance actuelle et générale du problème, études approfondies de spécialistes, bibliographie riche. Mais il semble que les différentes contributions forment un tout moins cohérent que dans le premier volume.

M. Bouglé, dans l'introduction, pose le problème, c'est-à-dire qu'il en montre les difficultés capitales et l'énorme complexité. M. Aron oppose au primat causal de l'économique que l'on attribue au Marx du Capital, les idées du jeune Marx „philosophe" ; il s'efforce de réfuter les interprétations simplistes, de montrer que le philosophe n'est pas mort dans l'économiste. Dans l'exposé de M. Obolensky-Ossinsky sur l'organisation économique en U. R. S. S., il n'est plus guère question de politique. L'auteur qui décrit l'organisation du régime, semble vouloir suggérer qu'en Russie, „le gouvernement des personnes" est remplacé progressivement par „l'administration des choses". Dans l'étude concernant les États-Unis, de M. Franck, on pourrait voir un exemple classique de l'action réciproque de l'économique et du politique. En effet, la conséquence la plus saillante d'une crise essentiellement économique fut en Amérique un intérêt jusqu'alors inconnu des masses à la chose publique, à l'État en tant que tel, une orientation vers ce qui est proprement politique. Les rapports multiples des syndicats et des partis ouvriers sont étudiés, en Angleterre par M. Vaucher, en Belgique par M. Polin. Pour la France, les luttes pour l'autonomie, les traditions d'indépendance à l'égard des partis politiques apparaissent

clairement dans un article, nourri de faits, de M. Prache, sur les coopératives, et dans le tableau que trace M. Lefranc du syndicalisme français après la reconstruction de l'unité — encore que dans les deux cas, indépendance n'ait jamais voulu dire désintéressement.

Enfin, dans un article, intitulé „Vers une politique cartésienne", M. Déat préconise une politique raisonnable, non plus guidée par les passions, mais par l'intérêt bien compris de tous, hommes et nations. Il demande que l'on fasse enfin, avant qu'il ne soit trop tard, à l'économie la place qui lui revient. R. Schröder (Paris).

Rommen, Heinrich, *Die ewige Wiederkehr des Naturrechts. Jakob Hegner. Leipzig* 1936. *(274 S.; RM.* 4.50*)*

Ein neues katholisches Werk über das Naturrecht. So schön das Buch auch geschrieben ist und so sehr es als — wenn auch sehr vorsichtig formulierter — Protest gegen politische Unterdrückung sympathisch ist, so wenig Neues und so viel Unzulängliches enthält es. Es zerfällt in zwei Teile: einen historischen, der eine Geschichte des Naturrechts von Heraklit bis zur Moderne enthält, und einen theoretischen, in dem der Verf. sein Naturrechtssystem entwickelt. — Bei jeder Behandlung des Naturrechtsproblems sind u. a. folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Unter Naturrecht kann verstanden werden entweder ein System von Normen, das ganz oder teilweise den Staatszwang (Hobbes, Pufendorf, Spinoza), oder ein solches, das ganz oder vorwiegend den Widerstand gegen den Staat durch Postulierung unveräusserlicher Rechte rechtfertigen soll. Von einer Herrschaft der zweiten Art von Naturrecht kann allerdings nur dann gesprochen werden, wenn die Naturrechtsnormen ausreichend konkretisiert und institutionalisiert sind, d. h. wenn Einrichtungen vorgesehen sind, welche die Durchsetzung der deduzierten Naturrechtsnormen gegenüber feindlichem positivem Recht erlauben. Andernfalls ist das Bekenntnis zur Herrschaft des Naturrechts ein blosses Lippenbekenntnis.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten den ersten Teil des Buches, so finden wir eine Reihe von Unrichtigkeiten und Unzulänglichkeiten, die besonders deutlich bei der Darstellung der Cicero, Grotius, Pufendorf und Hobbes werden, während die Präsentation des thomistischen Naturrechts eine blosse, wenn auch sehr schöne Wiederholung alter Dinge ist. Die Schwäche des Buches liegt in der stark unhistorischen Behandlung. Das kommt z. B. bei der Würdigung des Pufendorfschen Naturrechts zum Ausdruck, dem der Verf. „unhistorischen Rationalismus" vorwirft. Die Naturrechtler der Aufklärung, mögen uns heute auch die umständlichen Deduktionen umfangreicher Rechtssysteme aus wenigen Grundbegriffen langweilen oder amüsieren, erfüllten eine progressive Funktion. Sie waren wichtige, ja vielleicht die wichtigsten Vorkämpfer eines rationalen Rechts, das nicht nur bürgerliche Sekurität in einem geordneten Staat zu garantieren versprach, sondern zugleich auch ein Minimum an Gleichheit garantierte. Die Aufklärer versanken in Vergessenheit und traten zugunsten des Rechtspositivismus zurück, nachdem das Bürgertum seine Positionen befestigt hatte. Die rein ideologische Behandlung der Probleme

bringt es mit sich, dass der Verf. „die Wiederkehr des Naturrechts" bejaht, ohne zu unterscheiden, ob es heute reaktionäre oder progressive Züge hat.

Im zweiten Teil entwickelt der Verf. ein typisch neothomistisches System des Naturrechts. Das Kapitel über „Das Wesen des Gesetzes" ist nur eine Repetition der Prima Secundae Partis der Summa des Thomas von Aquino. Die Welt ist für ihn eine Ordnung der Kreaturen, gegliedert „nach der Unterscheidung ihrer Naturen und ihrer Stufenfolge" und geht „auf Gottes Weisheit zurück". Für die Beurteilung der heutigen Konflikte des aufrichtigen Katholiken im gegenwärtigen Deutschland ist des Verf.s Katalog unveräusserlicher Rechte interessant, die durch keine positive Rechtsordnung entzogen werden können. Der Katalog solcher Rechte, bei deren Verletzung Widerstand oder Gehorsamsverweigerung gegenüber der Staatsgewalt gestattet wird, ist allerdings so klein, dass er praktisch kaum eine Rolle spielt. Franz Neumann (New York).

Encyclopédie Française. Tome X. L'État, aménagement, crise et transformation. Comité de l'Encyclopédie Française Éditeur. Paris 1936. *(fr. fr.* 125.—*)*

Mirkine-Guetzévitch, B., *Les nouvelles tendances du droit constitutionnel. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*219 *p.; fr. fr.* 40. —*)*

Bardoux, Jacques, *La France de demain — son gouvernement, ses assemblées — sa justice. Texte du comité technique pour la réforme de l'État. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*291 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Tardieu, André, *La révolution à refaire. I. Le souverain captif. Ernest Flammarion Éditeur. Paris* 1936. *(*282 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Mélot, Ernest, *L'évolution du régime parlementaire. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*262 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Plan du 9 *juillet. Réforme de la France. Avant-propos de Jules Romains. N. R. F. Paris* 1934. *(*61 *p.; fr. fr.* 2.50.—*)*

Comité du Plan. Une nouvelle France, ses principes et ses institutions. Préface de Marcel Déat. Fasquelles, Éditeurs. Paris 1936. *(*211 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Mer, Georges, *La Réforme de l'État en action. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*148 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Blum, Léon, *La réforme gouvernementale. Éditions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*235 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Inventarien seiner politischen und sozialen Institutionen existieren in Frankreich nicht. Auch der 10. Band der von de Monzie herausgegebenen Encyclopédie Française kann nach Anlage und Arbeitsmethoden schwerlich etwa mit der „Encyclopaedia of Social Sciences" verglichen werden. Zwar widmen sich auch dort manche Autoren der Aufgabe, das Funktionieren der konstitutionellen Einrichtung im Namen der gegebenen Sozialordnung zu beobachten. Aber im ganzen überwiegt doch die Darstellung durch Persönlichkeiten, die durch Beruf oder Neigung meist nur ganz bestimmte Seiten der Probleme zu sehen gewohnt sind. Die Addition der gravamina eines anerkannten Unternehmerprofessors mit denen eines

Gewerkschaftssekretärs gibt noch keinen genügenden Einblick etwa in das Funktionieren der Beamtensyndikate innerhalb der französischen Sozialordnung. So bleibt dem Leser in erster Linie das Bewusstsein einer ungeheuren Komplexität, hervorgerufen durch die mehr aneinander vorbeigehenden als in sich widerspruchsvollen Urteile der Politiker und höheren Beamten, Unternehmerschriftsteller und Gewerkschaftsfunktionäre. De Monzies Zusammenfassung ist literarisch glanzvoll.

Das innerhalb der Einflusszone der französischen Sprache und Kultur vielbenutzte Buch von Mirkine-Guetzévitch enthält eine warme Verteidigung des liberalen Parlamentarismus. In zwei Eingangskapiteln handelt das Buch zunächst über das Prinzip der Rationalisierung der politischen Macht und über die Einheit des öffentlichen Rechts. Die ständig wiederholte, leider nie exakt dargelegte These von der „Rationalisation du pouvoir politique" stellt eine Glorifizierung der vergeblichen Bemühungen der Nachkriegsverfassungen um Erweiterung der rechtsstaatlichen Sphäre dar. Soweit es sich lediglich um die Kompetenz zur gesetzlichen Regelung bisher nicht gesetzesgebundener Materien handelt, ist dieser Prozess der Verrechtlichung rein formaler Natur. Mit Recht bemerkt Léon Blum in der Aufsatzsammlung „la réforme gouvernementale", auf die noch zurückzukommen sein wird : „dans l'immense majorité des cas la loi n'est plus aujourd'hui d'essence juridique, elle est d'essence politique (S. 152)." Dort, wo es sich aber um einen materialen Verrechtlichungsversuch handelte, wie etwa bei der Einrichtung des deutschen Staatsgerichtshofs oder des österreichischen Verfassungsgerichtshofs, sprechen die bekannten Ergebnisse eindeutig gegen die These des Verf.

Nach einem kaum mit Gewinn benutzbaren Kapitel über Verfassungsänderung folgen Abschnitte über die Stellung der Exekutivgewalt. Der Prozess der Machtverlagerung zur Exekutive wird mit Recht besonders betont. Freilich wird — abgesehen von einer gelegentlichen Bemerkung — die Exekutive als eine Einheit behandelt und der tiefgehenden Differenz zwischen ihrer parlamentarischen Führung und ihrem verselbständigten Beamten- und Technikerapparat nicht die genügende Bedeutung zugemessen.

Der im Auftrag des Comité technique pour la réforme d'État herausgegebene Verfassungsentwurf sowie die dazu verfasste ausführliche Begründung von Jacques Bardoux entstammt dem Gedankenkreis der gescheiterten Doumergue-Tardieuschen Verfassungsreform. Die Verf. haben sich eindeutig zur Aufgabe gestellt, einen Entwurf auszuarbeiten, der die Vorrechte der besitzenden Klassen gegen alle Zufälligkeiten, auch diejenigen andauernder feindlicher Parlamentsmehrheiten konstitutionell sichern soll.

Für die weltanschaulichen Grundlagen dieser Haltung liefert Tardieu in seinem ersten Band des als grösseres Werk gedachten Buches „La révolution à refaire" manche Fingerzeige. Der Verf. gibt zunächst eine Rechtfertigung für sein vorläufiges Ausscheiden aus dem politischen Leben ebenso wie für seine bisherige politische und ministerielle Tätigkeit. Er beschäftigt sich sodann mit der Revolutionsgeschichte und den revolutionären Prinzipien. Der Hauptnachdruck des Buches liegt jedoch in dem Versuch des Nachweises, dass die Revolution ebensowenig wie die dritte Republik die

Gleichheit und Freiheit und den Vorrang der nationalen Souveränität verwirklicht hätte.

Eine gute Übersicht über die in Frankreich, Belgien und England geläufigen Meinungen über Verfassungsreformfragen liefert das Buch des belgischen Autors Mélot „L'évolution du Régime Parlementaire". M. bringt zunächst die Antworten, die er auf eine bei den verschiedenen Persönlichkeiten dieser Länder veranstaltete Rundfrage erhalten hat. Das Buch enthält unter anderem die Antworten von Mestre, Amos, Millerand, Léon Blum, Carton de Wiart und Laski. Die Antworten werden klassifiziert und ihr Ergebnis selbständig verarbeitet. Besonders wertvoll erscheint die ständige Berücksichtigung der durch die Nationalitätenfrage zusätzlich komplizierten belgischen Verhältnisse, über die das Buch einen besonderen, ausgezeichnet informierenden historischen Beitrag enthält. In seiner Zusammenstellung der Ergebnisse gelangt M. zum Schluss, dass die Diktatur überall als vermeidenswert und die Aufrechterhaltung eines Regimes der politischen Freiheit als wünschenswert angesehen wird.

Während sich das Buch Mélots im wesentlichen auf die Erörterung konstitutioneller Verfahrensverbesserungen beschränkt, geht die Planliteratur von einer grundsätzlichen Erneuerung des ganzen Sozialsystems aus. Die Gemeinsamkeit dieser Pläne bei allen Abweichungen im einzelnen besteht darin, dass sie unter Wahrung des überkommenen Systems der politischen Freiheit eine soziale Neuordnung unter dem Gesichtspunkt einer freilich vielen Varianten ausgesetzten sozialen Gerechtigkeitsvorstellung anstrebt.

„Le Plan du 9 juillet", das früheste, als unmittelbare Reaktion gegen die Doumergue-Tardieusche Verfassungsreform gedachte Dokument, enthält eine vage Plattform für alle Reformfreunde. Mit Recht sagt Jules Romains in seinem Vorwort, dass dieser Plan, so wie er wäre, von einer neuen Konstituante als Grundlage ihres Programms betrachtet werden könnte. Denn jede Gruppe wird dort, wenn auch verklausuliert und abgeschwächt, Teile ihres eigenen Programms finden. Die späteren Pläne, wie etwa der der Confédération générale du Travail und der Confédération fédérale des Travailleurs chrétiens, sowie die Verf. des Plan français, gehen schon von konkreteren Standorten aus an ihre Aufgaben heran. Dort werden jeweils bestimmte, in wesentlichen Punkten übereinstimmende soziale und wirtschaftliche Minimalforderungen aufgestellt. Neben sozialpolitischen Begehren, die inzwischen teilweise geltendes Recht geworden sind, wird übereinstimmend die Schaffung eines Conseil Économique, die Verstaatlichung des Bank- und Versicherungswesens und die Verwandlung der Public utilities in öffentliche Anstalten gefordert. Alle diese Pläne, insbesondere der Plan du 9 juillet und die Verf. des Plan français, die den konstitutionellen Fragen ein besonderes Buch „Une nouvelle France, ses principes et ses institutions" gewidmet haben, halten an dem Prinzip des demokratischen Parlamentarismus fest. Die Verf. des Plan du 9 juillet wie auch die des Buches „La nouvelle France" sind sich freilich des hier erörterten Unterschieds zwischen technischen Verfahrensänderungen und dem grundsätzlichen Umbau der sozialen Institutionen völlig bewusst und betonen auch, dass eine solche Umwandlung der Gesamtinstitutionen kaum im

Rahmen einer normalen Verfassungsänderung durchgesetzt werden kann. Übereinstimmend sprechen sie deshalb für einen gewissen Zeitraum von der Notwendigkeit einer „période des pleins pouvoirs" oder einem „état de fait". Für das regelmässige Funktionieren der parlamentarischen Demokratie werden die anlässlich des Buches von Mélot schon erwähnten Reformen mit Varianten aufgenommen. Ausserdem wird durchweg eine territoriale Neugliederung der Administrativbezirke unter Lockerung des bürokratischen Zentralismus gefordert. Der Conseil national économique als Bindeglied zwischen den Organen einer sich selbst verwaltenden Wirtschaft und der Staatsführung wird überall, insbesondere auch in dem weitverbreiteten Reformbuch von Mer in den Vordergrund gerückt. Die Tatsache jedoch, dass ihm fast durchweg nur eine beratende Funktion zugesprochen wird, lässt bis zu einem gewissen Grade erkennen, dass jedenfalls die bisher gemachten Erfahrungen von übertriebenen Erwartungen zurückhalten. Gemeinsam mit dem Buch von Mer, das sich insbesondere der Einzelausgestaltung einer durchgehenden Verwaltungsreform widmet, ist den Planautoren eine sehr positive Vorstellung von der Leistungsfähigkeit einer parteipolitisch nicht gebundenen, verselbständigten und mit genügenden Garantien versehenen Bürokratie.

Das Buch von Blum „La réforme gouvernementale", entstanden aus einer Folge loser Aufsätze, zumeist aus der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit, fällt aus dem Rahmen der üblichen Reformliteratur heraus. Zwar enthält auch es eine Reihe konkreter, teils selbst vom Verf. verwirklichter technischer Reformvorschläge, auch bringt es einen Artikel, der in völlig traditionellem Geleise die Herstellung der Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt durch eine rigorose Trennung der Justizverwaltung von parlamentarischen Einflüssen empfiehlt, ohne sich im geringsten mit den sozialen und politischen Konsequenzen, die die Machtstellung einer verselbständigten Justizbürokratie erfahrungsgemäss mit sich bringt, zu beschäftigen. Die Bedeutung der Aufsatzreihe liegt aber in einem anderen Punkt. B. sieht klarer als die anderen Autoren die Differenz zwischen technischen Mängeln und soziologischen Strukturbedingtheiten der französischen Verfassungsordnung. Er stellt eindringlich das Fehlen organisierter Parteien als Hauptkennzeichen des französischen Parlamentarismus heraus. Als handelnder Politiker beklagt B. diesen Zustand und wünscht, die Entwicklung zu einem parteipolitisch durchorganisierten Parlamentarismus zu beschleunigen, da er davon allein eine grössere Stabilität der politischen Verhältnisse in Frankreich erwartet. Otto Kirchheimer (Paris).

Ferré, Louise-Marie, *Les classes sociales dans la France contemporaine. Chez l'auteur. Saint-Léger-en-Yvelines (Seine-et-Oise)* 1936. *(267 p.; fr. fr. 35.—)*

On doit pouvoir réfuter Marx sans comprendre son œuvre : voilà la thèse paradoxale soutenue dans ce livre. L'auteur oppose aux „classes idéologiques" et fausses de Karl Marx l'existence de „classes sociales réelles" qui seraient au nombre de six en France de 1910 à 1930, savoir : I. la „fonction sacerdotale" du clergé catholique, II. la „noblesse", III. la „haute

et moyenne bourgeoisie", IV. les instituteurs et employés de commerce comme „interclasses", V. les mendiants et ambulants comme „hors-classes", et enfin VI. „le peuple". Le principe de classification théorique des six classes s'énonce ainsi : „Appartiennent à la même classe sociale ceux qui se fréquentent habituellement sur la base d'une complète égalité ; appartiennent plus sûrement encore à la même classe... ceux qui s'allient ensemble". Et en conclusion : „Affirmons-nous que chaque être a une âme ? Disons, du moins, que tout se passe comme s'il en avait une. Il en est de même de la société."

Faute de place pour critiquer tous les contre-sens de ce genre, je me bornerai à trois observations seulement :

La première est qu'il ne suffit pas, au savant, d'être convaincu pour devenir aussi convaincant. Inconsciemment, Mlle Ferré confond l'idée du type collectif résultant d'une description empirique ou poétique de la réalité, avec la notion logique que dégage seule une dialectique historique de cette réalité. Or la notion de „classe" date de Marx, qui lui a donné le sens très précis d'un antagonisme économique irréductible entre le capital et le travail. Pour la réfuter scientifiquement, il faudrait donc analyser l'œuvre de Marx et y découvrir des erreurs que n'auraient pas encore signalées ses adversaires et ses détracteurs. Mlle F. ne connaît Marx que par ces pétitionnaires de principe ; c'est comme si elle voulait réfuter l'Église catholique avec des arguments de Voltaire, ou encore prouver Dieu avec la réalité de la libre pensée. Voici deux exemples caractéristiques de cette erreur initiale : „En sociologie le problème de la méthode est essentiellement un problème de sources." Pourquoi alors passer sous silence la source fondamentale de la lutte des classes ? —, approuvant G. Sorel : „Jamais l'observation ne nous montre la classe parfaite." Qui donc a parlé de „classe parfaite", sinon ce même Sorel à l'encontre de Marx ? Le matérialisme historique de celui-ci s'oppose à l'idéalisme achevé de Hegel et s'en distingue essentiellement par ce caractère dynamique réfractaire à tout achèvement concevable en général ; il exclut donc radicalement la fausse idée de „classe parfaite", revendiquée plus tard par la „philosophie du travail" socialiste, syndicaliste, positiviste, monarchiste, ou catholique.

La seconde remarque est qu'il ne suffit pas, au sociologue, de relever des différences typologiques pour affirmer ainsi l'irréductibilité des types sous le nom de „classes réelles". Mlle F. ne réussit nulle part à distinguer celles-ci des véritables „classes idéologiques", son empirisme doctrinal la mène à des concepts qui n'ont rien d'irréductible et qui ne peuvent même pas se comparer sans métaphore toujours équivoque. Pourquoi la classe dite „vivante" n'aurait-elle „pas besoin de commentaire" à qui rejette expressément la théorie organiciste ? Quel est cet individu, „cellule sociale", n'appartenant „pas au règne social ?". Quel sens particulier prendra „la fonction", si le prêtre seul en est une ou en a une ? — Et où trouve-t-on pour l'alliance, maritale ou autre, cette „base de complète égalité" postulée comme le critère de la réalité des classes ? M. Tazerout (Paris).

Lewis, Edward R., *A History of American Political Thought from the Civil War to the World War. The Macmillan Company. New York* 1937. *(X and* 561 *pp.; $* 5.—*)*

Nothing so sharply emphasizes the relative barrenness of American political theory in the half-century after the Civil War as its history. The tradition of eighteenth and early nineteenth century theory, the slight influence of European currents of thought, an overwhelming concern with the mechanics of government, and fruitless theorizing over the nature of a federal state are in part responsible for this phenomenon. To these must be added the American suspicion of the expert in government and of the intellectual who deals with political matters. This is largely a result of the popular American conception of democracy and of a crudely pragmatic view of politics.

Lewis has perhaps been wise to take the term „political thought" in an extremely broad sense. It enables him to embrace in his volume not only formal political theory, but also various movements political in character, developments in constitutional law, popular political attitudes, and the like. Almost one third of the volume is given over to post-Civil War constitutional and legal history. The author's interest in this phase of his work is reflected in a legalistic approach felt throughout the volume.

In spite of a laudable effort to relate his material to the changing economic and social scene, L. does not quite succeed in producing an integrated work. The volume, lacking a central thread, gives the impression of being made up of separate studies. Since L. is so all-embracing, he may well be criticized for his failure to treat American philosophical Anarchism, represented by the later followers of Josiah Warren and especially by the work of Benjamin R. Tucker. Similarly he must be taken to task for omitting, for no apparent reason, figures like Lester F. Ward, Giddings, C. H. Colley, and Thorstein Veblen. With all its shortcomings the volume nevertheless constitutes a sincere effort to survey an inadequately studied field. It contains a convenient, fairly objective, and, on the whole, quite accurate presentation of the material. Its weaknesses spring from the inadequacy of its critical evaluations. Henry David (New York).

Witzenmann, Walter, *Politischer Aktivismus und sozialer Mythos. Giambattista Vico und die Lehre des Faschismus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*160 *S.; RM.* 6.—*)*

Menzel, Adolf, *Der Staatsgedanke des Faschismus. Eine geistesgeschichtliche Untersuchung. Franz Deuticke. Leipzig und Wien* 1935. *(*132 *S.; RM.* 4.40*)*

Witzenmann findet die, seiner Meinung nach, charakteristischsten Vorstellungskreise des Faschismus: heroisch-politischen Aktivismus und die Verwandlung sozialer Vorgänge und Prozesse in Mythen, erstmalig und schon in sehr klarer Formulierung in Vicos „Szienza Nuova" dargestellt. Vicos Ideen hätten teils unmittelbar — dank der Wiedererweckung des neapolitanischen Denkers durch Croce und andere —, vor allem aber auf

dem Wege über die Theorien Sorels die faschistische Doktrin und das Weltbild der Führer der faschistischen Bewegung beeinflusst. So zerfällt W.s Studie in drei Teile : die Darstellung der eigentlichen Lehre Vicos, unter besonderer Herausarbeitung der heute lebendigen Elemente der aktivistischen Elite und des Mythos, zweitens die Ausgestaltung der vicianischen Ideen durch Sorel, endlich ihre Rezeption in der modernen faschistischen Ideologie.

Die Darstellung der metaphysischen, geschichtsphilosophischen und politischen Grundgedanken Vicos und ihrer gesellschaftlichen Hintergründe sowie die eingehende Analyse der Szienza Nuova sind ausgezeichnet. Allerdings ist die Interpretation des Mythos bei Vico im Sinne des modernen Mythosbegriffs ziemlich verfehlt. Vico interpretiert die antiken Mythen, indem er reale soziale Vorgänge als ihren Ausgang nachzuweisen sucht, während in den modernen Mythen umgekehrt reale Vorgänge in „Mythen" verwandelt werden. Auch die Sorelinterpretation W.s erweckt Widerspruch. Wie so viele Vorgänger sucht auch W. aus dem Worte Mussolinis „c'est à Sorel que je dois le plus" eine Brücke von Sorel zum Faschismus zu schlagen, ohne überzeugen zu können, dass eine mehr als äusserliche Berührung mit dem Mythos der „Italianità" besteht.

Menzels „geistesgeschichtliche Untersuchung" der faschistischen Staatstheorie ist im Grunde der Versuch einer „Sinngebung des Sinnlosen". Wenn M. so ziemlich die ganze Philosophiegeschichte und die Geschichte der Staatslehre von Platon bis Bergson bemüht, um „Einflüsse" und „Quellflüsse" festzustellen, wenn er von faschistischer Geschichtsphilosophie und „Pflichtethik und Kampfethik" spricht, so mag man sich erinnern, wie der Faschismus mit stolz betonter Programmlosigkeit begann, dass ausserdem die Einflüsse irgendwelcher Ideen auf die Person Mussolinis schon deshalb zum Verständnis des heutigen Italiens gar wenig besagen, weil die wirklichen „Quellflüsse" dieses realen Systems ganz woanders fliessen. Von der faschistischen Staatslehre hat Laski sehr gut gesagt, dass „its miscellaneous borrowings from Hegel and Sorel, Bergson and Machiavelli, have given it no doctrinal standing". Eine „geistesgeschichtliche Untersuchung" ist also ein völlig verfehlter Ausgangspunkt zum wirklichen Verständnis. — Im Anhang seines Buches gibt M. ein Kapitel „Mussolini und Goethe" !

Hans Mayer (Genf).

Hudal, Alois, Bischof, *Die Grundlagen des Nationalsozialismus. Eine ideengeschichtliche Untersuchung. Johannes Günther. Leipzig u. Wien* 1937. *(294 S. ; Sch.* 7.80, *geb. Sch.* 10.50*)*

Das Buch ist ein wissenschaftlich aufgemachter Versuch, die Möglichkeiten eines Ausgleichs zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus zu prüfen ; dieser wird als die „stärkste Strömung des 20. Jahrhunderts" gewertet. Zwei Hauptfragen müssen dabei nach H. entschieden werden : 1. Hat der Nationalsozialismus wirklich eine „linksradikale" und eine konservativ-christliche Variante ? 2. Hat er nicht auch wertvolle Einrichtungen dem Deutschtum gebracht, so dass eine Unterstützung von religiöser Seite notwendig ist ? Besonders rühmend wird hier die „Unter-

höhlung der Menschenrechtsideologie" erwähnt. Ja, dem Nationalsozialismus ist sogar „von der Vorsehung die grosse Aufgabe übertragen worden, in Europa mit dem Faschismus das feste Bollwerk zu sein gegenüber den Flutwellen des asiatischen Kulturbolschewismus."

Mit einem grossen Aufwand von Literatur wird dann das Werden der Bewegung und ihre religiöse, sittliche und geschichtsphilosophische Theorie dargestellt ; und zwar — von kleinen Hinweisen auf die Folgen der Friedensverträge abgesehen — immer nur geistesgeschichtlich, so gut wie gar nicht sozialgeschichtlich. Der kritische Punkt ist der Anspruch des Nationalsozialismus (und besonders Rosenbergs) auf eine eigene Weltanschauung. H. bemüht sich zu beweisen, dass damit der auch von Hitler gesteckte Rahmen überschritten wird. Er bringt sogar den Rassen- und Bluttheorien weitgehendes Verständnis entgegen, wenn er auch immer wieder vor Übertreibungen warnt und ein Primat des Volkstums oder des Staates ablehnt. Er hebt die Verdienste des Katholizismus um das Deutschtum, die Abwehr von Liberalismus, Freimaurerei usw. hervor. Er versucht alles, „um den grossen nationalen Gedanken von weltanschaulichen Bestrebungen zu trennen, mit denen er nichts zu tun hat." Gelingt dies, dann kann der Nationalsozialismus „die grosse christliche Einheitspartei der Deutschen" werden ; gelingt es nicht, dann freilich müsste die Kirche ihm ihr „Non possumus" zurufen. Ludwig Angermann (Zürich).

Westermarck, Edward, *The Future of Marriage in Western Civilisation. Macmillan. London and New York* 1936. *(XIV and* 281 *pp. ;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 2.50*)*

Joad, C. E. M., *The Future of Morals. George Routledge & Sons. London* 1936. *(VII and* 136 *pp. ;* 3 *s.* 6 *d.)*

Merchant, K. T., *Changing Views on Marriage and Family. With a Foreword by Prof. M. Ginsberg. B. G. Paul. Madras* 1935. *(XII and* 292 *pp. ; Rs* 3-8*)*

Westermarck deals with the various historical and contemporary aspects of marriage and by examining their causes tries to answer the question whether they are likely to survive or undergo a change. We thus have chapters on the meaning and origin of marriage ; its essential elements of sexual union and procreation ; the causes of matrimonial unhappiness, such as sexual maladjustment, adultery, jealousy, social and cultural incompatibility ; the remedies that have been sought in trial, companionate and temporary marriage, concubinage and free love ; the different forms marriage may assume, as monogamy and polygamy ; the problem of divorce ; and the relationship between sexual behaviour and morality. The main conclusions and predictions are contained in a chapter entitled „The Predicted Disappearance of Marriage".

W. does not believe that increasing divorce rates spell ruin to marriage or that it is threatened by the frequency of extra-marital intercourse. Purely sexual relations, he writes, „are no substitute for those more comprehensive relations between men and women, which under the

name of marriage constitute a social institution of great importance."

The most important admission made is that the existence of the family in primitive times is not a sufficient reason for its preservation ad infinitum. The rejection of the biological theory that the family is necessary to the survival of the species leaves open the way for a sociological interpretation. Since the family affects and is affected by changes in industry, urbanism, property, government, morals and education, the important thing is not to know or predict certain developments considered in isolation, but to know how the family fits in and the special forms it will assume in a specific social context. The wealth of references and the skillful marshalling of facts alone, make this book of W.'s indispensable to the student.

Joad sees this problem though not clearly in his clever but not profound sketch „The Future of Morals" (mainly sexual morals) where he attempts to relate morals to specific social configurations and, on the basis of present day changes, predict their future development. He also realises, as W. does not, the possibility of retrogression or reaction in moral codes, and in an earlier edition of his book, predicted such a development, but badly erred „in naming the winner of the race". Owing to his superficial view that morality is the habit of acting in the way in which the majority approves he picked upon a standardized United States as the winner in the race to reaction rather than upon Germany with its growing Nazi movement, thereby neglecting the more fundamental forces which determine not only changes in morality but in the whole of ideology.

Merchant's book gives an objective account of the views of Hindu youth with regard to marriage and the family and puts forward recommendations as to possible social reforms. The data were gathered by questionnaires distributed to senior students in various colleges and to middle class people such as teachers and clerks. This book is an analysis of 598 replies. What comes out clearly if we assume that these 598 are representative of the younger generation in India, is that there has been a collapse of traditional views and a close approximation to the views held by European youth. There is a reaction against the joint family, marriage is losing its religious and sacramental character, and there is an insistence upon the necessity of personal choice. These trends are significant and undeniable. The author realises that the institution of marriage is closely knit with the whole social structure and that very fundamental changes will be necessary if these views are to prevail. The author, however, tends to envisage these changing views as the clash between the older and the younger generations whereas it is more of a clash between two social systems.

J. Rumney (London).

Pierreville, R., *L'inégalité humaine devant la mort et la maladie. Editions Fustier. Paris* 1936. *(446 p.; fr. fr.* 15.—*)*

L'auteur qui est médecin montre que l'homme, même dans son existence biologique, dépend des lois sociales et économiques. Les théories impérialistes de politique démographique sont discutées et réfutées à l'aide de

statistiques nombreuses, adroitement utilisées. La natalité plus forte des nègres, arabes et chinois apparaît, exactement comme celle du prolétariat, déterminée par la situation économique. Du point de vue démographique, on ne saurait justifier les colonies, puisque l'expérience prouve qu'il ne se produit pas d'émigration ; mais que tout au contraire les colonies envoient dans la métropole un contingent d'émigrants, socialement et économiquement menacés, qui viennent occuper les métiers mal payés et malsains. La légende de la vie saine à la campagne se trouve réfutée également par le fait que la mortalité par rapport à la natalité y est particulièrement élevée, les cas de tuberculose y sont particulièrement fréquents. Quel est le résultat pratique de l'interdiction de l'avortement, aussi longtemps que l'avortement pratiqué en secret, avec des moyens insuffisants, augmente le nombre des accidents mortels et frappe seulement les classes le moins fortunées ? Dans un chapitre, l'auteur étudie les questions de principe que pose l'influence sur la mortalité des trois fléaux : syphilis, tuberculose et alcoolisme. Les recherches relatives à l'origine, au caractère et au déroulement de ces maladies démontrent clairement que l'inégalité devant la mort et la maladie commence avec la naissance, plus exactement avec la situation sociale.

Personne ne sera surpris que l'auteur ne puisse imaginer une amélioration substantielle que dans une société transformée.

R. Schröder (Paris).

Brown, G. Gordon and **A. McD. Bruce Hutt,** *Anthropology in Action. An Experiment in the Iringa District of Iringa Province, Tanganyika Territory, with an introduction by P. M. Mitchell. Oxford University Press. London and New York* 1935. *(XVIII and 272 pp. ; 7 s. 6 d.,* $ 2.75*)*

This report of an experiment in applied anthropology adds another interesting volume to the impressive list of the publications of the International Institute of African Languages and Cultures. An anthropologist and a government officer, working together, attempted to see what contributions anthropology could make to concrete problems of native administration. The book includes only information bearing directly upon the questions asked by the administrator. Nevertheless, because Brown brought to his task a deep knowledge of the people among whom the work was done, and a sense of the integral relationship between various aspects of their culture, the picture of the Hehe-tribe which emerges is a rather clear one.

In the analysis of the problems a number of interesting points are made. For example : — that polygyny plays a socially useful role in providing status for the surplus women, and in allowing some men leisure for public life ; that the growth of the missions may undermine the authority of the chiefs by weakening the religious sanctions which now bolster their prestige, and by providing centers of conflicting loyalty ; that the lack of recognition given the headmen conflicts with the influence they wield ; that the limitation of the lower courts' power to arbitration rather than punishment does not prevent their handling important cases. We are told that suggestions

derived from some of these are already being put into effect. Any such action is wholly the responsibility of the administrator, the function of the anthropologist being solely to supply the data. May Edel (New York).

Penniman, T. K., *A Hundred Years of Anthropology. The Macmillan Company. New York. Gerald Ducksworth & Co., London* 1936. *(400 S.; $ 4.50, 15 s.)*

Während sich früher die Anthropologen gewöhnlich nur mit den physischen Eigenschaften der Menschen, deren Verschiedenheit bei den verschiedenen Rassen und Ähnlichkeit und Unterschied gegenüber den Tieren beschäftigten, alle kulturellen Fragen in der von der Anthropologie gesonderten Ethnologie behandelt wurden, wird die Anthropologie jetzt in zunehmendem Masse als Lehre vom Menschen überhaupt verstanden. Es herrscht die Tendenz, alle auf verschiedensten Sondergebieten erforschten Tatsachen zusammenzufassen, um auf diesem breiten Boden ein Verständnis der Natur des Menschen überhaupt zu gewinnen. Dieser Tendenz verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung. Es bringt eine Übersicht über die Entwicklung der verschiedenen zunächst getrennten Forschungsgebiete, insoweit sie sich mit anthropologischen Fragen beschäftigen, und sucht dann die Hauptrichtungen, die die Forschung im letzten Jahrhundert aufweist, herauszuarbeiten und von diesem ungeheuren Material aus einige Ausblicke über die zukünftigen Aufgaben der Anthropologie zu geben. Der Autor sieht einen Wendepunkt in dem Erscheinen von Darwins „Ursprung der Arten", wo die evolutionistische Auffassung der Natur mit einem Schlage eine Integration der biologischen und soziologischen Studien in der Anthropologie herbeiführte. Von da an setzte eine konstruktive Periode ein, für deren gewaltige Leistung die ungeheure Fülle von in dem Buche kurz referierten Arbeiten Zeugnis ablegt. Neben Biologie und Soziologie trat Psychologie, Archäologie und Paläontologie in den Vordergrund. Das Studium der primitiven Völker nahm einen immer breiteren Raum ein. Von 1900 an beginnt nach der Ansicht des Autors eine kritische Periode, in der neben der Kritik besonders synthetische Gesichtspunkte in den Vordergrund treten.

Das Buch bringt eine Unzahl von kurzen Berichten der Hauptergebnisse der Forschung und der Ansichten der Forscher in historisch-systematischer Darstellung. Es ist ein grosses Verdienst des Autors, dass nicht nur die historische Linie der Entwicklung in Erscheinung tritt, sondern dass der an irgendeinem Teilgebiet interessierte Forscher für ihn speziell wichtiges Material unschwer finden kann. Das Literatur-Verzeichnis wird in der Übersichtlichkeit seiner Mitteilung jedem von grösstem Nutzen sein. Ein besonderer Appendix gibt eine kurze Übersicht über die für die Anthropologie bedeutungsvollen Erscheinungen und Ansichten von Herodot bis zur Gegenwart. Ein zweiter Appendix stellt gesondert nach Ländern die wichtigsten Museen, Gesellschaften und Zeitschriften zusammen, die sich mit anthropologischen Fragen beschäftigen. Das Buch ist ein sehr wertvolles Nachschlagewerk. Kurt Goldstein (New York).

Pant,S.D., *The Social Economy of the Himalayas. Macmillan. New York. George Allen & Unwin, London* 1936. *(249 pp.; $ 5.—, 15 s.)*

Pant is to be heartily congratulated on having written not only a most instructive, but also a most fascinating account of the human geography and social economy of the Kumaon Himalayas (the most northerly tract of the U.P's.) He has broken entirely new, and extremely interesting ground in his detailed first-hand discussion of the complicated, even if primitive, social and economic organisation of the inhabitants of this remote district. He starts by dividing the Kumaon Himalayas into two well-marked geographical and socio-economic areas, the Bhot and Almora regions. He then proceeds to describe in each case the physical environment, methods of cultivation, trade, and social institutions and customs. His descriptions are admirably illustrated by maps and photographs, while a full glossary and useful appendices also add greatly to the value of the work.

It is, perhaps, customary to assume that the social economy of primitive hill-tribes is simple, somewhat dull and monotonous, and hence hardly worthy of serious analysis. The facts, as revealed by P., are quite otherwise. The Bhot tract comprises five inter-Alpine valleys of the snowy range bordering Tibet, ranging in height from 10,000 to 13,000 feet above sea level. The Bhotiyas, who inhabit these valleys, undertake regular seasonal migrations, divided into no less than 3 series in each direction, in the course of their main occupation, i. e. trade with Tibet. Agriculture, to them, is quite a subsidiary means of support. These migrations, owing to the nature of the country and the climate, involve immense physical difficulties and danger, while the trade is marvellously varied and extensive. The Bhotiyas carry to Tibet goods — rice, madua, barley, tea, cloth, brass and copper wares — said to be „worth thousands", and bring back chiefly wool, rugs and skins.

The tribes inhabiting the Almora or Sub-Himalayan tract present in many ways an extraordinary contrast to the Bhotiyas. Here agriculture is the chief occupation, and elaborate terracing is practised. The crops grown include turmeric, chillies, potatoes, ginger, hemp, sugar-cane, tea, vegetables and fruits, as well as rice, which forms the staple food crop.

A special chapter is devoted to the position of women, and the contrast between the independent, sturdy Bhotiya women, and the downtrodden drudges found in the Almora tract, is most striking. Indeed, in very many ways, this comparative study throws an interesting light on the effects of environment on social and economic organisation and customs.

P. has written just in time. Modern inventions, especially the automobile, have begun to affect the life even of these remote mountain fortresses, and to break up modes of life that have apparently persisted, unchanged, through untold ages. But the change is only beginning in the Kumaon Himalayas, so that we have here a very vivid picture of a form of social economy that might otherwise soon have passed into limbo.

Vera Anstey (London).

Lommel, Herman, *Die alten Arier. Von Art und Adel ihrer Götter. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. (158 *pp.; RM.* 6.—, *geb. Rm.* 6.80 *)*

The author who is Professor of Indogermanic Languages and Civilization at the University of Frankfurt am Main and known through earlier works on Indo-Iranian antiquity, here briefly characterizes the essential forms of the religion of the Aryans. This term he legitimately uses to mean that branch of the Indo-European-speaking peoples that invaded India and Iran some time before 1000 B. C. and was the bearer of the culture exemplified by the Rgveda and the Avesta. The present work, while professedly dealing with the common Indo-Irian or „ur-Arisch" religion, is almost exclusively devoted to India except for one chapter in which the common traits of Varuna and Ahura Mazda are examined. In this brief review there is room only to indicate the most important points in L.'s exposition, which as a whole is clear, interesting and reasonable. He distinguishes between what is Aryan and what is Dravidian in Old Indic literature, ascribing the pessimistic, negative and ascetic elements (in the Upanishads, for example) to the latter; he stresses the active, joyful and heroic aspects of Aryan religion. He denies the contrast between priestly and folk elements in the Veda made by Oldenberg and others who use Greek religion as a basis of comparison, and also protests against the tendency of Rudolph Otto and other scholars to judge Vedic morality from a Christian point of view. Also he argues throughout the book against Otto's assumption of a numen tremendum as an essential attribute of Aryan gods. L. points out some non-Aryan elements in the Zoroastrian Ahura Mazda and warns against an unqualified equation of this god with the Indic Varuna merely on the strength of etymology (Avestan Ahura = Indic Asura). He also gives reasons why the Avestan Amesha Spentas do not correspond to the Vedic Adityas, the companions of Varuna. The most detailed chapters are those dealing with Indra and his companions the Maruts or Storm-gods, and with Rudra with whom the Maruts are also closely connected. Here he ingeniously traces the Aryan character of Indra and the Maruts as the sources of life-sustaining moisture (of which the heavenly cow is a more primitive symbolic representation) while he shows that Rudra is essentially non-Aryan and thus develops into the later Hindu Siva. His philological arguments, he claims, are supported by the archaeological finds at Mohenjo-daro where a „Vorstufe" of Rudra-Siva is represented. Last, he argues, largely on subjective grounds, against the identification of (the un-Aryan) Rudra and the Germanic Wotan and states that it is unscientific to assume, as Otto does, that fully developed Indo-European gods, whether Indic, Germanic or Hellenic, can be traced to primitive demonic conceptions. L. is to be praised for maintaining a large measure of scholarly objectivity in the face of temptation to conform to the prevailing „Aryan" prejudices of present- day.

Ralph Marcus (New York).

Die Indogermanen- und Germanen-Frage. Hrsg. v. Wilhelm Koppers. Jahrgang IV der „Wiener Beiträge für Kulturgeschichte und Linguistik", 1936[1]*). Institut für Völkerkunde an der Universität Wien. Anton Pustet. Salzburg-Leipzig* 1937. *(787 S.; ö. Sch.* 33.—*)*

Nicht nur wegen ihrer urgeschichtlichen Schlüsselstellung, vor allem aus zeitgemässen ausserwissenschaftlichen Gründen, sind Fragen nach der Herkunft, ursprünglichen Kultur und Urheimat der Indogermanen in das Zentrum der historischen Diskussion gerückt. Die Teilung der deutschen Wissenschaftler in Verfechter der „Nordthese" und die der „Ostthese" ist so scharf, das Für und Wider so kontinuierlich, dass man für einen Augenblick versucht ist zu glauben, ein rein wissenschaftliches Resultat könne auf den Rassenmythos Einfluss nehmen. Das vorliegende Sammelwerk unterrichtet nicht nur den Fachmann über den augenblicklicheu Stand der Indogermanen-Diskussion, es bringt auch Einzelheiten, die für den am historischen Problem selbst weniger interessierten Soziologen wissenswert sind.

Ostthese oder Nordthese ? Sind die Indogermanen als kriegerische Hirtennomaden von Innerasien hereingebrochen und haben der Urbevölkerung ihre Kultur aufgezwungen — oder sind sie als Bauern, seitdem der Norden Langschädel kennt, in Südskandinavien gesessen und haben sich von da aus über den Kontinent verbreitet ? Historiker, Archäologen und Linguisten sind, seit der Begriff des Indogermanentums geprägt wurde, mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt ; in den letzten Jahren hat sich eine neue Wissenschaft um sie bemüht : die historische Ethnologie. Eine Reihe einschlägiger Arbeiten ist von der sog. Wiener Schule der historischen Ethnologie veröffentlicht worden, und wenn man in letzter Zeit allgemeine Aussagen über die weltgeschichtliche und staatenbildende Rolle der Hirtennomaden wagt, so ist dies mit ein Ergebnis der wiener Untersuchungen.

Da in der letzten Zeit die Bedeutung der Haustierforschung für Untersuchungen der Hirtenkulturen allgemein anerkannt worden ist, sind die Abhandlungen über Rasse, wirtschaftliche und religiöse Funktion des Pferdes, des Herdentiers der innerasiatischen Reitervölker, das wahrscheinlich erst durch die indogermanischen Stämme in grösserem Masse in Europa verbreitet wurde, sehr ausführlich. Dem Pferde gelten die Beiträge Koppers, Amschlers und Bleichsteiners.

In vielen Hinsichten kann der Band als Fortsetzung des Schraderschen Indogermanenwerkes gelten ; in dieser Beizehung sind besonders wichtig die umsichtigen sprachgeschichtlichen Versuche (Nehring und Branden-

---

[1]) Das Heft enthält folgende Beiträge : A. Nehring, Studien zur indogermanischen Kultur und Urheimat ; W. v. Brandenstein, Die Lebensformen der Indogermanen ; W. Koppers, Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen ; R. Bleichsteiner, Rossweihe und Pferderennen im Totenkult der kaukasischen Völker ; W. Amschler, Die ältesten Pfunde des Hauptpferdes ; V. G. Childe, The Antiquity of Nordic Culture ; R. Pittioni, Die Uraltertumskunde zur Frage der indogermanischen Urheimat ; A. Closs, Die Religion des Semnonenstammes ; Alex Slawik, Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen.

stein), rekonstruktiv unser Wissen um Gesellschafts- und Wirtschaftsform der Urindogermanen zu fundieren. Aus ihnen erhellt, dass die Indogermanen ein vaterrechtliches Hirtenvolk mit unbedeutenden (sekundären) Ackerbaukenntnissen gewesen sind, ohne Elemente einer ursprünglichen aneignenden Wirtschaft.

Slaviks und Closs' kulturgeschichtliche Untersuchungen weisen alteuropäisch-vorindogermanisches Kulturgut bei den Germanen nach. Slawik bringt viel neues und überraschendes Material.

Die beiden prähistorischen Arbeiten (Childe und Pittioni) bieten eine gedrängte Übersicht über das zugehörige archäologische Material, das sonst überzeugend zur Stützung der Nordthese herbeigezogen wird.

Die Hauptergebnisse lassen sich dahin zusammenfassen, dass die Indogermanen als Viehzüchter, stark beeinflusst von den innerasiatischen Pferdenomaden, nach Europa gekommen sind. Ihre Urheimat wird von den Vertretern der Ostthese nicht mehr im südsibirisch-turanischen Raum gesucht, sondern weiter westlich, im weiten Bereich zwischen Kirgisensteppe und Rokitnosümpfen, von Nehring sogar in Südosteuropa. Soziologische Charakteristika (Vaterrechtliche Grossfamilie) nötigen uns dazu, die Urindogermanen den Wanderhirtenvölkern zuzuzählen.

Das Werk stellt eine gewichtige Entgegnung auf die Hirt-Festschrift (Heidelberg 1935), die letzte, sehr umfangreiche Veröffentlichung nordischer Richtung dar, von der es sich übrigens nicht nur sachlich, sondern auch durch das Fehlen der agressiv-polemischen Note wohltuend unterscheidet. F. B. Steiner (London).

Ökonomie.

Explorations in Economics; notes and essays contributed in honor of F. W. Taussig. McGraw-Hill Book Company. New York 1936. *(XII u.* 539 *S.; $* 5.—*)*

Economic Essays in Honor of Wesley Clair Mitchell. Presented to him by his former students on the occasion of his sixtieth birthday. Columbia University Press, New York. Oxford University Press, London 1935. *(IX u.* 519 *S.; $* 4.25, 18 *s.* 6 *d.)*

Der Band, der von Freunden, Schülern und Verehrern von F. W. Taussig anlässlich seines 77. Geburtstages herausgegeben worden ist, enthält 48 Beiträge. In seiner Anlage und in seinen längeren Beiträgen gibt er ein gerundetes und vollständiges Porträt der wissenschaftlichen Persönlichkeit T.s, und es ist vielleicht nur, wie die Herausgeber selbst in ihrem Vorwort zugeben, der Einfluss, den T. als Herausgeber des „Quarterly Journal of Economics" während der vierzig Jahre seiner Tätigkeit auf die Entwicklung der Ökonomie in den Vereinigten Staaten ausgeübt hat, der in diesem Band zu kurz kommt.

Die Festschrift zerfällt in drei Teile, deren Gliederung derjenigen des wissenschaftlichen Tätigkeitsgebiets von T. folgt. Jeder der drei Teile enthält einen grösseren einleitenden Aufsatz, der T.s Bedeutung und

historische Rolle für den betreffenden Bezirk ökonomischen Denkens umreisst. Der erste Teil behandelt Probleme der Weltwirtschaft und der Zollpolitik. Er wird von einer von Jakob Viner verfassten Abhandlung über T.s Einfluss auf die Theorie des internationalen Handels eingeleitet. Der zweite Teil beschäftigt sich mit Fragen der zweiten grossen theoretischen Arbeit T.s, dem Buch über Lohn und Kapital, dessen Bedeutung für den jetzigen Stand der Diskussion von Joseph A. Schumpeter gewürdigt wird. Der dritte Teil enthält Aufsätze, die sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen ökonomischer Tätigkeit beschäftigen. An seiner Spitze steht ein schöner Aufsatz von Talcott Parsons über gewisse soziologische Elemente in der Lehre.

Den drei einleitenden Abhandlungen ist die Erkenntnis gemein, dass Ursprung und Antrieb für die theoretische Ökonomie in den gesellschaftlichen Bedingungen der Zeit zu suchen sei. Während aber Viner und Parsons diese Erkenntnis positiv bewerten und in ihr das Motiv zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung der ökonomischen Doktrinen sehen, will Schumpeter die gesellschaftliche Veränderung von dem Wechsel der ökonomischen Lehrmeinungen trennen und diese einer unabhängigen logisch immanenten Entwicklung zuweisen. In der Theorie der Weltwirtschaft, der Viners Aufmerksamkeit hier gilt, spielen die nicht-ökonomischen Motive im engeren Sinne eine so entscheidende Rolle, dass ihr Einfluss auf die geschichtlichen Veränderungen der Theorie in die Augen springt. Auf dem Gebiete der Theorie des Kapitals und des Lohns, mit dem Schumpeter sich beschäftigt, scheinen Kategorien aufzutreten, die für die gesellschaftliche Ordnung, der sie angehören, selbst konstitutiv sind. In diesem Gegensatz enthüllt sich, wie an vielen andern Punkten der wissenschaftlichen Diskussion, der Widerspruch zwischen der traditionellen Auffassung, welche die gesellschaftliche Welt in viele disparate Teile zerspaltet, die sie nicht wieder zu vereinigen weiss, und der kritischen Betrachtung, die von einer gesellschaftlichen Totalität und ihrer Bewegungsgesetzlichkeit ausgeht, oft aber die empirischen Teilerscheinungen nicht mit dem gesellschaftlichen Ganzen in Einklang zu bringen versteht. Die erwähnte Arbeit von Parsons enthält viele beachtliche Bemerkungen zu diesem Thema, das in der theoretischen Ökonomie der Gegenwart zu einem Austrag kommen muss, ehe diese wieder wirklich fruchtbar werden kann.

Der knappe Raum schliesst leider auch nur eine Erwähnung der anderen anregenden Aufsätze dieser Festschrift aus.

W. C. Mitchell, dessen frühere Schüler zu seinem 60. Geburtstag eine Festgabe in Form von 17 Beiträgen überreicht haben, gehört einer späteren Generation an als Taussig. Sein Einfluss, seine Bedeutung und Rolle sind noch viel zu eng mit dem unmittelbaren ökonomisch-wissenschaftlichen Leben der jetzt wirkenden Generation verknüpft, als dass man von einer Festschrift einen Inhalt erwarten könnte, dessen Gliederung der wissenschaftlichen Arbeit des Jubilars entspräche. Die Tiefe und Reife der wissenschaftlichen Interessen von Mitchell reproduziert sich in der Ausdehnung des Bezirkes, den die wissenschaftlichen Arbeiten seiner Schüler in diesem Bande decken. Beiträge, die in die unmittelbare wirtschaftspolitische Gegenwart reichen, wechseln ab mit Abhandlungen, die sich mit

Grundproblemen der theoretischen Ökonomie beschäftigen. Essays, die aus dem Strom der traditionellen Wissenschaft kommen, stehen neben Arbeiten, die ihren Ursprung im Marxismus haben. Probleme empirisch-statistischen Charakters werden von Fragen abstrakt theoretischer Natur abgelöst.

Unter den Abhandlungen, die einen tieferen Eindruck hinterlassen, fallen zunächst die beiden Arbeiten aus M.s engerem Mitarbeiterkreis auf, die von Simon Kuznets über die Beziehungen zwischen Kapitalgütern und Fertigproduktion im Konjunkturzyklus und die von F. Mills über die Strukturveränderungen im ökonomischen Leben. Daneben sind der schöne Aufsatz von Abram L. Harris über das Marxsche Recht auf den vollen Arbeitsertrag und die soziologisch aufschlussreiche Arbeit von David J. Saposs über die Rolle der Mittelschichten in der gesellschaftlichen Entwicklung der besonderen Aufmerksamkeit wert.

Julian Gumperz (New York).

Mitchell, Wesley C., *The Backward Art of Spending Money and other essays. McGraw-Hill Book Company. New York* 1937. *(VII u. 421 S.; $ 3.—)*

Mitchells Name ist in dem Bewusstsein seiner ökonomisch interessierten Zeitgenossen mit der Vorstellung verknüpft, dass seine Arbeit wesentlich, wenn nicht ausschliesslich, der Erforschung statistisch verifizierbarer Konjunkturabläufe gilt. Der vorliegende Band gesammelter Essays und Abhandlungen, von seinem Schüler Dorfmann mit Takt und Feingefühl ausgewählt und zusammengestellt, gibt ein breiteres Bild der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Autors und stellt ihn und seine Arbeit in das Zentrum der institutionalistischen Schule, an deren Entwicklung er so hervorragenden Anteil hat.

Unter den siebzehn Aufsätzen und Abhandlungen, die dieser Band enthält und deren Entstehung sich über eine Zeitspanne von mehr als 25 Jahren erstreckt, beschäftigen sich zehn mit Problemen, welche die Funktion und Methodik ökonomischer Wissenschaft in der gegenwärtigen Epoche betreffen; sechs setzen sich mit hervorragenden Vertretern ökonomischer Theorien älteren und neueren Ursprungs auseinander, während der einleitende Aufsatz, der dem Band den Titel gibt, die Ursachen untersucht, welche für die Diskrepanz zwischen der Erzielung von Einnahmen und ihrer Verausgabung in der gegenwärtigen Gesellschaft verantwortlich sind. Die beiden Aufsätze, die M.s theoretische Position am deutlichsten widerspiegeln, sind die Abhandlungen über die Rolle quantitativer Analyse in der ökonomischen Theorie aus dem Jahre 1924 und der Essay über die Funktion des Geldes in der theoretischen Ökonomik, der 1916 zuerst erschien.

In dem erstgenannten Aufsatz geht M. von Marshalls vielzitiertem Ausspruch aus, dass qualitative Analyse den grössten Teil ihrer Arbeit in der ökonomischen Wissenschaft verrichtet habe und dass der Fortschritt quantitativer Analyse von dem langsamen Wachstum gründlicher realistischer Statistik abhänge. M. erweitert und limitiert diese Feststellung

gleichzeitig. Er glaubt, dass rein quantitative Analyse nur geringe Aussicht habe, die Probleme zu lösen, die ihr von der qualitativen Seite her gestellt werden, dass aber die Akzente der alten Probleme so verlegt werden müssen, dass sie statistischer Bearbeitung zugänglich sind. Das Wachstum statistischer Daten, die Verbesserung statistischer Technik und die Verbreiterung sozialwissenschaftlicher Forschung bieten dem statistisch orientierten Theoretiker ein Arsenal neuen Materials, das früheren Generationen nicht zugänglich war und das zu einer Umformulierung der alten Probleme zwingt. Unter diesem Zwang verändere sich nicht nur das statistisch akkumulierte Wissen von ökonomischen Vorgängen, sondern auch die Struktur der ökonomischen Theorie, die von den psychologischen Konzeptionen der klassischen und nachklassischen Schulen zu dem Begriffsapparat der Institutionalisten übergehen müsse. Der Gründer dieser Richtung, Thorsten Veblen, dem eine dieser Abhandlungen gewidmet ist, wird in mehr als einer Beziehung von M. als Lehrer und Meister anerkannt.

Wenn, wie M. mit Veblen meint, das Verhältnis zwischen „business and industry", zwischen den in Geld ausdrückbaren Phasen des ökonomischen Lebens und den technologischen Arbeitsprozessen, die sie begleiten, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Ökonomen gehört, dann ist die Rolle des Geldes in der ökonomischen Theorie von zentraler Bedeutung. Der Essay, in dem M. diese Rolle analysiert, ist ein kleines Meisterwerk in seiner Art. Die psychologische Schule hat das ökonomische Leben unter dem Aspekt betrachtet, dass es von einer Art bilanzierender Buchführung psychologischer Befriedigungen bestimmt sei und hat daher aus der Ökonomie eine Wissenschaft gemacht, die die Phänomene unter dem Preisgesichtspunkt abhandelt. Die reine Ökonomie — als unterschieden von der politischen — hat das Problem des Wertes überhaupt eliminiert und sich auf ein Interdependenzsystem idealer Preisvorgänge beschränkt. Die neuklassische Schule, besonders unter dem Einfluss von Marshall, hat bewusst — im Gegensatz zu der Analyse der Klassiker — das Geld wieder in die Grundbegriffe der Ökonomie aufgenommen und damit den Weg zu einer Vereinfachung der ökonomischen Problemstellung, wie sie bei den Institutionalisten vorliegt, geebnet. Weil Geld die äusserste und am meisten zugespitzte Rationalisierung der ökonomischen Prozesse darstellt, bedeutet seine Handhabung in der Werkstatt der Ökonomen die Grundsteinlegung für eine rationale Theorie ökonomischer Dynamik. Im Interesse der gesellschaftlichen Wohlfahrt bedürfen wir, wie M. sagt, eines klaren Einblicks in den industriellen Prozess der Warenproduktion, in den „business"-Prozess der Erzielung von Einnahmen und in die Art und Weise, in welcher beide Reihen von Tätigkeiten miteinander und mit dem inneren Leben des Menschen verbunden sind. Einer solchen Formulierung der Aufgaben, wie sie der modernen Ökonomie gestellt sind, werden auch viele zustimmen können, die vielen der von M. ausgesprochenen Meinungen kritisch gegenüberstehen. Julian Gumperz (New York).

Pirou, Gaëtan, *La crise du capitalisme, 2e édition. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(250 p.; fr. fr.* 15.—*)*

Nogaro, Bertrand, *La crise économique dans le monde et en France. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(352 p.; fr. fr.* 35.—*)*

Dans une réédition de son livre sur la Crise du Capitalisme, réédition augmentée d'une importante préface et de deux appendices originaux (Capital et Capitalisme ; Causes et résultats de l'économie dirigée) M. Pirou s'est efforcé de départager ceux qui avec la crise, espéraient voir s'effondrer un système économique qu'ils condamnent et ceux qui considéraient la crise comme un phénomène naturel soulignant la vitalité du capitalisme. Ses analyses élégantes pourtant ne laissent pas que de décevoir. Car l'auteur explique plus qu'il ne juge, catalogue plus qu'il n'apprécie.

De son côté, M. Nogaro à l'aide des indices des prix de gros, de la production industrielle, du chômage et du commerce extérieur, s'est efforcé de suivre les manifestations de la crise de 1929 et d'en donner une interprétation synthétique. Sa méthode est surtout historique, ce qui conduit l'auteur à consentir une trop large place aux facteurs accidentels et aux concommittances. Cette crise n'aurait pas une cause unique, monétaire par exemple, mais des causes multiples : discordance de la production et des besoins solvables, excès du crédit, fermeture de débouchés nationaux et internationaux, ralentissement des échanges mondiaux, désaccord dans les mouvements des prix et des revenus.

Pour M. N., le problème de la crise doit être résolu à l'intérieur de chaque économie nationale, économie restée capitaliste mais plus sujette à l'interventionnisme que par le passé. On assisterait notamment à des fixations de prix et à une réglementation de la production. Cette économie serait donc concertée ou dirigée.

La solution définitive ne pourrait consister que dans la création ou la récréation de débouchés : débouchés intérieurs — par la revalorisation des produits agricoles, l'écoulement meilleur des produits industriels ; débouchés extérieurs — par des mesures monétaires, telles que la dévaluation ou l'alignement des changes. A. Dauphin-Meunier (Paris).

Orr, John Boyd, *Food, Health and Income. Macmillan. London und New York* 1936. *(72 S.; 2 s. 6 d.,* $ 1.—*)*

Clark, Colin, *National Income and Outlay. Macmillan and Co. London* 1936. *(304 S.; 12 s. 6 d.)*

Martin, Robert F., *National Income and Its Elements. National Industrial Conference Board. New York* 1936. *(134 S.;* $ 2.50*)*

Slaughter, John A., *Income Received in the Various States* 1929-1935. *National Industrial Conference Board. New York* 1937. *(XV u. 167 S.;* $ 3.50*)*

Loeb, Harold and associates, *Report of the National Survey of Potential Product Capacity. Prepared under the sponsorship of the New York City Housing Authority and the Works Division of the Emergency Relief Bureau. New York* 1935. *(381 S.;* $ 4.—*)*

Moulton, Harold Glenn, *Income and Economic Progress. Brookings Institution. Washington, D. C.* 1935. *(202 S.; $ 2.—)*

Die beiden erstgenannten Bücher werden noch für lange Zeit die wichtigsten Quellen über die Einkommens- und Versorgungsverhältnisse Englands bilden. Sir John Boyd Orrs knapp und klar abgefasster Bericht, der in England rasch berühmt wurde, ist hauptsächlich unter ernährungsphysiologischen Gesichtspunkten geschrieben. Wirtschafts- und sozialpolitische Voraussetzungen und Konsequenzen werden kaum je gestreift; aber wenn irgend etwas, so sprechen die Ergebnisse dieses Reports für sich selbst. Die von den Gliedern einer Familie erzielten Einkommen werden zu Familieneinkommen addiert und dann durch die Zahl derer, die von diesem Familieneinkommen miternährt werden, dividiert. Entsprechend dem so gewonnenen Wocheneinkommen pro Kopf wird dann die Gesamtbevölkerung in sechs Gruppen zusammengefasst, von denen die unterste und oberste je 10 % und die mittleren vier je 20 % der Gesamtbevölkerung umfassen. In der untersten Klasse mit einem Einkommen unter 10 s. pro Woche und Kopf werden durchschnittlich 4 s. für Nahrungsmittel ausgegeben, in der obersten (über 45 s.) dagegen 14 s. Die Ausgaben jeder Gruppe für verschiedene Nahrungsmittel werden geschätzt, die hauptsächlichen Wandlungen der Ernährungsgewohnheiten im Laufe des letzten Jahrhunderts kurz skizziert und darauf die Ergebnisse an einem ernährungsphysiologischen Standard gemessen. Es zeigt sich, dass von der vierten Einkommensklasse aufwärts eine moderne Idealdiät ohne Schwierigkeiten beschafft werden kann und praktisch auch schon erreicht ist, dass aber die Ernährung der anderen Hälfte der Bevölkerung in zunehmendem Masse unzureichend ist. Das wirkt sich vor allem auf die Gesundheit und Entwicklungsfähigkeit der Kinder aus. Der Cambridger Statistiker Colin Clark, einer der Mitarbeiter an dem Report, hat aber gerade in dem hier ebenfalls angezeigten Band gezeigt, dass 25 % aller englischer Kinder zu O.s unterster Einkommensklasse gehören.

Das neue Buch Clarks ist eine Weiterführung und erhebliche Verbesserung seines 1932 veröffentlichten Buches „The National Income, 1924-1931". Hinsichtlich der Fülle des verarbeiteten neuen Materials, der Qualität der Ergebnisse und der Weite der Fragestellungen ist das Buch eine sehr grosse Leistung. Leider ist es in weiten Strecken sehr unübersichtlich geschrieben. Ferner versucht C. auch dieses Mal, allermodernste Cambridger Theorie statistisch zu „verifizieren", bevor auch nur die wichtigsten theoretischen Probleme hinreichend geklärt worden sind. Dies erhöht den Reiz, aber kaum den Wert des Buches.

Aus den vielen interessanten Ergebnissen der C.schen Untersuchung seien die folgenden erwähnt. Die Vergleichung der Einkommensverteilung in den Jahren 1911 und 1924-1935 zeigt, dass die Lohnquote relativ konstant geblieben, der Anteil der „Gehälter" ganz erheblich gestiegen und der der Profite und Zinsen entsprechend gesunken ist. In der Gruppe der Gehaltsempfänger sind es vor allem die Bezieher höherer Gehälter (Direktoren etc.), deren Zahl und Einkommensquote gestiegen sind. Bei der Untersuchung der Einkommensschichtung kommt C. zu Ergebnissen, die

das sogenannte „Paretosche Gesetz" — eine rein empirische Regelmässigkeit — wiederum ziemlich bestätigen. Die Ungleichheiten in der englischen Einkommensverteilung werden auf S. 110 und S. 114/15 sehr gut zusammengefasst : „eine kleine Schicht von 1 1/2 % der Bevölkerung, mit ‚vierstelligen' und höheren Einkommen, bezog 23 % der Gesamtsumme persönlicher Einkommen... Unter Berücksichtigung nicht individuellen Personen zufliessender Einkommen kann man sagen, dass sich sowohl im Jahre 1911 wie auch 1929 dieselben Proportionen ergaben : 10 % des Volkseinkommens floss den sehr Reichen zu, 35 % den Reichen und den Mittelklassen und 55 % der grossen Masse der Bevölkerung." Wichtig sind hier C.s Ergebnisse über die relative Bedeutung der Sparquellen. Nach ihm spielt das private Sparen der Wohlhabenden überhaupt keine Rolle mehr ; er nimmt eher an, dass diese Schichten auch noch nach der letzten Krise erheblichen Kapitalverzehr betrieben haben. Entscheidend ist die Akkumulation nicht ausgeschütteter Unternehmungsprofite und in zweiter Linie das Sparen der Mittel- und Arbeiterschichten vermittels Baugesellschaften, Lebensversicherungen und staatlicher Sparinstitutionen. Eine Tabelle, die für 1907 und 1924-1935 angibt, in welchen Wirtschaftszweigen (Wohnungsbau eingerechnet) das neu gebildete Kapital investiert worden ist, zeigt den erstaunlich geringen Anteil von Industrie und Handel (1935 etwa 25 Millionen Pfund von insgesamt etwa 270 Millionen Pfund Nettoinvestitionen in Grossbritannien, dagegen 145 für Wohnungsbau ; 1929 entfielen von insgesamt 255 Millionen Pfund 85 auf Hausbau, 72 auf Industrie und Handel). Es dürfte aber gerade hier verfrüht sein, allgemeinere Schlüsse zu ziehen. — Bei der Besprechung der Realeinkommens- bezw. Realproduktbewegungen ergibt sich zwischen 1925 und 1936 eine, durch die Krise nur kurz unterbrochene, sehr erhebliche Produktivitätssteigerung, die aber durch Zunahme der Arbeitslosigkeit im Gesamteffekt weitgehend kompensiert wird. Im Schlusskapitel, betitelt „The rate of the economic progress", fasst C. die verschiedenen Etappen der säkularen Produktivitäts- und Produktionssteigerungen im letzten Jahrhundert zusammen, deren unterschiedliche Wachstumsraten teilweise durch Veränderungen der englischen Aussenhandelsposition, vor allem aber durch technische Fortschritte und deren Tempo bedingt sind. Um 1870 herum scheint in der Tat die Steigerung des Realeinkommens pro Kopf der Bevölkerung von besonders starker Kapitalbildung abgehangen zu haben ; später liess zeitweilig das Tempo des Fortschritts in England und gleichzeitig die Intensität der Investitionstätigkeit nach, aber man kann nach C. kaum vom Kapitalmangel als Ursache jener Verlangsamung des Fortschrittes sprechen. In der Gegenwart endlich findet man, dass eine rapide Produktivitätssteigerung gerade in einer Zeit stark abnehmender Kapitalakkumulation erfolgt. Die Höhe der Kapitalinvestitionen scheint C. danach eher eine Folge denn eine Ursache zu sein. Diese Auffassung dürfte in der Tat weit richtiger sein als die modernen Versuche von Hicks, Douglas u. a., im Sinne einer materialen Grenzproduktivitätstheorie unter Vernachlässigung der technischen Entwicklung das Sozialprodukt einseitig als Funktion der Menge von Kapital und Arbeit zu betrachten. Der eigentliche Beitrag des Buches zur Konjunkturforschung findet sich im Kapitel über „Changes in Consumption,

Investment, Prices and Costs, in the Trade Cycle, 1929/36". Hier versucht C. eine Verifizierung des Kahn-Keynesschen „multiplier", der den Zusammenhang zwischen Investitions- und Einkommensvermehrung quantitativ ausdrücken soll. Er glaubt, dass seine statistische Analyse für 1929/36 die Richtigkeit von Kahns Annahme, der multiplier habe etwa den Wert 2, beweise. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Streitfrage einzugehen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass C. nichts Beweiskräftiges über die Kausalrelationen auszusagen vermag und dass zweitens seine Zahlen keineswegs eine Konstanz des statistischen „multipliers" beweisen. Angesichts des Standes der Diskussion kann dieser Versuch eines statistisch geführten Nachweises kaum ernst genommen werden. Man muss hier und an einer Reihe anderer Stellen methodische Bedenken erheben gegen C.s Art und Weise, durch Heraushebung einiger weniger isolierter Fakten eine mit sehr vielen Bedingungen arbeitende komplexe Theorie verifizieren zu wollen, ganz zu schweigen von der grundsätzlichen Problematik jeder „Verifikation" überhaupt. Mehrfach werden statistisch beobachtete Tendenzen theoretisch unzulänglich interpretiert, z. B. der Zusammenhang von Produktionsvolumen und Realkostengestaltung. C.s Pionierarbeit muss sicherlich noch erheblich ergänzt werden, bevor man die Ergebnisse wirklich mit Erfolg auf konkrete Probleme anwenden kann, wie C. selber es jüngst in einem Aufsatz über die gegenwärtige englische Wirtschaftslage (Economic Journal, Juni 1937) schon versucht hat.

Im Vergleich zu dem C.schen Buch brauchen die Veröffentlichungen des „National Industrial Conference Board" nur relativ kurz gestreift zu werden. Denn weder behandeln sie die Probleme des Volkseinkommens unter so weitreichenden Perspektiven wie C., noch bringen sie wesentlich neues Material. In Amerika ist die Statistik des Volkseinkommens, vor allem dank amtlicher Publikationen und der Arbeiten von King, S. Kuznets und anderen schon seit langem ziemlich ausgebaut. „National Income and Its Elements" ist keineswegs epochemachend und keineswegs die beste der verfügbaren Monographien; wertvoll ist aber der Hinweis, dass es mehrere Aspekte und Methoden der Volkseinkommensberechnung gibt, und der Nachdruck, mit dem immer wieder der blosse Schätzungscharakter vieler Zahlen betont wird. Die Ergebnisse des von R. F. Martin bearbeiteten Bandes dürften kaum immer stichhaltig sein. Doch ist ein eingehender Vergleich hier nicht möglich. Der zweite, von Slaughter geschriebene Band ist gegenwärtig wohl die umfassendste Monographie über die Einkommensdifferenzierungen in den einzelnen Staaten. Der relative Reichtum des mittleren Ostens und die Armut besonders des Südens treten klar hervor. Freilich ist zur Abrundung des Bildes noch eine Untersuchung der Lebenskosten in den verschiedenen Staaten erforderlich.

Der Report of the National Survey of Potential Product Capacity war kurz vor seinem offiziellen Erscheinen in gekürzter Fassung schon als „The Chart of Plenty" veröffentlicht worden. Die beiden Fassungen sind nicht völlig identisch. Der offizielle Bericht enthält weit mehr Zahlenmaterial, andererseits sind einige theoretische Partien der „Chart of Plenty" hier nur kurz gestreift worden. Man sollte also nicht nur den Hauptbericht lesen, sondern auch Loebs Schlusskapitel in der „Chart of Plenty",

das vielleicht die Grundanschauungen und Schlussfolgerungen der ganzen Untersuchung am klarsten und grundsätzlichsten darlegt. Im übrigen kann auf die Besprechung der „Chart of Plenty" hingewiesen werden, die in dieser Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 312 ff. erschienen ist.

Die an letzter Stelle angezeigte Brookings-Veröffentlichung aus der Feder von Moulton befasst sich mit dem wirtschafts- und sozialpolitischen Problem, wie eine Erhöhung des Nationaleinkommens am sichersten zu erreichen sei. „Income and Economic Progress" ist der letzte Band der vierbändigen Serie „Distribution of Worth and Income in Relation to Economic Progress" (vgl. diese Zeitschrift a. a. O.). Ein erheblicher Teil des letzten Bandes ist eine Zusammenfassung der früheren Ergebnisse. In einem Anhang wird auf einige Kritiken eingegangen. Leider erschien die grundlegende Kritik von Arthur F. Burns (The Quarterly Journal of Economics, Mai 1936) erst nach der Veröffentlichung dieses Schlussbandes. Sowohl die Berechnung der Kapazitätsreserven im Jahre 1929 wie auch die Interpretation der Daten, vor allem M.s Theorie der Kapitalbildung, sind mit Recht angefochten worden. Sie haben die Wissenschaft — ähnlich wie Keynes' weitgehend parallel laufende theoretische Vorstösse — durch Aufwerfen oder wenigstens stärkeres Betonen neuer Fragestellungen sicherlich befruchtet, aber weder theoretisch noch empirisch zu endgültigen Ergebnissen geführt. Im zweiten Teil des vorliegenden Bandes wird nach einer Zurückweisung anderer Vorschläge zur Erhöhung des Einkommens der breiten Massen ein Programm der Produktionsausweitung als einzig sinnvolles Mittel des sozialpolitischen Fortschrittes aufgestellt. In einer allzu einfachen Auffassung formuliert M. die Alternative : Lohnerhöhung oder Preissenkung als Hebel zur Realeinkommenserhöhung. Aus Gründen der wirtschaftlichen Durchführbarkeit und der sozialen Gerechtigkeit wird die Methode der Preissenkungen und eine sie fördernde liberale Wirtschaftspolitik empfohlen. Damit werde allen Konsumenten und nicht nur den Arbeitern geholfen ; zugleich bedeute Preissenkung unmittelbar Mehrnachfrage, Ausdehnung der Produktion und damit der Beschäftigung. Zugleich wird zu beweisen versucht, dass die Methode der Preissenkung durch Konkurrenz (bei möglichster Konstanz des Lohnniveaus) auch die kapitalistisch profitabelste sei. Burns hat (a. a. O.) schon darauf hingewiesen, dass hier ein merkwürdiger Widerspruch zum Ausgangspunkt der ganzen Forschungsreihe des Brookings-Instituts vorliege. Man ging von der Überzeugung aus, dass die Krise durch „oversaving" verursacht werde, welches wiederum aus der ungleichmässigen Struktur der Reichtums- und Einkommensverteilung abgeleitet wurde. Man müsse, hiess es, den Konsum anstacheln, die für den Aufbau des Produktionsapparats notwendige echte Kapitalbildung erfolge dann schon sozusagen automatisch. Die Vorschläge des letzten Bandes müssten — falls sie wirklich durchführbar wären — in der Tat eine Ausweitung des Gesamteinkommens ergeben ; wenn sie aber wirklich, wie M. meint, zugleich auch den Gewinninteressen dienen, müssten sie doch nur zu einer Reproduktion der alten oversaving-Situation auf erweiterter Stufenleiter führen. Eine wirklich die Grundtendenzen der kapitalistischen Entwicklung mit all der Fülle des amerikanischen Zahlenmaterials erfassende und zugleich ein fortschrittliches Pro-

gramm formulierende Untersuchung über „Income and Economic Progress" steht auch nach der grossen, in mancher Hinsicht bahnbrechenden Brookings-Arbeit noch aus. Gerhard Meyer (New York).

Rather, A. W., *Planning under Capitalism. P. S. King & Son. London* 1935. *(208 pp.; 9 s.)*

Wibaut, F. M., *A World Production Order. With a foreword by Lord Passfield. George Allen & Unwin. London* 1935. *(240 pp.; 6 s.)*

Planning for Employment by 14 *Members of Parliament. Macmillan. London and New York* 1935. *(XII and* 97 *pp.; 2 s., $ —.75)*

Grenfell, David, *Labour's Way to Prosperity. Methuen & Co. London* 1935. *(128 pp.; 2 s. 6 d.)*

The first reflection provoked by a study of these four books is that somebody ought to write a study of the influence of terminology upon economic thought. With every few years that pass some new catchword becomes the fashion of the moment. Yesterday it was „rationalisation" : to-day it is „planning" that is all the rage. Whatever the precise term, however, advocates of the most widely differing theories or policies are not slow to capture its favourable emotional associations for the benefit, each of his own particular ideas ; with the result that some strange bedfellows find themselves covered by the same verbal blanket !

Now, as regards planning, it is true that there are some points of difference in principle between an economic system which is planned as a whole, and one in which the rule of the market normally prevails. But beyond this there is no more rhyme or reason in supposing that every planned — that is, deliberately and consciously initiated, — action in the economic sphere is necessarily meritorious, than there would be in making a similar supposition in other departments of life. In every sphere there can be stupid and vicious plans, just as much as sensible and helpful ones.

These commonplaces apply with particular force to Rather's book, Planning under Capitalism. This is divided into two parts, one mainly theoretical, and the other descriptive. In the first the author shows, easily enough, that the pure competitive system of the economic textbooks has now little recognisable counterpart in the contemporary world. The effective choice that faces us is, therefore, not that between a pure price economy and a wholly collectivist system, but between the latter and a price economy which is itself largely planned. As between these alternatives, the author votes in favour of the so-called „planned price economy" on the ground that this would retain that „selfadjusting quality" of the price mechanism, the destruction of which is, of course, the greatest bugbear of most critics of complete collectivism. R. does not, however, go very far with analysis of the complex results likely to follow when an outside agency seeks to adjust a selfadjusting machine, nor is he concerned about the point at which selfadjustment will merge into adjustment by somebody else. Instead, he leaves the theoretical issues raised pretty much where they were, and passes to his descriptive chapters. In these a handy account is given of contemporary State control and management of industry in

Great Britain. The provisions of the Coal Mines Act, the powers and duties of the Electricity Commissioners and of the Central Electricity Board, and the elaborate details of the principal agricultural marketing schemes are all competently summarised. In these chapters there is nothing that can be called new, the material being all summarised from published official sources. R. does indeed append some exposition of the primary effects of the schemes which he describes, as, for example, the influence of the Milk Marketing Board upon the price and production of milk ; but no attempt is made to look at the results of these various plans as a whole, or in the light of any generally applicable criterion. In consequence, the final effect of the book is decidedly unsatisfactory, and tends to provoke such remarks as those with which this article opens. Certainly, it is possible under capitalism to impose plans upon particular industries, or for the advantage of particular interests ; but so long as nobody attempts to look at the business as a whole, a strong suspicion must arise that the principles implied by these various plans will at times be mutually contradictory ; and that to describe the whole bagful of Boards, subsidies, quotas and the rest of them as an example of planning in any general sense is just a plain misuse of language.

The late Dr. Wibaut, on the other hand, will have nothing to do with partial, or sectional, plans. His conception is the broadest of all, for he thinks in terms of nothing less than a world-wide planning authority, estimating the needs, and directing the production, of the whole human race. His book, however, hardly does justice to the vast issues raised by this project. More than one third of its space is taken up with general criticisms of the existing economic system. Then follow some effectively presented statistics of the measure in which capitalist production, in certain spheres, falls short of its admitted potentialities. This, which is the best part of the book, leads in its turn to a sketch of a World Production order, of which only the barest outline is given, while none of the really fundamental problems involved are faced.

Grenfell, too, is something of a disappointment. He is at pains to sketch the main lines of official Labour policy, for, shall we say, the first five years of Labour rule. G. makes the mistake, however, of wasting far too many pages in explaining that capitalism (more particularly in Great Britain) has got itself into a mess. He puts the present situation quite effectively into its immediate historical background, as determined by the war, the Peace Treaties, and the policies that have resulted from these. He then goes on to sketch schemes for the socialisation, or at least the social control, of certain major industries, notably mining, electricity, transport, iron and steel, building and cotton. Each, we learn, will have its appropriate Board and Sub-Boards, charged with the duty of fixing prices and wages, and controlling production in the public interest. It has, however, to be admitted that at least one politically sympathetic reader found G.'s little book sadly unconvincing ! To a large extent, no doubt, his difficulties are not of his own making. They are inherent in the task which awaits anybody who sets out to explain in a half-crown booklet how an elaborate socialisation policy will create prosperity. Serious scientific

discussion of such a topic, within such limits, is clearly out of the question.

The 14 Members of Parliament, like Rather, are well aware that planning is the mode of the moment. Like him, also, they favour a „middle view" as between the contrasted alternatives of complete laissez-faire and of an economy so thoroughly planned that wages are replaced by „social dividend". Looking not too far ahead, they think primarily in terms of employment, and believe that the best results would be obtained by allowing each industry statutory powers to plan for itself. To this end they propose an Enabling Bill, under which Industrial Corporations could be set up, with power to impose compulsory schemes upon their respective industries. The criticism that such planning is but a way of handing the community over, lock, stock and barrel to be dismembered by the pulls of rival vested interests, is met by inclusion in the Bill of a requirement that all schemes must be approved by an Industrial Advisory Committee, „consisting of persons with practical industrial experience", and „qualified to bring a business judgment to bear upon" the schemes. The authors next devote a few pages to consideration of the position and prospects of some of our major industries including agriculture, retail distribution, and transport. About each in turn they are inclined to be noncommittal when it comes to putting forward any concrete plans ; but firsthand experience with the defects of the existing mechanism leads them to append some much more definite suggestions for expediting and reforming the machinery of Government. Barbara Wootton (London).

Roos, Charles Frederick, *NRA Economic Planning. The Principia Press. Bloomington, Ind.* 1937. *(596 S.; $ 5.—)*

Diese detaillierte Untersuchung der „National Recovery Administration" wird vermutlich nicht die Beachtung finden, die sie verdient. Ihr Umfang wird sie nicht davor bewahren, in der grossen Masse der populären New-Deal-Literatur unterzugehen. Roos' Behandlung der für die Herausbildung der NRA wesentlichen Elemente gewinnt noch an Bedeutung dadurch, dass er von Juli 1933 bis September 1934 Hauptökonom und Leiter des NRA-Forschungsstabs war ; er war infolgedessen in der Lage, eine Masse unveröffentlichten Materials über die NRA zu verwerten.

R. ist kein Verfechter der NRA. Ja, er drängte auf ihre Abschaffung, während er noch Mitglied des NRA-Stabes war. Als ein Experiment in „Wirtschaftsplanung" steht sie in seinen Augen verurteilt da. R. lehnt den ganzen Typ von Planung ab, der Löhne, Arbeitszeit, Preise, Produktion und dergl. „fixieren" will. Dies ist nach R. praktisch nicht möglich, da wir nicht über die erforderliche statistische Information verfügen. Planungsversuche in der Art der NRA „können notwendigerweise kaum etwas mehr bedeuten als ein Aushandeln von wirtschaftlichen Machtpositionen — Monopolvorteile gegen sozialpolitische Konzessionen — mit den grössten Gewinnen für die jeweils politisch mächtigste Gruppe." R. zieht dem allem freien Wettbewerb oder aber „Planung" mittels einer allgemeinen Kontrolle einiger weniger zentraler Faktoren wie z. B. der Federal Reservebankenpolitik und der Steuerpolitik bei weitem vor. Diese Stellungnahme ist nur

ein Beispiel einer grundsätzlichen Schwäche von R.s Werk. Seine ökonomischen Theorien, entblösst von nahezu allen sozialen Gesichtspunkten und häufig völlig unrealistisch, existieren in einem luftleeren Raum. R. lobt die Bemühungen der NRA, Kinderarbeit abzuschaffen, gleichzeitig erklärt er aber, „dass es in unserer Wirtschaftsordnung keinen Platz für die Industriegewerkschaft gibt, die, ohne Rücksicht auf die Konsumenteninteressen, ohne Rücksicht auf die Rechte sozialgesinnter Arbeitgeber, mit völlig selbstsüchtigen Zielen monopolistischen Charakters, einen über das ganze Land ausgebreiteten Streik entfacht... ; eine solche Organisation ist antisozial, ein Hindernis der Wiederbeschäftigung und eine Gefahr für wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt."

Urteile dieser Art beeinträchtigen indessen nicht den Wert der objektiveren Teile des Buches. Der Abschnitt über die Ursprünge der NRA ist ausgezeichnet. R. schildert die vielfältigen Einflüsse und Interessen, welche die NRA schufen, und zeigt, dass jedes einzelne Element des National Industrial Recovery Act schon lange vor 1933 in der Luft lag. Vieles kaum bekannte Material ist in den Kapiteln über das Personal, die Verwaltung und über die Entwicklung der allgemeinen NRA-Politik verarbeitet. Besonders über die Formulierung der Codes, die in ihnen enthaltenen Verordnungen, ihre Anwendung und ihre Auswirkungen erfährt man viel Neues in den Abschnitten über Arbeitsstunden, verkürzte Arbeitswochen, „collective bargaining", Preise und „fair trade"-Praktiken. Diese Abschnitte sind angefüllt mit wertvollen Informationen, ebenso das Kapitel über die unheilvollen Konsequenzen der NRA für die kleinen Geschäftsleute.

Die zwei letzten Kapitel enthalten eine zusammenfassende Würdigung der NRA. Obwohl R. hier besonderen Einwänden ausgesetzt ist wegen der häufig sehr unrealistischen Masstäbe, die seinen Urteilen zugrundeliegen, so ist doch seine Schlussfolgerung kaum anzufechten, „dass die NRA in praktisch allen ihren Phasen durch den Mangel an einer bestimmten, folgerichtigen Politik und an einem richtigen Verständnis der Zielsetzungen charakterisiert war." Trotz ihrer lobenswerten Reformbemühungen in der Richtung auf eine Beseitigung von Kinderarbeit und unlauterem Wettbewerb „muss die NRA im ganzen als eine gut gemeinte, aber unwirksame Massnahme zur Bekämpfung der Depression betrachtet werden." — Die Quellenmaterialien in den Anhängen erhöhen noch die Brauchbarkeit des Bandes. Henry David (New York).

The Recovery Problem in the United States. Brookings Institution. Washington, D. C. 1937. *(XIV and* 709 *pp. ;* $ 4.—*)*

This volume performs the useful service of assembling a large quantity of basic factual material relevant to most of the major recovery issues confronting this country today — tariff policy, banking policy, legislation concerning wages and hours, trend of price levels, regulation of production in industry and agriculture, governmental fiscal policy and the possibilities of wide-scale re-employment. In addition to summarizing conveniently many of the statistical series which are essential to an understanding of these issues, the volume emphasizes the close, functional relationship between

some of the major problems of economic policy. It also gives some indication of the precarious balance and delicate adjustments upon which the smooth operation of our whole economy would have to depend. A considerable amount of comparative data is included which throws some light upon the international aspects of the depression and the current recovery tendencies.

As to the use made of this abundant factual material, the study falls somewhat short of its potentialities. It does make a timely contribution in calling attention, at perhaps the critical stage in the recovery movement in the United States, to a number of voracious sink-holes through which the forces making for this recovery are likely to be sucked away and dissipated. But its tentative and generalized conclusions and recommendations as to the measures required for a full recovery are open to question.

Thomas J. Reynolds (New York).

Mackenroth, G. und **F. Krebs,** *Die Wirtschaftsverflechtung des Britischen Weltreichs. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(229 S.; RM.* 7.70*)*

Nach wie vor beherrscht das Autarkie-Ideal, wenn auch neuerdings in etwas gemässigter Form, das Denken und Handeln der internationalen Wirtschafts- und speziell der Aussenhandelspolitik. Da man einsehen gelernt hat, dass für die einzelnen Nationalwirtschaften eine Realisierung dieses Ideals schlechterdings unmöglich ist, sucht man in Erweiterung der ihm zugrundeliegenden Vorstellungen die „Selbstgenügsamkeit" wenigstens im Rahmen sog. „Grosswirtschaftsräume" zu verwirklichen. Bei solchen, schon in der Vorkriegsliteratur anzutreffenden Erörterungen hat begreiflicherweise neben den U. S. A. seit je das Britische Empire im Vordergrunde der Betrachtungen gestanden (vgl. etwa das 1900 erschienene Buch Dietzels, „Die Lehre von den drei Weltreichen").

Das grosse Verdienst der vorliegenden Schrift besteht darin, anhand eingehender Materialstudien die Frage der Möglichkeit einer Autarkie im Rahmen des „Grosswirtschaftsraums" des Britischen Weltreichs einer eingehenden Prüfung unterzogen zu haben. Das Ergebnis dieser Prüfung ist im wesentlichen negativ, d. h. die Verf. gelangen zu dem — sicherlich zutreffenden — Schluss, dass ungeachtet gewisser wirtschaftlicher Möglichkeiten die politischen Voraussetzungen für eine „Gesamtempireautarkie" fehlen. Diese Voraussetzungen aber, d. h. vor allem : die Möglichkeit einer einheitlichen zentral geleiteten Aussenwirtschaftspolitik, an die im britischen Falle angesichts der zunehmenden „politischen Desintegrierung" gar nicht zu denken ist, bilden für den „Wirtschaftsraum" ein konstitutives Merkmal, dessen Nichtberücksichtigung jenen Begriff in der von den Verf. mit Recht gerügten, heute üblichen „höchst nebelhaften Unklarheit" verbleiben lässt.

Die Arbeit enthält eine Fülle ausserordentlich interessanten und wertvollen Materials, aus dem speziell die dem englischen Exportinteresse zuwiderlaufenden starken Industrialisierungsbestrebungen der Dominions ersichtlich sind. Nicht zuletzt aus dem Erfolg dieser Bestrebungen erklärt sich die Tatsache, dass zwar, vom Mutterland aus gesehen, die Bedeutung

des interimperialen Warenaustauschs zugenommen hat, dass aber diese Zunahme mehr auf einer Steigerung der Bedeutung Grossbritanniens als Abnehmer dominialer und kolonialer Produkte denn einer Erhöhung des britischen Anteils an der Einfuhr seiner überseeischen Besitzungen beruht.

Fritz Neumark (Istanbul).

Law, John, *Œuvres complètes, publ. pour la première fois, avec une introduction critique, par M. Paul Harsin. 3 vol. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1934. *(LXXXVIII et* 222 *p.,* 328 *p.,* 432 *p.; fr. fr.* 150.—*)*

Même un esprit prévenu contre le banquier écossais ne peut manquer d'être frappé du caractère actuel de ses œuvres. Presque toujours, c'est avec les problèmes mêmes qui nous préoccupent qu'il est aux prises et le plus souvent la solution qu'il propose est encore une de celles entre lesquelles nous avons à choisir.

L'édition de M. Harsin, établie selon les méthodes les plus rigoureuses de critique, vient combler une lacune grave dans notre documentation économique. Depuis les médiocres éditions de Senovert, en 1790, et d'Eugène Daire, en 1843, plusieurs manuscrits inédits de John Law avaient été trouvés. C'est la première fois qu'ils sont réunis avec les œuvres anciennement connues. M. H. y ajoute de nombreuses découvertes personnelles.

Le premier volume contient les travaux dans lesquels J. L. définit sa position doctrinale à l'égard des problèmes monétaires, notamment la plus importante de toutes les œuvres de l'Ecossais : Money and Trade considered, le Mémoire sur l'usage des monnaies, dans lequel L. condamne les manipulations monétaires, le Mémoire pour prouver qu'une espèce de monnaie nouvelle peut être meilleure que l'or et l'argent.

Dans le second volume, qui renferme les idées de J. L. en matière bancaire, et se compose uniquement de textes rédigés en France au cours de l'année 1715, on trouve un inédit intitulé Rétablissement du commerce, où le système est élaboré dans ses parties essentielles : création d'une vaste Compagnie de commerce englobant toutes les petites Compagnies existantes et qui serait une véritable Société anonyme ; projet grandiose de rénovation économique ; fondation d'une banque et amortissement de la dette publique.

Le troisième volume comprend surtout les écrits de propagande, notamment ceux destinés à obtenir la transformation de la banque générale en banque royale, et les écrits de justification, postérieurs à la chute du Système. On y trouve aussi trois textes sur la réforme fiscale qui contiennent toutes les idées que les Physiocrates et Adam Smith emprunteront ou redécouvriront. Enfin, ce troisième volume se termine par une Histoire des Finances pendant la Régence, dans laquelle M. H. a reconnu une histoire de l'expérience écrite par J. L. lui-même. Robert Marjolin (Paris).

Viallate, Achille, *L'activité économique en France de la fin du XVIII^e siècle à nos jours. Librairie Marcel Rivière. Paris* 1937. *(*489 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Le lecteur trouvera dans ce livre sur l'économie française du XIX^e siècle un grand nombre de renseignements (le chapitre sur le XVIII^e est rapide et

un peu vague). Malheureusement, ces renseignements très divers qui portent sur le développement des industries et des banques, sur l'organisation des entrepreneurs et des salariés, sur le mouvement des prix, sur la politique commerciale, sur les transformations de l'agriculture (procédés de culture aussi bien que conditions de propriété et d'exploitation) sont souvent trop généraux pour faire connaître l'état actuel de notre savoir et de nos ignorances, et surtout ils sont purement et simplement juxtaposés, mais non organisés. La division des périodes semble assez arbitraire. Un livre de cet ordre exigerait une élaboration conceptuelle de manière à dégager et à discerner l'expansion économique, les changements structurels, le mécanisme du fonctionnement, la singularité de l'économie française. Rien de tout cela n'apparaît nettement. R. Aron (Paris).

Hamilton, Earl J., *Money, Prices and Wages in Valencia, Aragon, and Navarre.* 1351-1500. *Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London* 1936. *(XXVIII and* 310 *pp.;* $ 4.50, 20 *s.)*

In this volume, companion to an earlier one, Hamilton has carried his studies in Spanish price-history beyond the threshold of modern times. That is, whereas his previous book treated a modern period of violent, revolutionary price rises, this one deals with a period of generally falling prices. These studies of the relatively unexplored material on Spain confirm the generally accepted notions about European price formations in the period from 1350-1500. Data bearing on prices is, of course, far more scarce for this than for later periods ; data on wages is even more scarce, while records of unemployment are practically non-existent. As a result, the tabulation and charting of the material becomes more hazardous for this period. Although indices of real wages cannot be established, most of the available data tend to show that the situation of the laborer compares favorably on the whole (in places even very favorably) with his status in later periods. At times, in fact, his bargaining position is such that he can conduct a successful strike. On the economic structure of late medieval Spain, moreover, a high general culture could develop, for example, in a trading region like Valencia where, as in some of the Italian city-states, wilful feudal interference in monetary matters could be checked. From H.'s data the question that is so pertinent to the rise of modern capitalism : How far are its origins to be sought in late medieval conditions ? may be answered. For it appears that the price rise of the 1500's was due to „natural" causes such as the influx of precious metals and not to tendencies inherent in the earlier society.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Le gérant : R. Lisbonne.

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)

Seite

Geschichte :

Adolf Menzel, Griechische Soziologie. — Joyce O. Hertzler, The Social Thought of the Ancient Civilizations. — Jürgen Brake, Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung *(Finkelstein)* 437

Jérome Carcopino, La République romaine de 133 à 44 av. J.-C. — G. Glotz et R. Cohen, La Grèce au IVe siècle *(Henry)*.. 438

Arthur O. Lovejoy and George Boas, A Documentary History of Primitivism and Related Ideas. — Johannes Haussleiter, Der Vegetarismus in der Antike *(Finkelstein)*..... 440

Johannes Bühler, Deutsche Geschichte. — Max Rumpf, Das gemeine Volk *(Heimpel)*..... 442

William L. Langer, The Diplomacy of Imperialism. — Grover Clark, The Balance Sheets of Imperialism. — Grover Clark, A Place in the Sun *(Thorner)*..... 443

Siegfried von Kardorff, Wilhelm von Kardorff. — Fritz Hellwig, Carl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg *(Vagts)*. 444

Neutrality. — Walter Millis, Road to War. — Henry L. Stimson, The Far-Eastern Crisis. — Philip John Noel-Baker, The Private Manufacture of Armaments *(Neumann)*..... 445

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

International Review for Social History. — Bulletin of the International Institute for Social History Amsterdam *(Sternheim)* 447

Report of the Director. — Bernhard Pfister, Sozialpolitik als Krisenpolitik. — Soziale Arbeit und Gemeinschaft. — Wilhelm Butschek, Die Arbeitslosenversicherung. — Jürgen Kuczynski, Labour Conditions in Western Europe *(Sternheim)* 448

Governmental Protection of Labor's Right to Organize. — First Annual Report of the National Labor Relations Board *(David)* 450

Social Work Year Book, 1937 *(Field)*..... 451

Arnold Winkler, Die Entstehung des „Kommunistischen Manifestes" *(Walter)*..... 451

Édouard Dolléans, Histoire du mouvement ouvrier *(Aron)*.... 452

Henry David, History of the Haymarket Affair. — Samuel Yellen, American Labor Struggles *(Thorner)*..... 453

Spezielle Soziologie :

Robert S. Lynd und Helen Merrell Lynd, Middletown in Transition *(Lazarsfeld)* 454

Mélanges offerts à Ernest Mahaim *(Salomon)*..... 456

R. Aron, V. V. Obolensky-Ossinsky,, L. R. Franck, P. Vaucher, R. Polin, G. Prache, G. Lefranc, M. Déat, Inventaires II *(Schröder)*..... 457

Heinrich Rommen, Die ewige Wiederkehr des Naturrechts *(Neumann)* 458

Encyclopédie Française. — B. Mirkine-Guetzévitch, Les nouvelles tendances du droit constitutionnel. — Jacques Bardoux, La France de demain. — André Tardieu, La révolution à refaire. — Ernest Mélot, L'évolution du régime parlementaire. — Plan du 9 juillet. — Comité du Plan, Une nouvelle France. — Georges Mer, La Réforme de l'Etat en action. — Léon Blum, La réforme gouvernementale *(Kirchheimer)* 459

Louise-Marie Ferré, Les classes sociales dans la France contemporaine *(Tazerout)* 462

Edward R. Lewis, A History of American Political Thought *(David)* 464

Walter Witzenmann, Politischer Aktivismus und sozialer Mythos. — Adolf Menzel, Der Staatsgedanke des Faschismus *(Mayer)*..... 464

Bischof Alois Hudal, Die Grundlagen des Nationalsozialismus *(Angermann)* 465

Edward Westermarck, The Future of Marriage in Western Civilisation. — C. E. M. Joad, The Future of Morals. — K. T. Merchant, Changing Views on Marriage and Family *(Rumney)* 466

R. Pierreville, L'inégalité humaine devant la mort et la maladie *(Schröder)* 467

G. Gordon Brown and A. McD. Bruce Hutt, Anthropology in Action *(Edel)* 468

Seite

T. K. Penniman, A Hundred Years of Anthropology *(Goldstein)* 469
S. D. Pant, The Social Economy of the Himalayas *(Anstey)* ... 470
Herman Lommel, Die alten Arier *(Marcus)* 471
Die Indogermanen- und Germanen-Frage *(Steiner)* 472

Okonomie :

Explorations in Economics. — Economic Essays in Honor of Wesley Clair Mitchell *(Gumperz)*..... 473
Wesley C. Mitchell, The Backward Art of Spending Money *(Gumperz)* 475
Gaëtan Pirou, La crise du capitalisme. — Bertrand Nogaro, La crise économique dans le monde et en France *(Dauphin-Meunier)* 477
John Boyd Orr, Food, Health and Income. — Colin Clark, National Income and Outlay. — Robert F. Martin, National Income and Its Elements. — John A. Slaughter, Income Received in the Various States. — Harold Loeb and associates, Report of the National Survey of Potential Product Capacity. — Harold Glenn Moulton, Income and Economic Progress *(Meyer)*..... 477
A. W. Rather, Planning under Capitalism. — F. M. Wibaut, A World Production Order. — Planning for Employment. — David Grenfell, Labour's Way to Prosperity *(Wootton)*.. 482
Charles Frederick Roos, NRA Economic Planning *(David)*.... 484
The Recovery Problem in the United States *(Reynolds)*..... 485
G. Mackenroth und F. Krebs, Die Wirtschaftsverflechtung des Britischen Weltreichs *(Neumark)*..... 486
John Law, Œuvres complètes *(Marjolin)*..... 487
Achille Viallate, L'activité économique en France de la fin du XVIII^e siècle à nos jours *(Aron)*..... 488
Earl J. Hamilton, Money, Prices and Wages in Valencia, Aragon and Navarre (Vagts)..... 488

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelheftes francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the **« Zeitschrift für Sozialforschung », LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The review is published three times a year : in April, August, and December.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft I des Jahrgangs 1937 enthielt folgende Beiträge :

Max Horkheimer : **Der neueste Angriff auf die Metaphysik.**
Herbert Marcuse : **Über den affirmativen Charakter der Kultur.**
Erich Fromm : **Zum Gefühl der Ohnmacht.**
Paul F. Lazarsfeld : **Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research.**
Otto Neurath : **Inventory of the Standard of Living.**
David Efron and John P. Foley, Jr. : **Gestural Behavior and Social Setting.**
Raymond Polin : **Littérature récente sur le corporatisme.**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia... Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten — Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

Erste Abteilung : Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie.

Allgemeiner Teil (Max Horkheimer).
Sozialpsychologischer Teil (Erich Fromm).
Ideengeschichtlicher Teil (Herbert Marcuse).

Zweite Abteilung : Erhebungen.

Geschichte und Methoden der Erhebungen.
Die einzelnen Erhebungen :
a. Arbeiter- und Angestelltenerhebung ;
b. Erhebung über Sexualmoral
Gutachten K. Landauer ;
c. Sachverständigenerhebung über Autorität und Familie ;
d. Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie ;
e. Erhebung bei Arbeitslosen über Autorität und Familie.

Dritte Abteilung : Einzelstudien.

Sie enthält u. a.
Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen der Entwicklung der Familienautorität (Karl A. Wittfogel).
Beiträge zu einer Geschichte der autoritären Familie (Ernst Manheim).
Das Recht der Gegenwart und die Autorität in der Familie (Ernst Schachtel).
Bemerkungen über die Bedeutung der Biologie für die Soziologie anlässlich des Autoritätsproblems (Kurt Goldstein).
Autorität und Sexualmoral in der freien bürgerlichen Jugendbewegung (Fritz Jungmann).
Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs (Marie Jahoda-Lazarsfeld).
Autorität und Familie in der deutschen Belletristik nach dem Weltkrieg (Curt Wormann).
Autorität und Familie in der deutschen Soziologie bis 1933 (Herbert Marcuse).
Die Familie in der deutschen Gesellschaftsauffassung seit 1933 (Alfred Meusel).
Autorität und Familie in der französischen Geistesgeschichte (Paul Honigsheim).
Autorität und Familie in der englischen Soziologie (J. Rumney).
Autorität und Familie in der amerikanischen Soziologie der Gegenwart (Arthur W. Calhoun).
Autorität und Familie in der italienischen Soziologie (Adolfo Luini).
Autorität und Familie in der Theorie des Anarchismus (Hans Mayer).
Das Problem der Autorität in der neueren pädagogischen Literatur (R. Meili).

Anhang : Französische und englische Inhaltsangaben.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)
Printed in France